Oswald Ehrenhaupt

oder

Pharisäer und Zöllner.

Zeitroman

von

Fr. Lubojatzky.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Oswald Ehrenhaupt

oder

Pharisäer und Zöllner.

Erster Theil.

Zu derselben Zeit will ich Jerusalem mit Laternen durchsuchen; und will heimsuchen die Leute, die auf ihren Hefen liegen, und sprechen in ihrem Herzen: Der Herr wird weder Gutes noch Böses thun.

Und sollen ihre Güter zum Raube werden und ihre Häuser zur Wüste. Sie werden Häuser bauen und nicht darinnen wohnen; sie werden Weinberge pflanzen, und keinen Wein davon trinken.

Prophet Zephanja, 1. Kap., 12. u. 13. V.

Tief in der Haide liegt Haus Else.

Die Gegend ist düster.

Wohin das Auge blickt, sieht es einen dunkeln Hintergrund von Tannenwaldung, die wie ein Wächter das alte, einsame Herrenhaus umschließt.

Ein armseliges Dörfchen schmiegt sich an dasselbe an, dürftige Lehmhütten, deren Bewohner die urbar gemachten Haidestrecken bebauen und sich glücklich dünken, wenn der Ertrag des sandigen Bodens so viel abwirft, daß sie einen kleinen Theil ihres mühsam errungenen Gewinnstes an Händler verkaufen können.

Diese kleine Waldcolonie, fern von allem städtischen Treiben, führt ein sehr ruhiges Leben; der Luxus hat glücklicherweise noch keinen Weg durch die Haidewaldung gefunden, und wenn auch die Leidenschaften sich hier eben so gut entwickeln, als wo anders, denn ihre Herrschaft ist, einem unsichtbaren Netze gleich, über den ganzen Erdboden verbreitet, so sind doch eben diese

Leidenschaften weniger verkünstelt, wie in der großen Welt, seltener und ihrer Wesenheit nach natürlicher, weil die Menschen natürlicher sind, die Heuchelei und alle aus derselben entspringenden Uebel, welche in der großen Welt zu den heimlichen Krebsschäden gehören, fehlen hier.

Der Sommer mit seinem Sonnenglanz giebt dieser Erde ein etwas belebteres Colorit und scheint dem Frieden, der hier in tiefer, feierlicher Stille herrscht, eine goldene Glorie zu weben.

Abschreckend ist der Winter mit seiner grauen Himmelsdecke in diesem Haideland; eine traurige, das Gemüth ansteckende Schwermuth lagert dann ringsumher; das Geklingel der Kühe, welches noch im Spätherbste auf den magern Triften zu hören war und gleichsam der Haide eine harmonische Stimmung gab, ist erstorben, nur zuweilen kracht, mit tausendstimmigem Nachhall, ein Schuß durch die Waldung; ein Jäger lauert dem Wilde auf — das ist die einzige Unterbrechung, welche das tiefe Schweigen in dieser Einsamkeit stört.

Doch auch der Winter hat zuweilen einen wunderbaren Zauber für diese traurige Stille.

Wenn die Schneewolken sich entladet haben, liegt, wohin nur das Auge blickt, ein weißes Tuch gebreitet; der nächste Sonnenschein zaubert dann einen wunderbaren Effect hervor.

Die Tannenwaldung gleicht einer Unmasse von Christbäumen.

Die Strahlen der wärmelosen Wintersonne wiegen sich auf den lang abgestreckten Aesten und vergolden die schneeigen Wipfel, daß das Auge kaum den grellen Glanz ertragen kann.

Fegt nun der Wind ein wenig an dem Saum der Tannenwaldung hin, dann scheinen diese glänzenden Lichter zu hüpfen; der Schnee schüttelt sich von den Zweigen ab; der schwarze Grund der Aeste und Zweige hebt die flimmernden Lichtreflexe nur noch mehr hervor; ein geheimnißvolles Leben beginnt, sich zu regen; die Aeste schwanken und neigen sich, als wollten sie sich gegenseitig von einer heimlichen Mähr erzählen, die nur sie, die uralten Wächter dieser tiefen Einsamkeit, wissen. Und in der That, es liegt der Reiz des Geheimnisses in dieser Oede. —

Das alte Herrenhaus steht so grau und ernst da, umgeben von einer hochaufgeschossenen Eichenpflanzung, deren Stämme in wunderlichen Gruppen ihre Kronen fast bis zur Dachhöhe des alten Gebäudes emporheben. In diesem einfachen Hause, welches, gegen die es umlagernden Hütten, freilich majestätisch emporragt, haus't ein alter Herr, — ein wunderlicher Mann, der keinen Umgang mit der Welt hat, und hier den Abend seines Lebens in einer eisernen Abgeschlossenheit hinbringt.

Mit Menschenhaß im Herzen kann man keinen besseren Ort der Zurückgezogenheit auffinden, als eben diesen Haidewinkel, dies alte, finstere Herrenhaus und diese traurige Oede. Die kleinen Haidestädte sind wenigstens fünf gute Stunden Weges davon entfernt, die Hauptstadt aber zwei gute Tagereisen. Hieher verirrt sich also nie der Tumult und der Luxus der großen Stadt; die Haide mit ihrem Sandboden gleicht einer abschließenden Grenze gegen die verfeinerten Sitten oder Unsitten der Civilisation.

Wir haben hier in Kürze den Grund und Boden geschildert, auf dem sich der Faden unserer Geschichtserzählung entspinnt und vermeiden jede weitere Schilderung des Terrains.

An einem Wintertage trabten zwei Reiter den stark beschneiten Weg einher, der nach dem Herrenhause oder auch nach dem Dörfchen Else führte, welches man passiren mußte, um nach dem ersteren zu gelangen. Die beiden Reiter hatten noch nicht den Saum der Waldung erreicht, der die Ebene begrenzte; aber durch den allmälig lichter werdenden Raum zwischen den von dichten Schneemassen schwer gedrückten Baumästen hindurch, bot sich ihnen bereits der Anblick des Herrenhauses und des Dörfchens.

„Eine traurige Gegend; ich möchte hier nicht einmal todt sein!“ sagte der Voranreitende.

„Hm,“ antwortete der Andere lachend, „das

würde mir sehr gleichgültig sein. Wenn ich einmal im Zustande der Auflösung mich befinde, werde ich mich nie wählerisch zeigen."

„Jeder nach seinem Geschmack," entgegnete der Erstere darauf; „aber man muß eine gewisse Noblesse auch in diesem Zustande festzuhalten suchen."

Der Andere lachte ausgelassen und erwiederte:

„So viel ich weiß, sind wir an Ahnen gleich, Frederic, — ich habe die meinigen bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen — 's ist wahr, sie lagen in ihren zinnernen Särgen recht stattlich da; aber sie dauerten mich, auf Ehre, sie dauerten mich. Denke Dir den Gottfried, meinen Großvater, zum Beispiel, was hat der gute, hochselige Herr in seinem Leben für Unglück erlebt! und jetzt noch kann er nicht zur Ruhe kommen. Da liegt er einbalsamirt, ohne Herz, in seinem zinnernen Sarge, und wenn einmal ein Sterbefall in unserer Familie vorkommt, werden die Särge nach altem Familiengesetz geöffnet und laut in der Gruft ausgerufen: „„Se. Gnaden oder die gnädige Frau von Kronenhelm, geborne so und so, ist Todes verblichen und wird morgen in der zehnten Stunde in dieser Gruft der erlauchten Familie von Kronenhelm feierlichst beigesetzt."" Nein, Frederic, Gesetze und Ceremonien noch für die Todten — das ist zu viel, ist lächerlich."

„Dir scheint das so, Heinrich, ist es aber nicht," erklärte der Vorige, „es muß Vorrechte unter den

Menschen geben, Vorrechte, die eine scharfe Grenze ziehen zwischen den Gebildeten und den untern Volksklassen; nur der Schwindel der neueren Zeit hat an diesen Gesetzen gerüttelt."

„Hm," warf der Andere den Kopf auf, „wenn ich den Unterschied zwischen uns und dem Volke auch gern zugebe, und man kann vernünftigerweise auch gar nicht anders, denn eine Gleichheit ist nicht denkbar, so muß ich Dir doch eben bemerken, daß man heutzutage nicht eben sehr stolz auf den Adel sein kann; das Geld adelt jetzt, von Verdiensten ist keine Rede mehr. Man macht einen Juden zum Baron, weil er Geld hat — auf Ehre, Frederic, das wurmt mich. Der Mensch ist also nur eine Macht, wenn er Geld besitzt. Letzthin beim Minister, das Vorzimmer war gefüllt, zwei arme Capitains von Adel, Beide Brüder, sollten eben Audienz bei Sr. Excellenz erhalten, da kam plötzlich die Majestät von Israel und — hatte den Vortritt — das ist niederschlagendes Pulver, Frederic!"

Sie waren soeben auf die Ebene gekommen und ritten nun Beide schweigend nebeneinander hin. Jeder sah auf das alte Herrenhaus und überließ sich seinen Gedanken, die vielleicht dem Stoff der kurzen Unterhaltung galten, oder was möglicher war, der Ursache ihres Besuches in dieser, weit von dem Treiben der Städte abgelegenen Oede. In Schweigen vertieft, wurden sie plötzlich durch ein lautes, zwischen den

Bäumen, deren Bereich sie erst vor wenigen Sekunden verlassen hatten, weithin donnerndes „Halloh!“ aufgeschreckt. Sie wendeten sich um, um die Ursache zu erspähen, denn durch die tiefe Stille der Gegend klang der freudige Jagdruf wirklich erschreckend. Unter den Bäumen hervor bemerkten sie einen Menschen, der rasch und kräftig einherschritt auf demselben Wege, den sie soeben zurückgelegt hatten. Und wieder ließ er ein kräftiges „Halloh“ ertönen. Er schien eine Last auf dem Rücken zu tragen; seine Arme, etwas über Kopfhöhe erhoben, hielten dieselbe fest. Bei seinem raschen und kräftigen Schritt dauerte es nicht lange, daß er sich bald bei den beiden Reitern befand, deren Pferde scheu vor ihm zur Seite prallten, so daß nicht viel gefehlt hätte, die Herren wären, auf solche Sprünge ihrer Thiere nicht vorbereitet, aus den Sätteln geflogen.

„Alle Teufel, was trägt der Mensch?“ rief Heinrich von Kronenhelm, — ein unterdrücktes gurlendes Geheul vom Boden herauftönend, schien die Antwort auf diese Frage.

„Es ist ein Wolf, ein lebendiger Wolf!“ rief Frederic entsetzt.

Der Träger des Unthieres, der beiden Reitern keine größere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, als daß er herzlich über die Seitensprünge ihrer Thiere lachte und in raschem Schritt an ihnen vorbeigehen wollte, antwortete nun:

„Ja, ein Wolf, Herr — eine prächtige Bestie — der Kerl soll uns Spaß zu Hause machen.“ —

Der Ton, in dem dies gesprochen wurde, war so eigenthümlich, wie es der Sprecher selber war. Eine große, kraftvolle Jünglingsgestalt in einem ganz grauen Linnenanzuge, bestehend aus einer kurzen Jacke und langen Beinkleidern, die auf ein paar starke, rindslederne Schuhe, ganz wie sie die Bauern tragen, herabfielen. Ein breiter Ledergurt, an dem ein Messer in einer ledernen Scheide kurz herabhing, hielt die Beinkleider fest um den Leib. Die Jacke war offen, das Hemde, aus halbgebleichtem Linnen, so zurückgeschlagen, daß es den Anblick der freien, entblößten und mit Schweißperlen dicht übersäeten Brust bot. Die rüstigste, unverdorbenste Jugend schaute aus dem Antlitz des Jünglings. Es war ein edelgeformter Kopf mit langem, gelben Ringelhaar, das sich jetzt durch die Bürde auf seinem Rücken vor nach der Schulter geschoben hatte und solchergestalt das Gesicht in einen elastischen, schmiegsamen, goldschillernden Rahmen einfaßte. Die stete Landluft hatte es gebräunt; aber eben dieser männliche Teint gab ihm oder verstärkte vielmehr den Ausdruck von Kraft und unbegrenzten Muth, der aus seinen großen, blauen Augen schaute und in der ein wenig trotzig aufgeworfenen Unterlippe sich kund that. Die kühn gebogene Adlernase trat so kecklich und herausfordernd hervor, daß es keiner physiognomischen Kennt-

nisse bedurfte, um im Voraus zu behaupten, dieser Jüngling besitze Scharfsinn und einen ziemlich hoch ausgebildeten Verstand, wie die breite und schöngewölbte Stirn eine große Klarheit des Geistes verkündete. Ein eigenthümlicher Zug von Gutmüthigkeit lagerte sich in einer kaum angedeuteten Falte um seine Mundwinkel, und wie er jetzt lachte über den Schreck der beiden Reiter und ihrer Rosse, drückte sich eine aller Schadenfreude ferne Jugendlust in seinen Mienen aus, die sein edles, freies Antlitz gleichsam mit dem Sonnenschein der Herzlichkeit übergoß.

Welch' ein Contrast zwischen ihm und den beiden Cavalieren! Er in dürftiges Linnenzeug gekleidet, als wehe der Sirocco in der Haide und die Reiter in feine Pelzröcke, bis an den Hals hinauf zugeknöpft, und wärmende, mit Pelz verbrämte Mützen mit großen Ohrklappen auf den Köpfen, dicke, wildlederne Handschuhe an den Händen, also förmlich verschanzt gegen jeden Luftzug, der sie ungestüm anwehen konnte. Indem er den beiden Reitern antwortete, war er bei dieser Gelegenheit stehen geblieben, um gleich mit zu rasten. Die Schweißtropfen fielen über seine Wangen auf den beschneiten Boden. — Dies Zusammentreffen war so ungewöhnlich, daß die Reiter die Sprache verloren zu haben schienen und mit dem höchsten Grad von Erstaunen den Jüngling betrachteten, der jetzt eine gebückte Stellung annahm, und, indem er den rechten

Fuß in einen Winkel vorwärts setzte, mit seiner linken Hand, während die rechte die zusammengeknebelten Hinterfüße des Raubthieres allein festhielt, den Schweiß von seiner Stirn wischte.

Während dieses Nebengeschäftes betrachtete er ebenso mit Verwunderung, wie es ihm geschah, die beiden Cavaliere. Wenn er ihnen früher keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, so entsprang dies wohl lediglich aus dem Grunde, daß die Last auf seinem Rücken ihn antreiben mochte, alles Andere zu ignoriren, um sie baldigst los zu werden; jetzt aber, da er gleichsam erst sah, fühlte er sich angeregt, diese Fremden näher in Augenschein zu nehmen; sie waren in dieser Einsamkeit eine Merkwürdigkeit für ihn, und er konnte sich nicht enthalten, die Frage aufzuwerfen:

„Wer seid Ihr denn?“

„Wer bist Du?“ entgegnete Frederic.

„Oswald!“ war die Antwort, „gehe eben heim zum Vater Anselm.“

„Bist Du eines Jägers Sohn?“ fragte Frederic wieder.

„Nein, warum?“

„Weil Du dies Raubthier . . .“

Oswald lachte. „Auf dem Rücken trage?“ fiel er ihm in's Wort, „nein, habe den prächtigen Kerl gefangen. Unser alter Thoms hätte ihn im Leben nicht getroffen.“

„Gefangen?“ fragte Heinrich von Kronenhelm, „mit Deinen Händen?“

Diese Frage schien für den muthigen Jüngling ein Gegenstand des herzlichsten Gelächters zu werden.

„Denkt Ihr, ich brauche die Hülfe Anderer, um einem Wolf das Maul zuzubinden und seine Pfoten zu fesseln?“ entgegnete er. „Ei, Herr, Ihr mögt ein Muttersöhnchen sein, das sich vor jeder Katze fürchtet, glaube ich, — bei mir ist's anders. Und stånd' der Waldgeist dort, wo Ihr mit Eurem Pferde haltet, ich ging' auf ihn los, gerade wie auf den Wolf.“

Die Erinnerung an seinen Kampf mit dem Unthier, das er als Trophäe seines Sieges heimtrug, schien ihn zu enthusiasmiren.

„Die Bestie hatte die Leute in Furcht gebracht,“ erzählte er, „Niemand traute sich mehr bei Abendzeit in der Haide zu gehen, ja, man hatte den Kerl schon bis in die Gegend unsers Dorfes kommen sehen; der alte Thoms that zwar groß, als wär's für ihn ein Kinderspiel, den Vierbein niederzuschießen; aber ich habe ihn wie eine Espe zittern sehen, als ich vorgestern mit ihm durch's Dickicht strich, und der Wolf heulend aus den Büschen heraussetzte und entfloh. Ja, glaubt's, Thoms zitterte so, daß er erst dann zum Schusse kam, als wir nur eben noch das leere Nachsehen hatten. Nun, er ist ein alter Mann, ich habe gelacht und seine Furcht verschwiegen. Thoms ist sonst ein guter, alter

Mann, hat mich schon vor Jahren mit auf die Jagd genommen, warum sollte ich ihn kränken? Aber ich dachte bei mir: den Wolf mußt du allein fangen; gewiß, Herr, ich hatte keinen andern Gedanken den Tag über und gestern nahm ich, ohne Jemand was zu sagen, Hacke und Schaufel und ein Stück rohes Fleisch und ging nach dem Dickicht. In einigen Stunden hatte ich eine Grube fertig und das Fleisch legte ich auf Reiser, die ich drüber gebreitet. Er mußte, wollte er den Fraß haben, hinunterstürzen. Und so war's auch. Mit Stricken ging ich heute Morgen hinaus und fand den Vogel gefangen. O, Ihr hättet sehen sollen, wie wild und wüthend er war, und wie er heulte vor Zorn und in die Höhe sprang."

„Und so hast Du ihn lebendig heraufgeholt aus der Grube?" fragte Frederic.

„Wer sonst, als ich?" entgegnete Oswald, „ich legte mich an den Rand der Grube und starrte die Bestie so lange an, bis sie winselte vor Angst; kein Thier kann den scharfen, drohenden Blick des Menschen aushalten, es empfindet Furcht; dann sah ich wieder weg, und als er sich nun frei glaubte von meinem Auge und wüthend in die Höhe setzte, da warf ich ihm die Schlinge über den Kopf und in seiner Wuth verwickelte er sich so sehr darein, daß er fast erwürgt war, als ich ihn heraufzog. Als ich ihn oben hatte, die Vorderpfoten unterm Hals festgeschnürt, daß er

nicht entlaufen konnte, warf ich mich überhin und ich muß den Kerl loben, er hat sich bis auf's Aeußerste vertheidigt."

„Warum stießest Du ihm nicht Dein Messer, das Du am Gurt trägst, in die Gurgel?" fragte Heinrich von Kronenhelm.

„Warum? Ei, Herr, ich hätte mich schämen müssen, einen Feind, den ich schon so weit gefesselt hatte, daß er nicht vom Platze konnte, noch so hinterlistig niederzustoßen," antwortete Oswald, ohne vielleicht des Edelmuthes sich bewußt zu sein, der ein Grundzug seines Gemüthes war und dem er jetzt einen so einfachen Ausdruck lieh. „Und ich wollte ihn lebendig haben!" setzte er hinzu, „es war meine Freude so; jetzt habe ich ihn und Vater Anselm wird sich freuen."

„Nach dem Herrenhause gehst Du?" fragte Frederic.

„Ja, ich sagte es Euch ja schon. Und wer seid Ihr denn? Ich habe Euch noch nie hier gesehen."

„Wir wollen den Herrn besuchen."

„Vater Anselm? Gut, gehen wir mit einander; das wird lustig werden, Fremde sind noch nie bei uns gewesen." —

Nach diesen Worten faßte der Jüngling die über seinem Kopf emporragenden Hinterpfoten des Unthiers wieder mit beiden Händen und schritt mit erneuter Kraft nach der kurzen Ruhe den Weg nach dem alten

Herrenhause zu. Langsam und in einiger Entfernung folgten ihm beide Cavaliere nach. Beide schwiegen; diese Begegnung war zu seltsam, um nicht einen tiefen Eindruck bei diesen beiden jungen Herren hervorgebracht zu haben. Der Jüngling war der reinste Ausdruck natürlicher Kraft und einer unverdorbenen, muthigen Seele, ein Naturmensch im weitesten Sinne des Wortes, mit allen jenen Eigenschaften ausgestattet, die die höhere Civilisation allmählig niederdrückt.

„Ich habe nicht gewußt, daß der alte Herr noch einen Sohn hat,“ bemerkte Frederic nach einer Weile.

„Ich auch nicht,“ stimmte Heinrich bei, „indeß, es ist möglich, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin, um dessenwillen er die große Welt verlassen, hier in dieser Einöde zum zweitenmale verheirathet, — eine Mesalliance vielleicht, von der man nichts erfahren — er soll stets ein Sonderling gewesen sein, wie man erzählt.“

„Es ist wahr,“ bejahte der Vorige; „schon sein plötzlicher Entschluß, sich in diese Einsamkeit zurückzuziehen, ist eine Sonderbarkeit, welche damals der Gegenstand aller Unterhaltung in der Residenz war. Kein Mensch kennt den wahren Grund dieses Rückzuges; man will denselben zwar in dem Tode seiner Gemahlin finden, die er sehr geliebt haben soll, Andere aber behaupten, eine Ungnade Sr. Majestät, die er sich damals bei den Festlichkeiten wegen der Geburt des Thron=

erben zugezogen und welche Ursache für Alle ein Geheimniß blieb, sei die wahre Veranlassung des Entschlusses des Freiherrrn von Thonradel, die Welt und alle ihre Freuden zu quittiren. Nun, wir werden jedenfalls den alten Herrn kennen lernen in kurzer Zeit. Aber der junge Mensch schreitet wie mit Siebenmeilenstiefeln zu, er hat schon die ersten Hütten des Dörfchens erreicht."

In der That befand sich Oswald bereits im Bereiche seines heimischen Dörfchens und die beiden Cavaliere sahen, wie Jung und Alt aus den Hütten herauseilten und je weiter der junge Wolfbezwinger vorwärts nach dem Herrenhause zuschritt, desto mehr Begleiter bekam, die ihm dicht zur Seite folgten, bis Alle unter den beschneiten Eichengruppen, die das Herrenhaus wie eine Barrikade umgaben, verschwanden. Sie gaben ihren Pferden nun die Sporen und befanden sich bald in der Nähe der jubelnden Haidebauern, für welche das Unthier ein Gegenstand der größten Furcht gewesen war.

Die Ankunft zweier Fremden theilte die Aufmerksamkeit dieser einfachen Menschen; Fremde waren für sie ein Gegenstand von eben solchem Interesse, als der Wolf, den Oswald gefangen hatte und nun lebend heimbrachte. Man besah mit Musterblicken die beiden Cavaliere und ihre Pferde und theilte sich ziemlich verständlich seine Bemerkungen über sie mit. So erreichten der Wolf und sein Träger, die Fremden und die

Bauern den Hof des Herrenhauses, in dessen Thüre Oswald ohne Zögern mit seinem gefesselten Feind einschritt, während die Cavaliere sich aus ihren Sätteln schwangen und einem Knecht, der voll Erstaunen sie und ihre Pferde besichtigte, befahlen, die letzteren in den Stall zu führen. Nachdem dies nothwendige Geschäft bestellt war, begaben sich Beide in das Haus.

„Man scheint hier wenig Umstände mit Fremden zu machen,“ bemerkte Heinrich von Kronenhelm, „kein Diener läßt sich sehen, der uns meldet und dies Bauervolk wirft uns jedenfalls in die nämliche Kategorie, zu der es den Wolf zählt.“

Frederic lachte. „Es ist möglich,“ sagte er, „wir werden uns selber melden müssen, es wird uns nichts Anderes übrig bleiben.“

Die Bauern waren sämmtlich mit Oswald hinaufgegangen, ein Beweis, daß der alte Freiherr von Thonradel die Grenzen des Ranguntersciedes ziemlich erweitert haben mochte und die Schranken zwischen Herr und Unterthanen, wenn auch nicht gänzlich verschwunden, doch nicht so offenbar hervortretend waren und mehr in einer patriarchalischen Gemüthlichkeit zwischen beiden Theilen bestanden.

Die Cavaliere, durch die Vorsorge für ihre Pferde einige Minuten später in das Haus tretend, fanden sich ganz allein in dem Flur und schritten nun die Treppe hinauf, auf gut Glück Jemand suchend, der ihnen den

Weg zum Besitzer dieses in Haidenacht versteckten Gebäudes zeige. Indeß diese Bemühung war unnöthig. Als sie das Obergeschoß erreicht hatten, sahen sie die Thüre eines kleinen Saales offen und in demselben ihre Begleiter stehen. Sie traten also ein. Der Anblick, der sich ihnen bot, war überraschend. Der Saal besaß keine besondere Länge, indeß war er länger als breit und dabei niedrig. An der Stirnwand desselben, zwischen den zwei Fenstern, hingen einige alte, durch die Zeit gänzlich verwischte Oelgemälde, auf denen nur noch die Hauptfiguren erkennbar waren. Der graue Winterhimmel, der durch die Fenster hereinschimmerte, war nicht geeignet, diesen dunklen Raum, dessen Fußboden aus grauen und braunen gewürfelten Fließen bestand, ein freundliches Ansehen zu geben. In der Mitte hing von der Decke herab ein alterthümlicher, vergoldeter Armleuchter. Der Eingangsthüre gegenüber, auf deren Schwelle die beiden Cavaliere stehen blieben, befand sich in der entgegengesetzten Wand eine zweite Thüre, die halb offen gelassen, die Aussicht in ein Nebengemach bot. Vor dieser halb geöffneten Thüre stand ein Greis in einem weiten, geblümten Schlafrock, der durch eine rothe Binde, deren Zipfel an der Hüfte herabfielen, zusammengehalten wurde. Ein blausammtnes Käppel mit einer goldnen Troddel deckte sein weißes Haar, das sich unterhalb den Schläfen mit dem herrlich gelockten und bis zur Herzgrube herabreichenden Barte vereinte.

Dies patriarchalische und Ehrfurcht gebietende Aeußere besaß der alte Freiherr von Thonradel, ein hoher Siebziger. Seine hagere und durch Alter gekrümmte Gestalt stützte sich auf einem Krückstock. Neben ihm stand zur Rechten ein ebenfalls alter Mann, eine mindergroße, aber mehr beleibte Figur, in einem ganz altmodischen, schwarzen Leibrock mit großen, schwarzen Tuchknöpfen, kurzen, schwarzen Beinkleidern und langen gleichfarbigen Strümpfen. Die, die Fußblätter ziemlich ganz bedeckenden Schuhlaschen trugen zwei große, zinnerne, wohlgeputzte Schnallen, die durch den schwarzen Grund des Piedestals dieses Mannes besonders zur Anschauung gebracht wurden. Dieser Mann hatte etwas Ehrwürdiges in seinem Antlitz, das, obgleich vom vorgerückten Alter ziemlich gefurcht, doch einen nicht zu übersehenden Ausdruck von Milde und Herzensgüte wies. Das mit wahrhaft puritanischer Sorgfalt um seinen Hals gewundene und faltenlos anliegende weiße Tuch, war in einer kleinen Schleife zusammengeknüpft und lag über der bis an den Hals herauf zugeknöpften Damastweste mit kleinem Stehkragen. Mit eben so ängstlicher Sorgfalt, wie dies faltenlose Tuch, waren auch die Manschetten vorgezogen, die fast die Hälfte der gelblichen Hände bedeckten. Die äußere Erscheinung des Geschilderten rief die der in unsern Tagen längst aus der Mode gekommenen und vergessenen Dorfgeistlichen des vorigen Jahrhunderts ins Ge-

dächtniß — der Mann war ein treues Original aus jener verschollenen Zeit und nannte sich Magister Ehrenhaupt.

Dem alten Freiherrn zur Linken zeigte sich ein Jäger, eben so alterthümlich anzuschauen, ein wahrhaft verwitterter Waldmensch. Die Einwirkung der Luft schien nicht allein die Farbe seiner Haut so eigenthümlich gelbbraun gefärbt, sondern auch seinen langen Körper förmlich ausgetrocknet zu haben. Dieser Mann, den Oswald bereits mit Namen genannt und den wir unsern Leser als jenen ehrlichen Thoms vorführen, war ein wunderbares Exempel von Magerkeit, eine lebendige Mumie. Vielleicht würde diese auffallende Eigenthümlichkeit weniger hervortretend gewesen sein, wenn Thoms, eigentlich Thomas, nicht einen zu langen Hals gehabt hätte, der seine Figur lächerlich machte und dem sehr hageren Gesicht den Ausdruck eines Pierrot verlieh. Der ehrliche Thoms liebte das Martialische vor Allem, deshalb trug er einen bedeutenden Schnauzbart, dessen untere Spitzen stark ins Weißgraue schillerten, was Thoms nie zu bemerken schien — er liebte es nicht, als alter Mann betrachtet zu werden und hielt sich für einen besonders rüstigen Waidmann. Für jetzt steckte er in einem grauen Rocke, dessen Schöße nach hinten umgeschlagen, sein Untergestell, in einem paar wildledernen und viel zu weiten Beinkleidern und hohen, schwarzen Aufschlagstiefeln, dem Auge vollkommen Preis

gaben. Dieser graue Rock war seine Livree; er besaß gar kein anderes Kleidungsstück, außer diesem, und jederzeit, zu welcher Stunde des Tags oder in der Nacht man ihn auch erblickte, sah man ihn in diesem Kostüm, einen schwarzen, speckigen Dreimaster mit einer Schleife auf dem Kopfe und den Hirschfänger an seiner Seite.

Trotzdem, daß Thoms in seiner äußeren Erscheinung eine vollständige Karrikatur genannt werden konnte, so genoß er doch ein bedeutendes Ansehen unter den armen Hüttenbewohnern und sein Wort galt viel bei ihnen; er war ein Mann von Erfahrung und hatte jene unglückliche Schlacht bei Jena mitgemacht, von der er bei jeder Gelegenheit gern zu sprechen begann und dann unerschöpflich war. Er besaß viel Lebendigkeit in seiner Erzählungsweise und hatte eine wahrhaft telegraphische Manier, zu gestikuliren, sich angewöhnt.

Jetzt stand dieser würdige Waidmann voll des größten Erstaunens neben dem alten Freiherrn und seine Augen waren auf den Wolf gerichtet, der so geknebelt, daß er sich nicht rühren konnte, in der Mitte des Saales am Boden lag. Oswald stand neben dem Unthier und aus seinem offenen, jugendmuthigen Antlitz leuchtete der Triumph, das Staunen auf allen Gesichtern zu lesen.

„Das ist wieder einer Deiner unvorsichtigen Streiche, Oswald,“ sprach der alte Freiher ernst, „man darf Dich nicht aus den Augen lassen, Du brausest

über wie gährender Wein. Wie leicht hättest Du diesen Vorwitz mit Deinem Leben büßen und eine Beute dieses Unthiers werden können.“

„Ei, Vater Anselm,“ rief der Jüngling, „ich bin nicht dazu geschaffen, still zu sitzen und immer über den Büchern zu hocken. Ich möchte mit dem Vogel um die Wette fliegen, aber die Flügel fehlen mir. Laßt mir meine Freude — ich bin einmal so.“

Jetzt nahm der ehrwürdige Magister das Wort. „Mein Sohn,“ sagte er, „wie oft habe ich geeifert über diese Tollheiten; Du hast kein Ohr gegen alle Warnungen und Ermahnungen. Welche Vermessenheit, ein so gefährliches Raubthier lebendig fangen zu wollen und es auch wirklich nach Hause zu bringen! Was soll nun damit geschehen? was? ich weiß es nicht.“

„In Deinen Büchern, mein Vater, steht so etwas auch nicht, aber in meinem Kopfe,“ entgegnete der Jüngling heiter, „ich lege den Wolf an die Kette und er hütet das Haus. Er wird sich prächtig an der Kette ausnehmen.“

„An die Kette?“ rief der Magister entsetzt.

„Ich werde ihn erschießen,“ bemerkte Thoms, „bei Jena ..“

Oswald lachte laut auf und sagte dann: „Wenn Du ihn erschießen willst, Thoms, gut, so werde ich ihn laufen lassen und zwar gleich auf der Stelle.“

Bei diesen Worten trat der Jüngling näher zu

dem gefesselten Raubthier und beugte sich etwas nieder, als wollte er die Stricke, die es wehrlos machten, lösen. Ein lautes Geschrei drang aus den Kehlen der Bauern und sie rannten in wilder Hast, als ob ihnen die Köpfe brennten, aus dem Saale, die beiden Cavaliere mit sich hinausreißend.

Diese panische Furcht schien dem muthigen Jüngling großes Vergnügen zu machen, er lachte aus vollem Halse. Auch der Freiherr und seine beiden Freunde, der Magister und Thoms hatten das Weite gesucht und standen nun im anstoßenden Gemach, dessen Thür nur noch so weit geöffnet blieb, daß der Freiherr den Kopf vorsichtig herausstrecken konnte.

„Oswald!" rief er, „ich verbiete Dir jede unbesonnene Handlung; es ist genug der Tollheit schon geschehen. Du sollst Deinen Willen haben, weil es Dir Freude macht — Du bist noch so jung, und ein eigensinniger Kopf — geh, lege ihn an die Kette — Thoms wird helfen."

„Nein, Euer Gnaden," protestirte der Letztere hinter der Thüre, „das ist wider Gottes Gesetz; der Wolf ist ein Raubthier, ein Feind — bei Jena, Euer Gnaden — —"

„Du wirst gehen, Thoms," befahl der Freiherr streng, „keinen Widerspruch. 'S ist eine Jugendthorheit vom Oswald, aber — —"

„Gegen alle Jagdgerechtigkeit," protestirte Thoms,

„ich trage die Bestie nicht hinunter, ich gewiß nicht — nicht etwa aus Furcht, bewahre, Furcht kenne ich nicht, Ew. Gnaden, bei Jena — —“

„Ich trage den Wolf hinunter, wie ich ihn heraufgebracht habe, er soll prächtige Sätze an der Kette machen!“ rief der Jüngling lustig, mit einem kraftvollen Schwunge das sich in den festschnürenden Stricken am Boden windende Raubthier in die Höhe reißend und es wieder auf dem Rücken tragend, „komm, Thoms — in den Hof hinunter!“

Mit diesen Worten verließ er den Saal und schritt, ein fröhliches Lied trällernd, an den beiden Cavalieren vorbei, die bis jetzt unbemerkt Zuschauer dieser Scene waren.

„Geht nur hinein, Vater Anselm ist drinnen,“ sagte er, seinen Sang unterbrechend, indem er an ihnen mit seiner Siegestrophäe die Treppe hinunterschritt.

Erstaunt sahen sich Frederic und Heinrich an.

„Dieser junge Mensch scheint Herr zu sein in diesem Hause,“ bemerkte der Erstere.

„Mir kommt es auch so vor,“ stimmte Heinrich bei.

Beide traten in den Saal, durch welchen ihnen Thoms mit dem ärgerlichsten Gesicht von der Welt entgegenkam.

So plötzlich und in dieser Stunde des Aergers

Fremde vor sich zu sehen, consternirte den rüstigen Waidmann auf's Höchste.

„Halloh!“ rief er, „was solls? Räuber vielleicht? — Räuber! — Wilddiebe! — im Einverständniß mit dem Ungeheuer?“

Thoms Stimme schallte sehr laut und vernehmlich durch den Saal und als die schon wieder geschlossene Thüre des Nebenzimmers geöffnet wurde und der Freiherr mit dem ehrwürdigen Magister auf der Schwelle erschien, erblickten sie zu ihrer größten Verwunderung den braven Thoms mit gezogenem Hirschfänger den beiden Fremden gegenüber stehen.

„Vaeh! misere!“ rief der Magister die Hände faltend.

„Euer Gnaden!“ schrie Thoms, „ich vertheidige Sie! Herr Magister, ruft die Bauern herauf, ein Ueberfall....“

„Unsinniger Mensch!“ unterbrach ihn Frederic, den diese Art des Empfangs unangenehm zu werden anfing, „sehen wir Räubern ähnlich? Aus dem Wege, Verrückter! Herr Freiherr, wir sind Edelleute und kommen im Namen des Königs. Befehlen Sie diesem Menschen, die Waffe zu verhüllen.“

Eine Pause folgte, es konnte beiden Cavalieren nicht entgehen, daß der alte Freiherr von Thonradel einen Schreck, der wie ein electrischer Schlag seine greise Gestalt durchzuckte, nicht verbergen konnte, ja es dauerte

einige Secunden, ehe er so viel Fassung errungen zu haben schien, den Augenblick zu beherrschen.

„Thoms!“ sagte er dann, „den Hirschfänger in die Scheide, ich befehle es Dir; hier ist keine Gefahr, diese Herren kommen im Namen Sr. Majestät; Ehrfurcht vor den Boten des Königs!“

Thoms senkte nun allerdings die Waffe, indeß sein durch die vorhergehende Scene ungewöhnlich aufgeregtes Gemüth konnte unmöglich den Gedanken so schnell aufgeben, hier einen räuberischen Ueberfall zu erblicken; mit Augen des Argwohns betrachtete er die beiden Fremden, an denen er so gern zum Helden geworden wäre und welchen der alte Freiherr jetzt entgegenschritt mit dem Anstand eines alten, in allen Regeln des Ceremoniells wohlbewanderten Hofmannes.

„Auch in der so vieljährigen Zurückgezogenheit, in diesem fernen Winkel des Königreiches, habe ich die Ehrfurcht nicht vergessen, welche jeder loyale Unterthan für seinen königlichen Herrn empfindet; deswegen nenne ich Sie willkommen, meine Herren — wen habe ich das Vergnügen zu begrüßen?“

„Frederic, Graf von Feldernburg! Heinrich, Baron von Kronenhelm!“ präsentirte sich und seinen Begleiter der Erstere.

„Namen, die einen guten Klang im Lande haben,“ antwortete der alte Freiherr, „ich hätte nie geglaubt, Söhne dieser ehrwürdigen Geschlechter in meinem ein-

einsamen Hause empfangen zu können. Se. Majestät hat Ihnen eine Botschaft an mich, den verschollenen Hofmann, übertragen, ein Beweis, wie hoch Sie in der Gnade des königlichen Herrn stehen.“

„Es ist vielmehr die Zuneigung, welche sich in dem Herzen des Königs, da wir die hohe Auszeichnung genossen, als dessen Gespielen mit ihm zugleich erzogen zu werden, für uns bewahrt hat.“

„Mit dem König zugleich?“ fragte Herr von Thonradel, „verstehe ich recht?“

„Gewiß,“ bejahte Heinrich von Kronhelm, „Se. Majestät bestieg vor einem Monate den Thron seines königlichen Herrn Vaters, der schnell über Nacht starb und ...“

Diese Erklärung ward durch einen Schrei des Freiherrn unterbrochen, der leichenblaß wurde und dem neben ihm stehenden Magister in die Arme sank.

Die Empfangsfeierlichkeit war somit schnell beendet; der Schreck hatte den Greis so niedergeschmettert, daß er in sein Bett gebracht werden mußte. Bestürzt sahen sich die beiden Cavaliere an, indeß der schlimme Zufall war nicht zu ändern und sie fanden es für's Zweckmäßigste, sich so viel als möglich ruhig zu verhalten, denn auf den Hülferuf des Magisters erschienen zwei alte Diener, eben so greis, wie ihr Herr, und während der Eine, mit Unterstützung des Magisters, den in Ohnmacht befangenen Freiherrn aus dem Saale hin-

aus in sein Gemach trug, rannte der Andere in Todesangst die Treppe hinab und man hörte ihn unten das Gesinde herbeirufen.

Dieses Angstgeschrei drang auch zu den Ohren Thoms und Oswalds, die Beide in einem Stalle mit dem Wolfe beschäftigt waren und Thoms, ohnehin in einer höchst leidenschaftlichen Stimmung, fand in diesem Hülfsgeschrei ein sehr starkes Motiv, das Experiment mit dem Wolf, welches ihm ohnehin im Tod zuwider war, plötzlich zu beenden. Auch Oswald verließ das Unthier, warf die Stallthür fest in's Schloß und stürmte, nebst Thoms, an der Spitze der Dienstleute des Herrenhauses herauf.

„Der gnädige Herr ist todt!“ schrie Thoms, „ich wußte es ... diese Räuber hier sind Schuld ... packt sie an, Leute! nehmt sie fest ... die haben das Unglück in's Haus gebracht.“

Jedenfalls würde diese Anfeuerung nicht ohne sehr verdrießliche Folgen für die beiden Cavaliere geblieben sein, wenn nicht Graf Frederic sich zu Oswald gewendet hätte.

„Junger Mensch,“ sagte er zu ihm, „Sie sind der einzige Vernünftige unter diesen Leuten, Sie haben ein muthiges Herz, wie wir aus Erfahrung wissen und werden es daher nicht dulden, daß man Fremde beleidigt und sich an ihnen vergreift. Wir sind wehrlos, ohne Waffen, wir übergeben uns Ihrem Schutze gegen

diesen Wahnsinnigen, der uns für Räuber und Mörder hält."

Oswald schien durch diese Ansprache an seinen Edelmuth und seinen Beistand geschmeichelt.

„Es soll Euch nichts geschehen, Ihr Herren," antwortete er, „Ihr Räuber und Mörder? ich habe weder einen Räuber noch einen Mörder gesehen; aber Ihr seid gewiß keine. Thoms ist verrückt. Was ist denn eigentlich geschehen?" wendete er sich zu dem Diener, der den Lärm verursacht hatte, „sag's doch, Peter!"

„Ich weiß es nicht; aber der gnädige Herr sah aus wie eine Leiche," antwortete dieser.

„Die Nachricht, die wir brachten, Se. Majestät der König sei gestorben, erschreckte ihn so, daß er ohnmächtig wurde," erklärte der Graf.

„Nun," sagte Oswald, „es mag sein, wie es will, jedenfalls halte ich Euch für ehrliche Menschen und werde es nie zugeben, daß man Euch Böses zufügt. Geht hinunter, Leute, Vater Anselm ist nichts geschehen; geht nur hinunter und Du mit, Thoms, Du machst immer unnöthigen Lärm und schreist mehr als gut ist."

Thoms schien sehr ärgerlich zu sein und Widerpart leisten zu wollen.

„Ich werde nicht gehen, ich gewiß nicht!" rief er; „oho, was wäre mir das? bin ich deshalb mit bei Jena gewesen, wo man sich im Kugelregen baden konnte, daß

mir jetzt ein junger Mensch, der noch keinen Bart hat, befehlen kann, was ich thun oder lassen soll? oho — was wäre mir das?"

Ein leichtes fast verächtliches Lächeln überflog für einen Moment des Jünglings Gesicht, dann aber lagerte sich ein tiefer Ernst über seine Züge, der Blick seines Auges wurde funkelnd und mit einer imponirenden Ruhe, in welcher sich die ganze Kraft seines Charakters aussprach, sagte er gebietend:

„Gehorche, Thoms, ich will es so!"

Der alterthümliche Jäger schien sichtbar unter der Majestät dieses kräftigen Geistes zu stehen.

„Nun gut, es mag so sein," sagte er kleinmüthiger, „ich gehe diesmal — gewiß ich gehe, um keinen Lärm zu verursachen; aber alle schlimmen Folgen auf Dich, Oswald. Ihr seht's Alle, daß ich nachgebe, weil ich's — des gnädigen Herrn wegen thue; Ihr müßt mir bezeugen, daß ich jeden Streit vermieden habe; bei Jena wäre es nicht so ruhig abgelaufen, da nicht, da gewiß nicht. Kommt nur mit, Leute, er mag Alles verantworten, Alles, ich bin ganz unschuldig — Ihr seid Zeugen, Ihr müßt's bestätigen!"

Unter diesen Worten entfernte sich Thoms mit den Dienstleuten aus dem Saale, Oswald blieb bei den Cavalieren zurück.

„Wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet, junger Mann," sagte der Graf, „Sie haben uns vor einer un=

angenehmen Berührung mit diesen Leuten geschützt, die, wie es scheint, keinen Begriff von der Welt haben. Sind Sie der Sohn des Freiherrn?“

„Nein!“ antwortete Oswald, „der Magister ist mein Vater; ein guter Mann, der immer meinetwegen in Angst ist, weil ich anders bin, wie er. Er liebt die Jagd nicht, ich liebe sie leidenschaftlich, weil sie mich zerstreut, er ist so schüchtern und zittert bei jedem Geräusch, ich lache darüber und möchte wünschen, daß ich unter vielen Tausenden von Menschen mich befinden dürfte. Ich bin so allein hier, so ganz allein, ich habe Niemand mit dem ich umgehen kann. Zuweilen scheint es mir, als paßte ich nicht zu diesen Leuten hier, als wäre ich plötzlich ganz fremd und — doch das kann Euch wenig kümmern,“ unterbrach er sich, „Ihr seid ja fremd hier.“

„Sie haben uns Theilnahme eingeflößt; jeder Cavalier ehrt den Muth, wo er ihn findet und unsere erste Begegnung zeugte von Ihrem Muthe,“ sprach Heinrich von Kronhelm.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Oswald erstaunt.

„Nun, als Sie uns mit dem Wolfe begegneten.“

„Thut Ihr doch, als wäre das ein großes Wunderwerk! Was ist's denn auch? ich fing ihn, weil es mir so gefiel — ich thue nur das, was ich will.“

„Wenigstens haben wir gesehen, daß der Freiherr

desselben Sinnes ist und Ihnen nachgiebt. Er liebt Sie wahrscheinlich sehr."

„Das thut er," bekräftigte Oswald mit einem Anfluge von Wärme, „er ist sehr gut gegen mich; aber ich liebe ihn auch; er versteht mich besser, als mein Vater, er muß in seiner Jugend mir ähnlich gewesen sein. Ich liebe Alle im Hause, sie sind seelensgut, ich wollte, sie setzten mir mehr Widerstand entgegen, nicht immer diese Unterwürfigkeit. Der Thoms ist der Einzige, der sich gegen mich auflehnt, darum achte ich ihn viel mehr, als die Andern — es ist Schade um ihn; er ist zu alt, um es mit mir aufzunehmen."

Frederic und Heinrich wechselten flüchtig einen Blick des Erstaunens mit einander. Dieser Jüngling in dem einfachen, schmucklosen Gewande erregte ihre Bewunderung im höchsten Grade. Durchaus eine edle Natur, gab er sich kunstlos, fern alles Ehrgeizes, der so leicht dem Gemüth eine verderbliche Richtung verleiht; dem Knechtessinne fremd, liebte er die Opposition, die ihm entgegentrat; er liebte sie selbst in dem Gewande des Burlesken, wie es bei Thoms doch der Fall war, er achtete sie, weil es unbewußt in seiner Seele lag, daß nur der Widerstand der Schöpfer großer Dinge sei und dem edlen, strebsamen Feuergeist die rechte Nahrung zu geben vermöge.

„Nun," sagte Frederic, „welch eine Laufbahn werden Sie erwählen, Oswald?"

Diese Frage schien dem Jüngling nicht recht begreiflich zu sein.

„Wie meint Ihr das?" fragte er.

„Ich meine damit, Sie werden diesen Ort verlassen, Ihre Fähigkeiten in Anwendung bringen, in die große Welt treten und dem Ganzen, der Menschheit, Ihre Kräfte widmen, nicht in dieser traurigen einsamen Gegend verkümmern wollen."

„Ei, wie mache ich das?" rief der Jüngling angeregt.

In diesem Augenblicke wurde die Unterhaltung durch den Eintritt des Magisters unterbrochen, der die Cavaliere einlud, sich zu dem Freiherrn zu bemühen, welcher von der Ohnmacht, die ihm der Schreck über die Nachricht von des Königs Tode zugezogen, sich wieder in etwas erholt habe. Die Cavaliere folgten dem ehrwürdigen Magister, welcher Oswald ein Zeichen gab, zurückzubleiben.

Oswald schien dies für jetzt sogar lieb zu sein; das Ende der Unterhaltung mit den beiden Fremden hatte in seiner Seele einen Aufruhr hervorgebracht, den er tief empfand, obwohl er sich keine Rechenschaft darüber geben konnte, da er mit allen Verhältnissen, welche außer denen im Bereich des Besitzthums des Freiherrn, gänzlich unbekannt war und er diese Grenzen nie überschritten hatte. Von der Welt selbst besaß dieser Jüngling eine höchst beschränkte Idee; man

hatte ihm wohl von großen, volkreichen Städten erzählt, jedoch er hatte davon nur eine düstre, unklare Vorstellung; seine Phantasie, so lebhaft sie auch war, konnte sich kein deutliches Bild davon entwerfen. Ueber die waltenden Gesetze der Gesellschaft besaß er gar keinen Begriff; er kannte keinen größeren Verein von Menschen als der war, in welchem er lebte und in dem er als eine befehlende Macht galt. Die Sprache Frederics erschien ihm daher ganz neu und erregte sein Nachdenken außerordentlich. Weil er keinen Begriff von Städten und größeren Volksverbänden hatte, so war es sehr natürlich und lag nur innerhalb dieser Unkenntniß, keine Neugier zu zeigen über den Ort, woher die Fremden kamen. Eben so wenig besaß er über Standesunterschied eine Ansicht; in seinen Augen und durch des Freiherrn eigne Schuld war die scharfe Grenze zwischen Vornehm und Gering, zwischen Herr und Unterthan niedergetreten. Oswald hatte sich, Kraft seines energischen Geistes, über den Freiherrn emporgeschwungen, er besaß die Herrschaft über ihn und über alle Anderen, ohne sich deren deutlich bewußt zu sein, weil ihm in dieser Einsamkeit nicht nur der Sporn, sondern auch jeder Anlaß zur Selbstüberhebung fehlte, da der Gehorsam, die Unterwürfigkeit, die man gegen ihn bezeigte, nicht blos ein leerer Instinkt, sondern eine wahrhafte Zuneigung zu ihm, eine schweigende Anerkennung seiner höheren Geistesbefähigung war. Diese Ge-

dankenrichtung, der er sich jetzt hingab, ohne klar zu-sehen, beschäftigte ihn dermaßen, daß er das im Stalle liegende Raubthier gänzlich vergaß.

Unterdeß befanden sich die beiden Cavaliere in dem Gemach des Freiherrn, der auf einem Ruhebette lag und ein Schreiben durchlas. Als er damit zu Ende gekommen war, faltete er es mit zitternder Hand wieder zusammen und wendete sich zu den beiden Cavalieren.

„Kennen Sie den Inhalt dieses königlichen Handschreibens, meine Herren?“ fragte er.

„Nein, er ist für uns Geheimniß geblieben,“ antwortete der Graf; „aber wir ahnen denselben.“

In dem Antlitze des Freiherrn wies sich eine Miene des Erschreckens. „Sie ahnen ihn?“ fragte der greise Besitzer des Herrenhauses fast tonlos.

„Wir glauben, daß nichts leichter sei als dies,“ redete Frederic wieder. „Die Milde und Gnade Sr. Majestät will eine Härte, eine ungnädige Verbannung, welche der höchstselige König über Sie, Herr Freiherr, verhängte, wieder gut machen; es ist eine Zurückberufung an den Hof; in der Nähe des Thrones sollen Sie Ihren Lebensabend beschließen.“

Ein leichtes Lächeln überflog das blasse, tiefgefurchte Antlitz des Freiherrn, ein tiefer Athemzug hob seine Brust, als fühle er eine Erleichterung von einer großen Last.

„So ist es,“ antwortete er, „so ist es, ja — ich

habe viele Jahre in dieser Einsamkeit zugebracht. Ich werde aber nicht mehr in die Welt zurückkehren, aus der Sie kommen."

Hierauf folgte eine Pause; die jungen Cavaliere schienen zu fühlen, daß des alten Freiherrn Worte wie eine sich bald erfüllende Prophezeihung klangen und schwiegen deshalb — in der That, der Greis glich einem Sterbenden und seine schwache zitternde Stimme forderte Ehrfurcht; es war eine Stimme des Grabes.

Endlich hob von Thonradel wieder an: „Ehemals, vor zwanzig Jahren, war mein Name wohl bekannt am Hofe, es gab Keinen, der ein so ächter Royalist gewesen wäre, als ich — nein, wirklich Keinen, denn für meinen Herrn und König hätte ich auch mein Leben ohne Widerrede zum Opfer gebracht — nun, das ist Alles vorüber — die alte Eiche ist abgestorben und Niemand wird sie vermissen.

„Erzählen Sie mir, meine Herren, von dem jungen König — ich verließ den Hof zwei Tage nach seiner Geburt — die Residenz war im Taumel des Glückes über dies fröhliche Ereigniß — und ich ging in die Verbannung!"

Dieser letzte Gedanke schien besonders schmerzlich für den alten Herrn zu sein, er ließ das Gesicht auf die Brust niedersinken und seine Hand streckte sich nach der des Magisters aus, der neben seinem Lager stand.

Die Cavaliere bemerkten, wie zwischen deren beiden Händen ein Druck erwiedert wurde.

„Sie wünschen eine Schilderung des jungen Königs?“ sagte Frederic, „von uns dürfen Sie nur eine preisende Schilderung erwarten, denn wir lieben ihn. Er zählt jetzt zwanzig Jahre und seine schöne, schlanke Gestalt scheint eine Type des hochedeln Geschlechts zu sein, dem er angehört.

„O, Sie sollten ihn sehen, Herr von Thonradel — er gleicht dem Mars, der auf einem Siegeswagen fährt; die neue Würde hat ihn nicht den Jugendfreuden entwenden können, seine glänzende Heiterkeit berauscht die, welche das Glück haben, in seiner Nähe und Theilnehmer seiner Freuden zu sein. Er ist gnädig und freigebig, ein leidenschaftlicher, kühner Jäger . . .“

„Liebt er sein Volk?“ fragte der Freiherr, diese lobpreisende Schilderung unterbrechend.

„Ja,“ antwortete der Graf, „jedoch ohne die Schwäche, welche des hochseligen Königs Majestät zuweilen zum größten Nachtheil des Adels bezeigte.“

Der Freiherr richtete einen fragenden Blick auf den Sprechenden, welcher darin eine Aufforderung fand, sich näher zu erklären.

„Der Adel ist ein von Gott ertheilter Vorzug; in diesem Sinne betrachtet ihn König Ferdinand und sucht denselben, als die einzige, wahre Stütze des Thrones, wieder näher an sich zu ziehen, während des hochseligen

Königs Majestät die bürgerlichen Klassen mehr begünstigte. Jetzt werden wieder die Stellen und Hofämter durch Adelige besetzt und der bürgerlichen Klasse nur so viel Raum gegönnt, als unumgänglich nothwendig ist, daß dieselbe nicht ganz über Unterdrückung klagen kann. Seit einem Monat ist bereits in diesem Bezug viel geschehen."

Der Freiherr faltete die Hände und schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich bin zu alt und dies Haus zu einsam, als daß ich Ihnen, meine Herren, Vergnügungen versprechen könnte, die Ihrer Heiterkeit, Ihrer Jugend genügen könnten; aber Sie finden bei dem alten Einsiedler wenigstens eine so gastliche Aufnahme, die Ihnen den heutigen Tag als einen Rasttag nach einer solchen Reise in dieser ungünstigen Jahreszeit erträglich machen wird.

„Magister, klingelt dem Diener!"

Der Magister erhob sich und wenig Augenblicke, nachdem er die Schnur gezogen, trat einer der beiden alten Bedienten ein.

„Peter," sagte der Freiherr — „diese beiden Herren führest Du in die blauen Zimmer, erzeigst ihnen dieselbe Ehre, wie mir, es sind meine Freunde, Du wirst stets ihres Befehls gewärtig sein. Und Thoms soll für die Diener dieser Herren sorgen, mit Allem, was sie bedürfen."

„Wir kamen ohne Diener," bemerkte Heinrich von Kronenhelm.

„Ohne Diener?" fragte der Freiherr erstaunt.

„Es war so des Königs Wille; jedenfalls wollte er die Ruhe Ihres Hauses so wenig als möglich gestört wissen," antwortete Frederic.

„Der König ist sehr gnädig gegen einen alten Mann," sprach von Thonradel, „ich erkenne das dankbar. Wenn ich mich so weit von der Bestürzung über die traurige Nachricht von des Königs Tode erholt haben und mich so weit wieder gestärkt fühlen werde, habe ich die Ehre, Sie wieder zu sehen.

„Führe die Herren, Peter!"

So verließen die Cavaliere mit stummer, ehrerbietiger Verbeugung den alten Freiherrn, der, als er sich allein sah, in das Kissen zurücksank und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Der Magister schien vollkommen von der Ursache unterrichtet zu sein, welche den Freiherrn zu so tiefem Schmerze brachte, auch er wies sich sehr erschüttert, und die Hände über der Brust gefaltet, seine Augen zu Boden gesenkt, stand er neben dem Lager, ein Bild der Trostlosigkeit und tiefen Kummers. Die Stille in dem Gemach war fast grauenhaft.

Nach einer langen Weile richtete sich der alte Herr langsam auf und zum Magister gewendet, sagte er: „Schließet die Thüre, alter Freund — es ist Zeit, daß

ich mein Testament mache, ehe der Feind mit der Sense mich überrascht — schließet die Thüre — es ist mein letztes und wichtigstes Geschäft meines Lebens."

Langsam schritt der ehrwürdige Magister nach der Thür, um dem Befehle Folge zu leisten.

Das alte Herrenhaus Else umschloß ein großes, wichtiges Geheimniß, welches, tief in dieser Haidenöde versteckt, jeder Nachforschung entzogen schien.

Die Zurückgezogenheit des alten Herrn, der als er noch am Hofe lebte, das ganze Vertrauen des verstorbenen Königs besaß, hing mit diesem wohlverborgenen Geheimniß zusammen und nur wenige Lebende wußten darum.

Unter diesen befand sich Magister Gottlieb Ehrenhaupt, ein Mann, dessen Herz ganz die Rechtlichkeit, welche gleichsam schon in seinem Namen als eine Anweisung des Schicksals, welchen Weg der Besitzer desselben wandeln sollte, angedeutet lag, sich zur strengsten Norm gemacht hatte.

Er besaß das uneingeschränkteste Vertrauen des greisen Freiherrn und es konnte in der That keinen treueren Freund, als diesen ehrwürdigen Magister ge=

ben, der für die armen Leute von Else zugleich der herzlichste Rathgeber war.

Wir haben schon erwähnt, daß die Sitten der großen Welt hier keinen Eingang gefunden hatten und die Bewohner dieser versteckten Einsamkeit nichts von all dem traurigen Gewirr von Uebeln kannten, die aus den Zuständen der heutigen socialen Verbände hervorgehen und allmählig, bald unterm Flimmer des Prunkes, bald unter dem offenbaren, unverhüllten Elend des Pauperismus, immermehr um sich greifen und die sittliche Kraft des Volkes schwächen, es nach und nach entarten.

Diese kleine Haidecolonie glich, einige nothwendige Berührungen mit der Welt abgerechnet, einer von Meereswellen abgeschlossenen, einsamen Insel im weiten Ocean; aber weil die starken Fäden des Verbandes nach Außen fehlten, hatte sich ein traulicher Friede in derselben niedergelassen; der große Nerv der Gesellschaft, das Geld, diese erhebende und zertrümmernde Macht, die jetzt die Tugend um einen Spottpreis kauft und dem Laster goldene Stufen zu Ehre und Rang baut, besaß nicht die Einwirkung, welche die Herzen verdirbt — der Reichste hatte wenig voraus vor dem Aermsten, der sich im Nothfalle vom Besitzer dieses Grund und Bodens unterstützt sah, die Wünsche waren bescheiden, da der Anlaß zu größeren Phantasien fehlte und die althergebrachte Gewohnheit diesen einfachen Menschen gleichsam einen nicht zu verlassenden Lebensweg vorgezeichnet hatte.

Als der Freiherr sich in diese Oede zurückzog, war er ein Mann, der das sechzigste Lebensjahr antrat und die große marternde Langeweile, die ihn anfänglich hier befiel, durch die Jagd, der er rastlos oblag, zu zerstreuen suchte.

Er war plötzlich hierher gekommen, in seinem Gefolge der Magister mit seiner Frau und Oswald, der, ein Säugling, noch seine Lebensnahrung an der Brust einer kräftigen, gesunden Amme, einer Bäuerin, fand.

Ein Koch und zwei Diener machten das G.folge vollständig, alle Drei mit dem Freiherrn ergraute Subjecte, die auf kein sonderliches Glück in der großen Welt mehr rechnen konnten und, anhänglich an ihren Herrn, diesen hierher begleiteten.

In der That gab es in dem kleinen Dörfchen damals eine außerordentliche Bewegung; noch nie hatte ein Grundherr dieses abgelegene Besitzthum gänzlich bewohnt, nur zum Aufenthalt für einige Tage hatte es gedient, wenn Herr von Thonradel zwischen Verlauf einiger Jahre zuweilen hierher kam, um zu jagen.

Sonach verwandelte das ehemalige Jagdhaus, der Familie Thonradel vor langen Zeiten zugehörig, sich in ein Herrenhaus.

Achtzehn Jahre waren seit dieser Zeit verflossen; es hatte sich so Manches verändert, des Magisters Gattin hatte das Zeitliche verlassen, die Amme Oswalds war schon nach dem ersten Jahre wieder nach ihrer

Heimath zurückgekehrt, einer der beiden Diener gestorben.

Für die Uebriggebliebenen schien die Sehnsucht nach einer Zurückkehr in die große Welt keinen Einfluß mehr zu haben; sie waren sehr gealtert und die Ruhe, die keine Unterbrechung in dieser Einsamkeit erlitt, hatte ein heimisches, wohlthuendes Gefühl in ihnen erweckt, das sie unmöglich gegen das bewegte Leben außerhalb hingeben konnten.

Der Diener allein, welchen der Freiherr mitgebracht und welcher seinen Kameraden überlebt hatte, war die Mittelsperson zwischen der Außenwelt und diesen Zurückgezogenen. Regelmäßig fuhr er, alle Vierteljahre, mit einem Einspänner nach einer der nächsten Städte, wo er jedesmal am andern Tage wiederkehrte und dann für den Freiherrn und Magister geistige Kost mitbrachte, die für Beide ein nothwendiges Bedürfniß war, die einzige Verbindung mit der Geistesrichtung ihrer Zeit.

Wunderbarer Weise hatte Oswald schon als Knabe eine gewisse Herrschaft über den alten Freiherrn erlangt; er war der Einzige, dessen lebhafter Geist sich an Alles anklammerte, was Freude hieß, der eine gewisse Lebendigkeit in dies stille Haus brachte. Fast hatte es den Anschein, als scheue sich der Freiherr, gegen den wilden Knaben einen Ernst zu zeigen und zuweilen leuchtete sogar aus dem Benehmen des Erstern eine gewisse Unterwerfung hervor, ein Gefühl, als wage er es nicht, den

kräftigen, lebendigen Sinn Oswalds nach dem Maaßstab des Gehorsams, der für andere Knaben seines Alters mit Erfolg angewendet wird, zu messen.

Der Magister sah sich, als ein ganz schwacher, hingebender Charakter, vollkommen von seinem so jungen Sohne beherrscht; er besaß nichts, was diesem imponiren konnte, im Gegentheil, er besaß Alles, was einen so regen, muthigen und in enge Schranken gebannten Geist, wie der Oswalds, als eine moralische Schwäche erscheinen mußte und zum Gegenstand des Scherzes wurde.

Der ehrwürdige Magister mochte diesen großen Unterschied zwischen sich und seinem Sohne fühlen und es hatte den Anschein, als hätte er die Erziehung Oswalds stillschweigend dem Freiherrn übertragen, der immer noch mehr Gewalt, als er, über ihn besaß und der, wie es schien, von der Erziehungsweise bei einem solchen energischen, selbstwilligen Charakter eine andere und diesem selbst mehr zusagende Ansicht besaß.

Das scholastische Wesen hatte den guten Magister ein wenig ausgetrocknet, seine Ansichten durch eine schmähliche Pedanterie geschwärzt, daß er das helle, flammende Jugendfeuer mit Schreck und Angst betrachtete und schon in ein „Vaeh misere“ ausbrach, wenn er in der festen Ueberzeugung, Oswald sitze auf seinem Zimmer und schlage sich mit dem Dekliniren der Substantiva herum, was der Magister als den Fond aller Weisheit und Lebensbildung ansah — diesen auf einem Baum-

zweig, hoch in der Luft, wie ein Eichhörnchen sich wiegend, erblickte.

Trotz dem stark hervortretenden Unterschied zwischen Beiden in Charakter und Neigungen, waltete doch ein sehr gemüthliches Einverständniß in Bezug gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit in ihnen; des Magisters höchste Sorge war, Oswald zu hüten, wie einen Augapfel und dieses wieder, wenn er ihn durch Widerspenstigkeit und tolle, verwegene Streiche erzürnt hatte, ihn mit der ganzen, unbefangenen Gemüthlichkeit und Innigkeit eines jugendmuthigen, unverdorbenen Herzens wieder gut zu machen.

In dieser ängstlichen Sorgfalt und Furcht vor allzu excentrischen Streichen lag auch jedenfalls der Grund, Oswald nur ein undeutliches Bild von dem Leben und Treiben außerhalb dieses Haidewinkels zu geben; der Freiherr schien die Art und Weise dieses mangelhaften Unterrichts über diesen Punkt gut zu heißen, da es sich im Voraus vermuthen ließ, daß, sobald Oswalds Phantasie, die Alles mit Blitzesschnelle ergriff, in diesem Bezug geweckt wurde, er leichtlich in dieser Einsamkeit sich unglücklich fühlen mußte und die wahrscheinliche Folge dieser Empfindung eine Flucht in das ihm offenbarte Leben war.

Es lag in dem Gemüthe Oswalds, sich vor Gefahren nicht zu scheuen; er kannte die Furcht nur dem Namen nach, sonst war sie ihm fremd; daher konnte es

auch nichts geben, was ihn von irgend einem Versuch, sich seiner Freiheit zu bemächtigen, zurückgeschreckt hätte.

Dieser Tag war in dem bisher einfachen Leben dieses Naturmenschen ein außerordentlicher; die kurze Unterhaltung mit den beiden Cavalieren hatte sein Nachdenken erweckt und der Gedanke, thätig sein zu können, die ihn hier zuweilen beschleichende und niederdrückende Langeweile, dieses ewige Einerlei, diese sich nie verändernde Einförmigkeit von sich abzuwerfen, hatte ihn mächtig angeregt. Es war eine neue Sprache, die er gehört hatte und die eben um ihrer Neuheit willen einen besonderen Anklang bei ihm fand. An Complimente und schöne Redensarten nicht gewöhnt, fand er es für zweckmäßig, seine Bekannten, die beiden Cavaliere, in den blauen Zimmern zu besuchen und dieser Entschluß wurde sogleich ausgeführt.

Er fand sie bereits bei einem wohlservirten Tische sitzen und es schien, als mache ihnen seine Gegenwart Freude.

„Laßt Euch nicht stören, ihr Herren," sagte er, sich einen Stuhl nehmend; „Ihr habt vorhin mit mir geredet, ich weiß zwar nicht, was Ihr eigentlich gemeint habt, aber 's ist wunderbar, es hat mir gefallen und ich möchte mehr von Euch wissen, von Dingen, wovon ich noch gar nichts weiß und über die Ihr jedenfalls unterrichtet seid."

„Fragen Sie, junger Hercules," sagte Frederic

lachend, „so haben wir alle Drei einen Zeitvertreib; denn 's ist einsam hier und hätten wir nicht so treffliches Zahnwerk, auch diese gediegene Unterhaltung," er deutete dabei auf das gebratene Geflügel, „würde sehr langweilig werden. Haben Sie den Wolf schon an der Kette?"

„Nein, ich habe nicht mehr an ihn gedacht, seit ich mit Euch gesprochen habe," antwortete der Jüngling; „das war nie so bei mir, ich habe Alles zu Ende gebracht, was ich zu Ende bringen wollte, aber heute ist das anders, ich weiß selbst nicht wie? Ihr sagtet mir, ich sollte in's Leben treten, thätig sein, meine Fähigkeiten entwickeln, nicht hier verkümmern; ich möchte wissen, wie Ihr das gemeint habt; ich sehe nicht klar darin, das hat noch Niemand zu mir gesagt, ich finde einen Widerstand in Euern Worten, an dem ich meine Kräfte prüfen könnte, glaube ich."

„Hat man Ihnen nicht gesagt," fragte Frederic, „daß dieser Haidewinkel kaum ein Zwanzigtausendtheil unseres Königreichs ist und daß außerhalb dieser Waldung große volkreiche Städte sich befinden?"

„Ja, aber es ist nicht gut da wohnen," sagte Oswald lächelnd, „die Menschen sind böse und immer feindlich gegen einander, sie hassen und verfolgen sich."

„Wer hat Ihnen dies gesagt?" rief Heinrich entrüstet.

„Mein Vater und Vater Anselm," antwortete Oswald, „deswegen habe ich es vermieden, weiter als

unsere Grenze zu streifen, obgleich ich es nicht läugnen kann, daß ich zuweilen gern mit einem dieser bösen Menschen angebunden hätte."

„Man muß besondere Ursache haben, Ihnen solch ein Mährchen glauben zu machen," bemerkte Frederic; „sehen Sie doch uns an, wir gehören zu jenen Menschen außerhalb der Waldung, die Ihnen so abscheulich geschildert worden sind. Halten Sie uns für bös?"

Das Erstaunen Oswalds stieg. „Wer seid Ihr denn eigentlich, Ihr waret noch nicht hier und doch kennt Euch Vater Anselm?"

Wir leben am Hofe des Königs," erklärte Frederic und da er sah, daß Oswalds Begriffe hier sehr dunkel waren, so hielt er es für Pflicht, ihm dies zu erklären, indem er ihm den Glanz des Hofes und der Residenz, in welcher über hunderttausend Menschen zusammenlebten, schilderte.

„Und davon habe ich nach nie etwas gehört!" rief der Jüngling, „warum hat der Vater mir das verschwiegen?

Die beiden Cavaliere sahen sich erstaunt an; in der That, eine solche Unkenntniß war auffallend und mußte eine ganz besondere Ursache zu Grunde liegen, einen so lebhaften Feuergeist in derselben zu lassen.

Frederic bemerkte den außerordentlichen Eindruck welchen die Schilderung des Hofes und der Residenz bei Oswald hervorgebracht hatte; er fuhr daher fort,

von dem jungen König, ihrem Freund, zu erzählen. Sichtbar zitterten des Jünglings Glieder bei Anhörung dieser Erzählung, seine Augen glänzten, Alles an ihm schien von einem höhern Wesen beseelt zu sein.

„Das ist ein König!“ rief er aufspringend, „so schön, so jung, so heiter; ich möchte ihn sehen, ich könnte ihm gut sein, weil er das Alles ist.“

„Hier sein Bild,“ sagte Heinrich, indem er das Gilet öffnete und ein an einer Goldkette hängendes Medaillon ihm wies. Es war ein schönes Jünglingsantlitz, die Büste in eine reich gestickte Husarenuniform, mit umgehängtem Dollman, gemalt.

Oswald betrachtete dies Bild lange und aufmerksam, dann sagte er mit einem seltsamen Gemisch von Heiterkeit und Schmerz:

„Er ist nicht älter, als ich und was bin ich gegen ihn!“

In der That, dieser Selbstvorwurf klang so komisch, daß Frederic und Heinrich laut lachten.

Ganz wider seine Gewohnheit, da ihm die Heiterkeit angeboren schien, warf Oswald einen ernsten, strafenden Blick auf sie. „Weshalb lacht Ihr?“ fragte er.

„Weil Sie sich mit dem König auf einen Höhepunkt stellen,“ antwortete Frederic.

„Ihr mögt Recht haben,“ stimmte Oswald bei; „aber in dem Augenblicke, als ich diese Thorheit beging, dachte ich bei mir, wenn es umgekehrt wäre, ich König,

er Oswald, ob er auch wohl einen lebendigen Wolf finge? und das ist doch wohl sehr wenig, das Einzige, was mir zu meinem Vergnügen bleibt.“

Die jungen Cavaliere lachten nicht mehr; es lag eine tiefe Wahrheit in den Worten dieses Jünglings; das Geschick stellt die Figuren auf's Schachbrett und es ist mit scheinbarer Gewißheit vorauszusagen, daß jede derselben, in einer ursprünglich anderen Stellung, das Spiel gewaltig verändern würde.

Die beiden jungen Cavaliere waren froh, in diesem einsamen Hause wenigstens eine Seele gefunden zu haben, die ihnen gleich an Alter, wenn auch nicht an Rang, denn ihr richtiges Gefühl sagte ihnen, daß sie hier jeden Rangunterschied, jeden Ehrgeiz, als nicht angebracht, aufgeben müßten, doch ganz geschaffen war zu einem heitern Umgang, der die Stunden der Langeweile, die ihnen hier drohten, abkürzte.

Zwischen den beiden Cavalieren und Oswald herrschte also eine Vertraulichkeit, die von der Lage der Dinge selbst herbeigeführt wurde; Oswalds Unbefangenheit kam gar nicht auf die Idee, daß ein Unterschied zwischen ihm und den Fremden stattfinden könne; er betrachtete sie als Seinesgleichen und von Seiten der Cavaliere half eine Art Zuneigung für ihn, ein Interesse, das sie an ihm nahmen, da er ihnen als ein ganz besonderer Mensch erschien, der unbekannt mit den bedingenden Formen des Gesellschaftslebens war, über jede Unebenheit des ver-

schiedenen Standpunktes hinweg. Ueberdies vergaben sie ihren Rang auch nicht, denn, wer war denn Zeuge ihrer Herablassung?

Ihre Erzählungen von dem lustigen Treiben am Hofe, von dem Glanz der Residenz, hatten seine bisher gleichsam schlummernde Phantasie mächtig angeregt.

„Dorthin muß ich," sagte er mit großer Bestimmtheit; „ich werde das heute dem Vater und Vater Anselm sagen; warum haben sie mir das Alles verschwiegen? Es ist nicht recht von ihnen, sie behandeln mich wie ein Kind und ich bin so alt, wie der König, der so gern jagt und heiter ist."

„Und so gerne schöne Frauen um sich hat, mit denen er scherzen und tändeln kann," fügte Heinrich von Kronenhelm lachend bei.

Oswald verstand den Sinn dieser leichtfertigen Aeußerung nicht. Fern jeder Spur von besonderer Zuneigung für das weibliche Geschlecht, war ihm diese Aeußerung etwas Fremdes; von den armen Haidebäuerinnen besaß keine so viel Liebenswürdigkeit oder solche anmuthige Formen, um das Auge dieses Naturmenschen zu blenden und ein so edles Gemüth, wie das Oswalds, konnte auch nur durch Edles und Schönes angezogen werden. Die drallen, eckigen Formen der Haidebäuerinnen, der Typus der Unterthänigkeit, der in ihren breiten, gesunden, aber ohne ansprechenden Ausdruck wohlgenährten Gesichtern lag, das gänzliche Phantasie-

lose ihrer Redeweise, in der sich nur das Niedrige ihrer Lebensgewohnheit ausprägte, vermochte nicht die schlummernde Neigung in dem Herzen dieses kerngesunden Jünglings zu erwecken.

Obwohl unter diesen armen, gemüthlichen, aber nur in den engern Schranken eines kümmerlichen Daseins sich bewegenden Menschen erzogen, schien Oswald doch ein sich selbst freilich unklares Bewußtsein seines Werthes zu besitzen, welches ihm jede zu nahe Vertraulichkeit mit den wenigen jungen Burschen des Dörfchens untersagte; er beherrschte sie und der dies fühlende Geist war zu stolz, um sich selber zu erniedrigen. Ungeschwächt von irgend einer Neigung, welche seinem von Natur energischen Charakter eine andere Richtung hätte geben können, strebte sein Feuergeist also nur nach thatkräftigen Handlungen, die er mit Leidenschaftlichkeit suchte und welche eigentlich die wenigen Glanzpunkte seines kummerlosen, aber doch stillen Daseins bildeten.

„Schöne Frauen?“ fragte er, „der König hat schöne Frauen gern? wie meint Ihr das?“

Wenn die beiden Cavaliere bisher schon hinlänglich Ursache hatten, über die Unkenntniß des Jünglings zu staunen, so war diese Frage für sie der Gegenstand des höchsten Grades der Verwunderung, um so mehr, als sie dieselbe für ganz außerordentlich betrachteten, als ein Wunder, das nicht alle Tage erschien.

Heinrich von Kronenhelm brach in ein ausgelasse-

nes Gelächter aus, während Frederic mehr ceremoniös und jeden zu leidenschaftlichen Erguß als anstandswidrig zügelte.

Oswalds Stirn röthete sich ein wenig; dies seine Unkenntniß verspottende Gelächter schien ihn zu verletzen, er blickte Heinrich ernst an.

„Ich weiß nicht, warum Ihr lacht, Herr?“ fragte er mit empfindlichem, gereizten Tone; — „Ihr redet von Dingen, die ich nicht kenne. Würde ich Euch in die Haide führen und Euch sagen: jetzt sucht Euch den Weg zu Vater Anselms Hause, ich glaube, Ihr würdet dastehen wie die Haidenbäume, die nicht ein noch aus wissen. Weiß ich etwas von schönen Frauen — hier giebt es keine, ich wenigstens habe noch keine gesehen — es kann sein, daß ich nichts davon verstehe; aber es ist kein Grund, deswegen über mich zu lachen.“ —

Heinrich von Kronenhelm war zu gutmüthig, um den Jüngling kränken zu wollen, er reichte ihm die Hand und der Friede war um so eher geschlossen, als Heinrich, selbst ein sehr lebhaftes Gemüth, von den schönen Frauen am Hofe des Königs mit einem Feuer erzählte, welches natürlich, da es einen Oswald ganz fremden und zugleich so reizenden Gegenstand betraf, wie ein Funke in dessen Seele fiel und seiner Phantasie einen weiten Spielraum eröffnete. Ha, diese Gedanken, obwohl er sich noch kein klares, deutliches Bild von all' dem Gehörten entwerfen konnte, da ihm ein auch

nur leibliches Objekt, nach welchem er für seine Phantasie einen Maaßstab gehabt hätte, mangelte, waren doch so schön, so anmuthig, daß sie ihn begeisterten.

„Ich muß dorthin,“ sagte er; — „gewiß, ich muß! — warum sollte ich allein derjenige sein, welcher nichts von all' dem Schönen sieht — heute noch spreche ich mit dem Vater.“

Während Oswald diesen Entschluß faßte, war das Schicksal ihm bereits auf eine Art und Weise als Beistand der Erfüllung seines Wunsches entgegengekommen, welche das stille Herrenhaus in tiefe Trauer versetzte.

Der Freiherr, der Besitzer dieses einsamen Asyls, fühlte seine letzte Stunde nahen; es hatte bei diesem Greise nur einer einzigen heftigen Erschütterung bedurft, um den morschen Körper, dessen Lebensprozeß nur durch die gleichförmige Ruhe, durch das alle übeleinwirkenden Störungen entfernende Einerlei seiner bisherigen Tage gefristet worden war, schnell und schmerzlos zu enden. Der alte Diener des Freiherrn störte die Unterhaltung Oswalds und der Cavaliere, indem er mit bleichem, von reichlichen Thränenspuren bedecktem Antlitz ihnen meldete, daß der alte Herr seine letzte Stunde nahen fühle und der Herr Magister sie bitten lasse, sich zu ihm zu begeben.

„Mein Gott! sterben!“ rief Frederic erschrocken.

„Es wird so kommen,“ antwortete der alte Die-

ner; „der gute Herr ist neunundsiebzig Jahre alt; als ich zu ihm kam, war er gerade vierzig und feierte an dem Tage seinen Geburtstag — ich hätte es damals nicht geglaubt, daß ich auch seinen Sterbetag sehen würde.“

Und in der so mächtig angeregten Phantasie Oswalds, wo er wie durch ein Wunder in eine ganz andere, ihm unbekannte Welt sich versetzt sah, glich diese traurige Botschaft einen Blitz, der die Erstlingsfrucht des jungen Baumes schonungslos vernichtet. Er hatte noch Niemand sterben sehen, — dieser Gedanke war ihm zwar eben so neu, als die Erzählung von dem lustigen Leben am Hofe des Königs und dem Glanz der Residenz; aber es war schmerzhaft, niederschlagend, ein Wesen zu verlieren, welches er liebte, mit dem er, trotz dem Unterschied der Jahre, harmonirte, das ihn wie Keiner aus seiner Umgebung verstand.

Oswald verstummte und folgte den beiden Cavalieren nach in das Gemach des Freiherrn, in welchem sich außer diesem noch drei Personen befanden, der Magister in seinem geistlichen Ornate, der Jäger Thoms, welcher an der dem Sterbelager gegenüberstehenden Wand lehnte, die Hände überm Leib gefaltet und ein Bild der größten Zerknirschung, die sich in seinen braunen, dicht zusammengezogenen Gesichtsfalten, als ob er Essig im Munde habe, fast komisch ausdrückte — und der Diener Peter, ein ehrlicher Haideburſche, geboren und erzogen und nie herausgekommen aus dem Elsedörfchen,

welcher dem alten Herrn mit jener Loyalität anhing, die sich keine weiteren Grenzen steckt, als nach besten Kräften sich in dem ihr angewiesenen Gleise zu bewegen, nie einen andern Willen zu haben, als von ihr verlangt wird und mithin ein angebornes, treues Gemüth als das beste Gut und Erbtheil von Hause aus zu bewahren.

Der Magister stand, ein Gebet eben beendend, an der Seite des Lagers; mit auf der Brust gefalteten und von dem weißen, langen Barte fast überdeckten Händen lag der Freiherr ausgestreckt. Der Anblick war feierlich und jeden weltlichen Gedanken verscheuchend.

„Meine Zeit ist da,“ sprach der Freiherr mit leiser Stimme; — „melden Sie dem König, daß Sie einen Greis gefunden haben, der der treueste Unterthan und Freund seines verewigten Herrn gewesen und daß das, was Er, sein Nachfolger, von mir zu wissen verlangt, mit mir als ein treuverwahrtes Geheimniß ins Grab sinkt. Er kann ruhig sein — segne ihn Gott tausendfach!“ —

Diese Rede hatte den Sterbenden so sehr erschöpft, daß er keine Kraft in seiner Brust fühlte, mehr zu sprechen. Als er sich soweit erholt, daß sein Athem wieder leichter und schmerzloser die Brust hob, winkte er dem Magister und dieser ergriff Oswalds Hand und führte ihn an die Seite des Lagers. Wer hätte in diesem, von wahrer Rührung und Trauer gebeugten Jüngling den nämlichen erkannt, welcher an diesem

Morgen im Saale des Herrenhauses mit einem gewissen Uebermuth diesem Greis gegenüber stand und sagte: „Laßt mir meine Freude — ich bin einmal so! —“ Wo waren die weltlichen, glühenden Phantasien hin, die noch vor Kurzem seine Seele wie ein Feuerstrom durchbraus'ten? —

„Vater Anselm!“ rief der Jüngling vor dem Bette niedersinkend. Eine Thräne glänzte in den weißen Wimpern des Greises, ein Zeichen, wie schwer es ihm wurde, von diesem jungen, kräftigen Leben, das er so sehr liebte, zu scheiden.

Mit Mühe hob der Sterbende die Hand auf das goldgelockte Haupt Oswalds, eine Pause folgte. Dann sagte der greise Freiherr, indem er das Auge aufwärts richtete:

„Mein Gott, du rufst mich ab aus meinem Amte, das ist eine schwere Stunde.“ Nun richtete er den Blick mit Anstrengung auf den Knieenden. „Oswald,“ sagte er, „kommt dereinst ein Augenblick, wo Du an mich durch irgend einen Zufall erinnert wirst, dann denke, daß ich Dich herzlich liebte. Hier steht Dein Vater, gehorche ihm, er allein weiß, was zu Deinem Wohl ist — ihm übergebe ich Dich. Du wirst in das Leben hinaustreten; ich zittere vor diesem neuen Dasein für Dich, Dein ungestümer Geist . . .“

Die Stimme versagte dem Sprechenden, ein leichtes Röcheln auf seiner Brust versetzte ihm den Athem;

dieser Kampf stieg von Sekunde zu Sekunde, er erstickte ihn fast. Als es wieder ruhig zu werden schien in seiner Brust, heftete er seine Augen auf die in bangem Schweigen verharrenden Anwesenden, dann sank sein Blick nieder auf Oswald, — ha, dieser Blick war schon verdüstert.

„Gott schütze Dich!“ lispelte er noch, fast unverständlich.

Wie eine mit dem Finger etwas hart berührte Saite noch lange nachzittert, bis endlich ein Stillstand ihre ins Unmerkbare gehenden Schwingungen fesselt, so bebten noch die bleichwerdenden Lippen des Greises und wer konnte sagen, welcher Augenblick hier die Grenze zwischen Leben und Tod gewesen sei? Eine schauerliche Stille lagerte über Allen, bis der Magister sagte: „Er hat vollbracht!“ Und noch lag die halbkalte Hand auf Oswalds Haupt.

„Unser Freund ist gestorben!“ rief der Vorige, indem er die Hand des Verblichenen von des Jünglings Haupte nahm und unter heißen Thränen diesen Letzteren umarmte. „Du hast nur noch mich, mein Kind — nur noch mich!“ —

Wir schließen diese traurige Scene, die wir als Einleitung unsrer Geschichtserzählung nicht unerwähnt lassen konnten, da sie den Grundstein derselben bildet, und so einfach auch der Tod eines greisen Mannes als Begebenheit sein mag, doch hier von großem Erfolge für

die Ueberlebenden war, wie wir in den spätern Ereignissen derselben schildern werden.

Die Cavaliere fanden es, des Anstandes wegen, nothwendig, dem Verblichenen die letzte Ehre zu erzeigen, bei seinem Begräbnisse zu bleiben als Repräsentanten des Adels, dem der Freiherr, wie Frederic sich ausdrückte, auch noch im Reiche der Verwesung angehöre.

Die Ceremonien waren, wie sich leicht denken läßt, aufs Einfachste; die armen Haidebauern begleiteten ihren guten Herrn zu Grabe. Der Leichenpomp fehlte gänzlich; auf dergleichen war man in diesem Winkel des Landes nicht vorbereitet.

Frederic empfand allerdings bei dieser Betrachtung einen Schauer; diese bäurische Manier bei einem alten Edelmann angewendet zu sehen, schmerzte ihn tief, allein es war nicht zu ändern — vermißte er doch an seiner Person selbst die nöthige Trauerkleidung.

Des greisen Herrn von Thonradels Tod brachte indeß ein bewegteres Leben in das alte Herrenhaus Else, obgleich die Cavaliere noch am nämlichen Tage, wo sein Begräbniß stattgefunden, es verlassen hatten.

Dem Magister blieb die Sorge der Testamentsvollstreckung. — Gerichtspersonen trafen ein, um die Hinterlassenschaft des Verblichenen zu ordnen. Es stellte sich heraus, daß der Magister den größten Theil des Vermögens des Freiherrn erbte, seine Verwandten den kleineren. So viele Jahre auch der Friede hier unum-

schränkt geherrscht hatte, mit dem erloschenen Leben des Freiherrn war auch er erloschen — das stille Herrenhaus wurde jetzt der Tummelplatz des gehässigen Eigennutzes, des Neides und der mißvergnügtesten Habsucht.

Die Verwandten des Verstorbenen langten an und da sie in ihrem Gegner, dem Magister, einen Mann fanden, dessen zaghaftes Gemüth schon bei den harten Anspielungen von Erbschleicherei und dergleichen Dingen zitterte, der gar nicht dazu gemacht war, sich in Streit und Zank durchzuwinden und überhaupt von den Lebensverhältnissen eine höchst beschränkte Ansicht besaß, so war die nächste Folge, daß sie ihm einen Prozeß an den Hals warfen, wo sich im Voraus sehen ließ, daß er der verlierende Theil sein würde, um so mehr, als eben die Zurückgezogenheit ihres verstorbenen Verwandten von ihnen als eine geistige Schwäche dargestellt wurde, welche die Rechtlichkeit und Fähigkeit zu einer so offenbar zum Nachtheil der Familie geschehenen testamentlichen Verfügung in bedeutenden Zweifel stellten. Die Advokaten fanden bei einem solchen Prozeß, für die Klagenden geführt, ein höchst ergiebiges Terrain, sich zu bereichern, zumal die Aussicht auf eine sichere Gewinnung des Prozesses von Seiten der freiherrlichen Verwandten bevorstand. Das waren trübe Tage für den ehrwürdigen Magister Ehrenhaupt, er fühlte sich nicht mehr heimisch in dem friedlichen Asyle, das er so lange Jahre bewohnt und er griff, obwohl mit großem Schmerz, da ihm nur

dieser einzige Ausweg blieb, wenn er nicht als ein ganz verarmter Mann nach Entscheidung eines Prozesses sein wollte, der seine Ehre, seinen guten Namen als Erbschleicher zu brandmarken drohte, einen ihm angebotenen Vergleich, den ihm einer der Advokaten als das vernünftigste Mittel, wenigstens in den Besitz einer Summe zu gelangen, die ihn in den Stand setzte, ohne Nahrungssorgen der Zukunft entgegenzusehen, auf Verlangen der freiherrlichen Verwandten vorschlug. Ein Kapital von 6000 Thaler ward ihm zugestanden.

„Ach, mein armes Kind," sagte der ehrwürdige Mann an diesem Tage, — „unser Freund schläft kaum und schon hat man Dir die Mittel entzogen, ohne Sorge und Kummer zu existiren. Gott verzeihe es diesen habsüchtigen Menschen, welche weder ihren Verwandten im Grabe schonen und ihn mit Verwünschungen überhäufen, daß er an ihnen schlecht gehandelt habe, — sie wissen nicht, was sie thun! — noch die Ehre eines Mannes, der sie nie gekränkt und den sie einen schlauen Betrüger nennen, welcher den alten Herrn zu einer himmelschreienden Ungerechtigkeit gegen sie verleitet. Aber ich mußte schweigen! ich mußte! —"

Oswald hatte in diesen Tagen Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen. Er kam nicht mehr in Betracht; sein Ansehen, das er bisher hier zu behaupten gewußt hatte, war vernichtet, denn das alte, einsame Herrenhaus beherbergte jetzt die habsüchtigen Verwand-

ten des Freiherrn, die sich nun als rechtmäßige Erben betrachteten und daher nach ihrem Belieben schalteten und walteten.

Die erweiterten Grenzen zwischen Herrschaft und Unterthanen wurden plötzlich enger gezogen; der Stolz der Erben hätte es nicht ertragen, das patriarchalische, gemüthliche Verhältniß, welches zwischen dem verstorbenen Herrn und den armen Haidebauern bestanden, länger zu dulden. Auffallend war die Geringschätzung, die diese vornehmen Leute, welche sich übrigens in dieser allen Vergnügungen fernen Oede aufs gräßlichste langweilten und nur in ihren Ansprüchen an die nicht unbedeutende Hinterlassenschaft ein Motiv gefunden hatten, sich hierher zu begeben, was ihnen bei Lebzeiten des Freiherrn niemals eingefallen war — gegen Alles hier bezeugten, was ihnen nur in den Weg kam und ursprünglich hiehergehörte.

Der Magister hatte bereits einen Tag bestimmt, an dem er das alte, friedliche Herrenhaus mit Oswald auf immer verlassen wollte. Niemand, als Valentin, der alte Diener, welcher so lange Jahre bei dem Freiherrn gewesen und nun allein und verlassen in der Welt stand und theilweise die Uebung, in derselben zu leben, durch die so lange dauernde Entfremdung aller Gewohnheiten und Nothwendigkeiten, die sie Jedem nach seinem Stande auferlegt, vergessen hatte, sollte sie begleiten. Er war wenigstens eine Person, deren Erinnerun=

gen sich leicht wieder auffrischen ließen und welche dem Magister, der im Grunde seines Herzens zitterte vor dem Eintritt in ein Leben, das er schon in früherer Zeit nicht zu fassen verstanden hatte, da es sich nicht nach dem pedantischen Maaßstabe einer in Schulfüchserei versunkenen Seele erfassen ließ, sehr nützlich sein konnte und welchen der Freiherr — einige Stunden vor seinem Hintritt, dem Magister wie eine ihm werthe Hinterlassenschaft übergeben hatte.

Thoms war der Einzige, welcher in verschiedenen dunklen Redensarten, wenn es nämlich Niemand als der Magister oder einer der Haidebauern hörte, sein Mißvergnügen über die geschehene Veränderung aussprach.

Der würdige Waidmann war in die enge Schranke seiner untergeordneten Stellung gewiesen und sah sich als ein abgenutztes Inventarium betrachtet, das man nicht grade vernichten will, aber es dagegen in die Rumpelkammer wirft. Man hatte ihm bereits unterm Fuß gegeben, daß er die Stelle eines Revierförsters nicht länger versehen könne und ein Anderer diesen Posten und zugleich die Dienste eines Verwalters übernehmen werde, — ein Schlag, der den ehrlichen Thoms fast verrückt machte. Er hatte hier geherrscht wie ein König und die Ehrfurcht, die ihm die Bauern erzeigten und welche für ihn zum Lebensbedürfniß geworden war, sollte er aufgeben? Das war unmöglich! Seine Ehre war vernichtet. Er entschloß sich daher, die Haide ganz

zu verlassen und der Magister, dem er diesen Entschluß ankündigte, fand sich augenblicklich bewogen, einzuwilligen; die Gewohnheit des Umgangs mit diesem rüstigen Waidmann, den er als einen höchst entschlossenen, brauchbaren Mann ansah, der in der Fremde ihnen sehr nützlich sein konnte, war die Ursache, die den Magister zu dieser schnellen Einwilligung bestimmte.

Zwischen Verkannten herrscht jederzeit eine Sympathie; die erlittene Kränkung, welche der Magister selber gefühlt, machte ihm natürlich auch die, welche Thoms betraf, leichter begreiflich und der Gedanke, sich in der großen Welt gleichsam durch eine lebendige Doppelbarrikade, Valentin und Thoms, gegen die mancherlei zu erwartenden Aergernisse verwahrt zu wissen, war eine große Beruhigung für ihn.

Oswald, der hier keine Freude mehr genoß und dessen Jugendlust in der ihm so gänzlich ungewohnten Abhängigkeit und Verächtlichkeit entweder untergehen, oder in Excessen gegen die Unterdrücker seiner Freiheit ausbrechen mußte, fand in dem Gedanken, sich bald mitten in das lebendige Treiben der großen Welt versetzt zu sehen, von welcher ihm die beiden Cavaliere erzählt und welche Schilderungen ihm jetzt in diesen Tagen des ersten Kummers in seinem Leben gleichsam als eine geistige Nahrung diente, an welcher er zehrte, einen Ersatz für den Druck der Gegenwart, unter dem er und alle Andern litten. Voll Erwartung ersehnte er also

den Tag herbei, welcher zur Abreise bestimmt war. Obgleich er an dem Fremden, das ihm hier so rücksichtslos entgegentrat und ihn aus allen Gewohnheiten seines bisherigen Daseins, aus jener ungezwungenen Freiheit, in welcher er hier lebte, gedrängt hatte, so freute er sich doch auf das Fremde, das er nun kennen lernen sollte und welches er aus den Erzählungen der Cavaliere liebgewonnen hatte, weil es, harmonirend mit der ihm inwohnenden Heiterkeit, einen glänzenden, bunten Eindruck in seinem Gedächtniß zurückgelassen.

So viel in des ehrwürdigen Magisters Wissen lag, klärte er ihn über die verschiedenen socialen Stellungen der Volksklassen auf, — dieser Unterricht war aber zu einseitig, zu beschränkt, um in dem lebhaften Gemüthe des Jünglings einen starken Eindruck hervorzubringen; die glänzenden Farben, mit denen die Cavaliere das Leben in der Residenz gemalt hatten, erhielten dadurch nur höchstens eine Schattenseite, die ihres Grundtons wegen keine längere Beachtung bei ihm fand, als der Magister eben Zeit dazu brauchte, um diese schwerfälligen Gegensätze im orthodoxen Gewande, wie ein todtgebornes Kindlein, zu Tage zu fördern.

Obwohl Oswald, bei seinem gesunden Verstande, ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht hatte, so mangelte ihm doch jede genauere Kenntniß über das, was die Welt als Recht oder Unrecht betrachtet und als durch Jahrhunderte geheiligte Institutionen und bevorzugende Gerechtsame oft

mit grausamer Strenge zu wahren sucht. Der Wald war Oswalds Heimath; in diesem Bereich war er nie gewöhnt, einen Herrn anzuerkennen, eine Beschränkung zu erfahren — wer hätte ihn auch davon unterrichtet, daß jeder Besitzer auch ausschließliche Rechte über sein Eigenthum habe, über ein Eigenthum, wie es der Wald in seinen schnellfüßigen Bewohner bildete?

Thoms gedachte mit keiner Sylbe an etwas, an was er nie zu denken nöthig gehabt; denn Oswald war der Herr dieses Jagdreviers gewesen, so lange der Freiherr lebte und der Wechsel, welcher jetzt stattgefunden und der so schmerzliche Einwirkungen auf den alten Waidmann selber geäußert, er hatte ihn nicht auf den Gedanken gebracht, daß fortan auch Oswalds Jagdfreiheit eine nothwendige Beschränkung erleiden könne. Thoms war einmal gewöhnt, den Jüngling als unumschränkten Gebieter zu betrachten und diese Idee hielt er fest, er hätte auch gar keine andere haben können; Thoms gehörte nicht zu den Leuten, die sich mit dem Neuen so schnell vertraut machen. Eben so weit war der Magister davon entfernt, auf den Gedanken zu kommen, daß mit dem Tode des Freiherrn die Jagdfreiheit, welcher sich Oswald so unumschränkt erfreute, erloschen sein könne — in der That hatte der ehrwürdige Geistliche keinen ganz klaren Begriff über das Jagdrecht; die Waidmannskunst lag seinen Wissenschaften so fern, als der Nordpol von irgend einen südlichen Höhenpunkte Europas;

er betrachtete diese mit Mordwaffen umgehende Jägerei für eine, wenn auch gesetzlich beschränkte, doch im Ganzen als eine freie Kunst, der Jeder, wenn ihm das Geschick dazu nicht fehle, sich hingeben könne, ohne dadurch einem Andern einen Nachtheil zuzufügen, denn das Wild sei ja nicht gezeichnet, wem es angehören solle.

Aus diesem unklaren Begriff wurde sowohl Oswald, als auch Thoms und der ehrwürdige Magister sehr bald und auf eine höchst unerfreuliche Weise gerissen, die den Jüngling fast in Lebensgefahr gebracht hätte.

Kurz vor der Abreise dieser drei Personen, waren zwei junge Herren, Verwandte des verstorbenen Freiherrn, im Herrnhause angelangt, welche die vollständigste Brutalität, in Person dem Militairstande angehörten, deren Sitten gewaltig mit der stillen Einfachheit dieses Hauses contrastirten. Was sie hier sahen, war das Ziel ihres Spottes — sie hatten für Alles, ohne Unterschied, ein verächtliches Lächeln.

Der Magister zitterte vor Angst, daß eine Begegnung zwischen ihnen und Oswald geschehen könne und versuchte daher alles Mögliche, um den Jüngling an eine Beschäftigung im Zimmer zu fesseln. Wider Erwarten fügte sich Oswald und Magister Ehrenhaupt fühlte sich glücklich, daß ihm seine Absicht so vollständig gelang.

Am nächsten Morgen hörte man den Knall eines Schusses durch die Haide rollen.

„Thoms jagt,“ sagte Oswald, seine Büchse nehmend — „ich werde ihm Gesellschaft leisten.“

Diese Idee schien dem Magister sehr zweckmäßig, sie entfernte Oswald aus dem Herrnhause und sicherte ihn eben dadurch vor den Zufall einer Begegnung mit den beiden jungen Herren, die der alte Herr außerordentlich fürchtete.

So schlenderte Oswald also hinaus, ein Liedchen summend und obwohl ihn zuweilen ein Gefühl wie Wehmuth beschlich bei dem Gedanken, daß seit Kurzem sich Alles hier so schnell verändert habe, so drückte er doch gewaltsam diese traurigen Empfindungen nieder und die frische Januarluft, die ihm die vom scharfen Gange brennenden Wangen kühlte, leistete ihm treulich Beistand; der kalte Luftstrom, den er einathmete, schien die Wehmuth wie bösen Niederschlag zu unterdrücken.

Er war zu jung, zu heiter und zu sorglos, um lange traurig sein zu können.

Abermals durchrollte ein Schuß die Waldung.

„Hei, Thoms ist auf dem Zeuge,“ sagte er lächelnd zu sich — „ich werde ihm einen Streich spielen und ihm ein Stück wegschießen, ohne daß er etwas weiß.“

Dieser Gedanke machte ihm viel Vergnügen; der alte Thoms wurde dann jederzeit wüthend und in diesem Zustande war er sehr ergötzlich.

Er schwenkte also auf dem nächsten Wege in den Wald und fühlte sich in den beschneiten Zweighallen außerordentlich wohl; der scharfe Luftstrom fand hier einen Damm, an dem er sich brach und so herrschte unter den Bäumen eine tiefe, feierliche Stille. Oswald gewann einen freien Platz, an dessen westlicher Seite ein dickes Gestrüpp zum Anstand ganz geeignet war. Nichts rührte sich hier, obwohl Oswald die Fährte eines Hirsches bemerkt hatte, welche quer über die dünne Schneelage am Boden strich. Sie war frisch und der Gegend zugewendet, wo Thoms jagte, ein Grund; warum Oswald hier blieb, in der Voraussetzung, daß das edle Thier bald denselben Weg zurückkehren werde, verscheucht aus jener Richtung, woher die beiden Schüsse krachten.

Fast eine halbe Stunde hatte Oswald hier gelauert, als plötzlich ein lebhaftes Hundegebell aus jener Gegend drang.

„Ha, Nimrod und der Hector bringen mir das Thier zugetrieben,“ sagte Oswald sehr zufrieden für sich — „brave Hunde! wie wird der alte Thoms sich ärgern, daß ihm der Langbein aus dem Schusse geht.“

Des Jünglings Augen glänzten vor Vergnügen und sein leicht empfängliches Ohr unterschied deutlich, wie in der Ferne etwas in kurzem, raschen Satz den gefrornen Boden trat; eben so kam das Gebell in derselben Richtung nähern.

In der That, er hatte sich nicht geirrt; ein kräfti-

ger Hirsch, den Kopf zurückgebogen, brach in leichten, anmuthigen Sprüngen durch den Wald, als gälte seine Flucht nur wie ein fröhliches Spiel.

Oswald ließ ihn die Mitte des Platzes fast erreichen; ein Druck seines Fingers und das stolze, edle Thier brach, nach einigen sich überstürzenden Sätzen einen schrillenden Laut, gleich dem Wehlaut eines gebrochenen Herzens, ausstoßend, in die Knie — es war tödlich getroffen und Oswald, um ihm die Todesqual zu erleichtern, eilte herbei, ihm den Gnadenstoß zu geben. Ehe er noch zu dieser Hülfe gelangen konnte, fühlte er sich auch bereits, und zwar nicht auf die zarteste Weise, von einem scharfen Gebisse im Genick gepackt; ein Hund hatte ihn erfaßt und hielt ihn fest, ein anderer umsprang ihn mit furchtbarem Gebell. Jetzt erkannte Oswald, daß diese vierfüßigen Gegner keineswegs jene gutmüthigen Thiere Thoms' waren, vielmehr fremde, welche er vom Fenster seines Zimmers aus am gestrigen Tage vor dem Herrnhause gesehen zu haben sich erinnerte, kolossale Bestien, mit einem außerordentlichen Gebiß.

Es war unmöglich, sich des Köders, der ihm wie Zentnergewichte im Rücken hing und die Zähne in den Kragen seiner Drillichjacke eingehackt hatte, zu entledigen — in dieser höchst unangenehmen Lage blieb ihm kein ander Mittel, als der Versuch, die Jacke, wenn es ging, auszuziehen, allerdings ein Wagstück in Gegen=

wart der andern ihn umbellenden Bestie, welche jeden Augenblick Miene machte, das nämliche Manöver, wie sein Kamerad, auszuführen und Oswald in der Fronte zu packen. Indeß, den Nickfänger in der einen Hand, um nöthigenfalls den anspringenden Hund auf's Empfindlichste zurückzuweisen, ging Oswald an den Versuch; die Gefahr hatte seinen Muth nicht verringert, im Gegentheil denselben gereizt und die Gewandtheit, die Kraft seiner Muskeln — jeder Andere von minderer Körperstärke wäre durch den Schreck und die Last des ihm im Rücken hängenden Hundes niedergerissen worden — ließ ihn dies Wagstück vollbringen — der Hund fiel mit der Jacke zu Boden. Sich langsam und den Nickfänger zur Abwehr vor sich hinhaltend, zurückziehend, erreichte der Jüngling das nahe Gestrüpp, wo seine Büchse stand und im Besitz dieser, den Nickfänger in die Scheide schiebend, trat er wieder vorwärts, indem er sie zugleich ladete.

Diese Unerschrockenheit schien die Hunde rasend zu machen, und Oswald hatte kaum so viel Zeit, um seine Büchse laden zu können; die Attaken seiner vierfüßigen Gegner, die ihm jeden Schritt breit Raum streitig machten, verhinderten ihn, dies Geschäft mit der gewohnten Schnelligkeit auszuführen, da er mit dem kurzen Ladestock die immer wüthenderen Anfälle dieser Thiere abwehren mußte. Mit Lebensgefahr war endlich die Büchse in Stand gesetzt und ohne sich zu be=

sinnen, legte er sie an; der größte seiner vierfüßigen Gegner stürzte zusammen, der andere entsprang heulend.

„Schade um das schöne Thier,“ sagte der Jüngling, „aber es hätte mich zerfleischt, wenn es nicht so kam.“

Und nun trat er zu dem bereits verendeten Hirsch und ließ sich auf ein Knie nieder, um die Todeswunde desselben zu untersuchen. Fast im selben Augenblick ließen sich Stimmen unweit von diesem Platze vernehmen, Männerstimmen, welche die Hunde beim Namen ruften.

„Fremde hier?“ fragte sich Oswald erstaunt, — es dauerte nicht lange, als mehrere Männer erschienen, denen Thoms folgte.

„Was ist das? ein Wilddieb?“ rief Einer und der Andere schrie: „Und meinen Tiger niedergeschossen!“

„Jagt dem Schurken eine Kugel durch den Kopf!“ rief ein Dritter, das Gewehr anlegend.

„Um Gotteswillen, nein, das ist ja der Oswald!“ kreischte der alte Thoms in Todesangst; es war zu spät, die Kugel saus'te dicht bei dem knieenden und im höchsten Grade erstaunten Jüngling vorbei, der nun, einen fürchterlichen Ernst in dieser unzweideutigen Demonstration erkennend, aufsprang.

„Oho! was soll das? seht Ihr mich für ein Wild an?“ rief er, „Thoms, was sind das für Leute, die sich unterstehen, auf mich zu schießen?“

„Es sind die neuen, gnädigen Herren!“ antwortete der alte Waidmann, „ja, die neuen gnädigen Herren, die vorgestern Abend ankamen und heute ....“

„Was haben sie sich um mein Thun zu kümmern?“ entgegnete der Jüngling, „ich habe mich nicht um sie gekümmert; ich thue das, was mir gefällt; der Wald ist groß, sie haben Raum genug zur Jagd. Nehmt Euch in Acht, ich schieße auch und treffe gewiß besser, als Ihr, denn ich habe seit zwei Jahren schon keinen Fehlschuß mehr gethan — fragt nur den Thoms.“

Das Erstaunen dieser jagdlustigen jungen Herrn und des neuen Försters, der mit einem Burschen gestern angelangt war, wuchs nicht wenig, als sie sahen, daß der Jüngling mit außerordentlicher Schnelligkeit ladete und sich in Vertheidigungsstand setzte. Eben so sehr, wie über diese Kühnheit, erstaunten sie über die mangelnden Begriffe des Rechtes, welche aus den Worten dieses jungen Nimrods leuchteten, der einen Angriff ihrerseits zu erwarten schien und Thoms zurief:

„Hierher zu mir, Thoms — Du gehörst hierher, zu keinem Fremden! wenn sie sich eine gute Kugel holen wollen, dürfen sie nur anfangen, ich habe noch auf keinen Menschen geschossen; aber heute thue ich's; sie sind Mörder, gegen die man sich vertheidigen muß.“

„Mensch, wer giebt Dir das Recht, hier zu jagen?“ rief der neue Förster.

„Und wer giebt's Euch?“ entgegnete Oswald keck, „ist der Wald nicht frei, könnt Ihr beweisen, daß dieser Hirsch Euer gehört? Nein, das Wild ist frei und der Wald auch — Ihr werdet kein neues Recht hier aufbringen.“

„Die Büchse weg!“ rief einer der Herren ihm zu.

„Haltet Ihr mich für dumm?“ fragte Oswald lachend, „kommt heran, wenn's Euch nach einem bleiernen Vogel beliebt — hier ist mein Recht; jagt weiter, wenn Ihr Lust habt; aber laßt mir, was mein ist.“

Die unzweideutige Bewegung, indem er die Büchse schußrecht in die Höhe nahm, überzeugte die Fremden gründlich, daß er sein Recht als unantastbar betrachtete und überhaupt es sehr ernstlich meinte — es schien auch, als ob keiner von ihnen eine Sehnsucht empfinde, Gegenstand seiner Gegendemonstration werden zu wollen.

„Wer ist der freche Mensch?“ fragte Einer der Herren den alten Thomas, der, das personificirte Justemilieu, zwischen Oswald und dem Fremden stand.

„Oswald, des ehrwürdigen Herrn Magister Ehrenhaupt Sohn,“ war die Antwort Thoms'; „er hat immer hier gejagt; ich weiß nicht anders, als daß er Fug und Recht dazu hat; der hochselige gnädige Herr....“

„Jetzt sind wir die Herren, wir!“ fiel ihm der andere der Fremden gebieterisch in's Wort, „der Todte hat nichts mehr zu erlauben. Wir werden ein stren-

ges Exempel statuiren, daß das Volk hier das Herrenrecht unterscheiden lernt."

„Er hat meinen Hund niedergeschossen, einen der besten Hunde, die es geben kann," sprach der Förster zornig.

„Thoms hat auch Hunde, aber sie haben mich noch nie angefallen," antwortete Oswald ruhig, „sollte ich mich von dem Thiere zerreißen lassen?"

„Und was willst Du mit dem Hirsch anfangen?" fragte der Erstere.

„Die Leute schaffen ihn in's Haus, wie immer, sie erhalten einen Theil davon!" entgegnete der Vorige.

„Wie? die Bauern erhalten einen Antheil davon?" lachte einer der Herren.

„Nun, meint Ihr, sie sind schlechtere Leute, als Ihr?" frug Oswald zurück, „habt Ihr allein das Recht, Wild zu schießen und zu verzehren? Oh, Ihr habt schöne Ansichten vom Rechte anderer Leute, aber wir werden es Euch hier anders lehren."

Die Herren und der Förster sprachen leise miteinander, dann wendete sich der Letztere zu Thoms und sagte: „Besorgt, daß der Hirsch in's Herrenhaus geschafft wird — das Weitere wird sich finden!"

Nach diesen Worten verließen die Herren, der Förster und der Bursche den freien Waldraum, Oswald wich so lange er sie im Auge hatte nicht vom Platze, immer die Büchse zum Anschlag bereit, dann sagte er zu

Thoms: „Ich bin mit Dir unzufrieden, Thoms, sehr unzufrieden. Lebte Vater Anselm noch, er würde es auch sein — Du hast mich nicht vertheidigt — ich würde die Büchse auf Jeden anlegen, welcher nach Dir schießt, Du hast sie aber nicht einmal erhoben — Viere gegen mich, den Einzelnen — schäme Dich, Thoms, Du bist ein schlechter Freund in der Noth.“

Thoms war sehr zerknirscht. „Kann ich denn?“ entgegnete er, „darf ich denn? Gegen die rechtmäßigen Herrn mich zu stellen! Das ging nicht — weiß Gott, es ging nicht — sie sind hier die Herren, so gut wie der gnädige Freiherr es bei Lebzeiten war — Gott habe ihn selig, er war ein sehr guter Herr; aber die Bauern durften sich doch nicht unterstehen, im Walde zu jagen, das hätte er nicht gelitten und ich auch nicht — ich ganz gewiß nicht.“

„Du bist närrisch, Thoms, — bin ich ein Bauer? Und wer sagt Dir denn, daß diesen Leuten der Wald und das Wild ausschließlich gehört?“

Bei Thoms mochte die deutliche Erinnerung des Rechtes über Mein und Dein, welches ihn bisher nie genirt hatte, zurückkehren; er suchte mit ausschweifender Breite dem Jüngling dasselbe nach besten Kräften zu erklären und es gelang ihm endlich, diesem so weit verständlich zu werden, indem er ihn aufmerksam machte, daß, wenn sein Vater, der Magister, heute stürbe, er der einzige, rechtmäßige Erbe und Besitzer von dessen Hin-

terlassenschaft sein und Jeden als Feind und Dieb betrachten würde, der sich nur eines kleinen Theils derselben bemächtigen wollte.

„Aber das Wild kann unmöglich zur Erbschaft des gnädigen Herrn gehören, denn Niemand hat es gezählt und jedes Jahr setzt es neu,“ entgegnete Oswald.

„Aber der Wald ist der ererbte Boden, auf dem es sich nährt — die Bauern haben auch Kinder, die zur Gemeinde gehören,“ erklärte Thoms mit großer Beredtsamkeit, „der neue Gutsherr behält immer dieselben Rechte über die Gemeinde und wenn hundert Kinder jedes Jahr geboren werden. Bei Jena freilich war es etwas Anderes — wir hatten das größte Recht; aber die verdammten Franzosen nahmen es sich ohne Umstände. Ja, wer bei Jena — — —“

„Nun, es mag sein, wie es wolle,“ sagte Oswald, „es ist ohnehin das letzte Mal gewesen, daß ich in diesem Wald einen Schuß gethan habe — es freut mich, daß diese Leute gesehen haben, daß sie keinen Hasen vor sich hatten. Wenn sie, wie Du sagst, allein das Recht haben, hier zu jagen, so mögen sie es haben, ich will kein Dieb sein, der ihren Besitz schmälert.“ Nach dieser Antwort warf er die Büchse über und verließ den Schauplatz dieses Ereignisses, welches aus Unkenntniß der bestehenden socialen Ordnung beinahe ein Menschenleben, das seine, gekostet hätte.

Oswald war zu heiter und zu sorgenlos, um sich

einen Vorwurf über diesen Fehler aus Unwissenheit zu machen; eben so empfand er auch keine Furcht vor einer Ahndung dieses Fehlers, der den Gesetzen nach als ein Verbrechen bestraft wird. Er kannte die socialen Verhältnisse gar nicht und folgte nur der Eingebung seines gesunden Verstandes, der nichts von derlei Verboten wußte. Im Gegentheil, der mörderische Schuß, der glücklich an ihm vorüberging, erschien ihm als Verbrechen, welches, seiner Ansicht nach, trotz allem Rechte, welches den Herren, nach Thoms Erklärung, zustand, hart gestraft werden sollte, denn es blieb ein Mord, der, wenn auch nicht gelungen, doch schon in der Absicht verbrecherisch war, eine Verachtung und Geringschätzung eines höheren unschätzbaren Eigenthums eines Andern, gegen welches doch der Besitz eines Stückes Wildes nicht in Betracht kommen konnte.

Dieser Tag war übrigens der erste in seinem Leben, welcher ihn handelnd der gesetzlichen Ordnung gegenüber auftreten ließ. Der ehrwürdige Magister war außer sich, als ihm Oswald, der auf den nächstem Wege nach dem Herrenhause gegangen war, dies Ereigniß mit jener ungeschmückten Wahrheitstreue, die ihm eigenthümlich war, erzählte.

„Ach, mein Sohn, was hast Du gethan?!“ rief der vor Furcht zitternde Mann, „wie soll das werden? mein Himmel! ich weiß es nicht und ich weiß auch gar nicht, was dabei zu thun sein könnte!“

„Ich habe schon dabei gethan, was zu thun war; sie mußten abziehen und mir den Platz lassen," antwortete Oswald.

Der Magister starrte den Jüngling an, der dies mit einer Ruhe sagte, als sei er ganz von der Gültigkeit seiner Handlungsweise überzeugt.

„Du unglückliches Kind!" rief der Ehrwürdige; „mein Himmel, mein Himmel, warum ist unser Freund Anselm so frühzeitig hinweggerafft worden, ehe Du erzogen bist!"

Der Vorwurf, welcher von dem alten Herrn dem Schicksal gemacht wurde, klang mehr komisch, als ernst, vorzüglich wenn man die kräftige Gestalt Oswalds dabei in Anschlag brachte. Indeß dies Jammern nutzte zu nichts; man mußte erwarten, was sich als Folge dieses Ereignisses herausstellte.

„Seid doch unbesorgt, Vater," sagte der Jüngling, „wir werden ja sehen, was geschehen wird — sie haben ein Unrecht begangen, nicht ich, denn sie schossen nach mir. Laßt mich meine Sache ausfechten und mengt Euch nicht hinein."

Mit diesen Worten verließ Oswald, nachdem er Büchse, Tasche und Messer abgelegt, das Zimmer, um nach dem Dörfchen zu gehen, wo er die Bauern in ihren Hütten zu besuchen pflegte, unter denen die Gewißheit, daß er das Herrenhaus in wenig Tagen auf immer verlassen werden, einen in der That betrübenden

Eindruck gemacht hatte. Er hatte kaum die Mitte des Dörfchens erreicht, als auch die beiden jungen Herren, der Förster und sein Bursche, vom Walde herkommend, mit ihm zusammentrafen.

„Er ist jetzt ohne Waffen," sagte einer der beiden Herren, „packt ihn, Förster, wir befehlen es Euch!"

Der Förster, welcher es für zeitgemäß halten mochte, gerade hier, im Angesicht der Dorfbewohner, die das Alte offenbar mehr liebten, als das Neue, ein Beispiel seiner Autorität zu geben, schritt in Begleitung seines Burschen auf Oswald zu, der bei ihrem Anblick stehen blieb, ohne irgend eine handgreifliche Begegnung zu vermuthen.

„Ha, bist Du es, Freijäger? Gut, jetzt haben wir Dich und Du sollst die Gerechtsame der gnädigen Herren empfinden lernen!"

Bei diesen feindseligen Worten bemächtigte sich des Försters Faust des Kragens von Oswalds Jacke — der Bursche griff schnell zu und so befand sich der Ergriffene fast in einem Nu in der Gewalt dieser beiden Männer, welche ihn nach dem Herrenhause schleppen wollten.

Oswald schien sich der Uebermacht willig zu beugen.

„Jetzt weiß ich's, warum Eure beiden Hunde mir nach dem Genick trachteten," sagte er fast lachend, „sie haben das von Euch gesehen." Und nun beide Arme mit einem heftigen Schlage von sich streckend, schleu-

derte er den Förster und seinen Burschen zu beiden Seiten von sich.

Auf diesem Terrain war es unmöglich, zu weichen; der Förster schien das zu fühlen, seine Ehre ward ja in den Augen der Bauern zum Gespötte, wenn ein einzelner, junger Mensch es ungestraft wagen durfte, sich ihm zu widersetzen. Mit einem tüchtigen Fluch sprang er auf's Neue auf Oswald zu und da dieser ihn mit einem wohlangebrachten Faustschlage vor die Brust zum zweiten Male von sich entfernte, so fand es der Förster für nothwendig, Gebrauch von seinem Jagdmesser zu machen. Bisher war der Angriff ehrlich gewesen, jetzt aber ward er ungleich und schändlich gegen einen Wehrlosen geführt, der indeß unverzagt, einen leichten, kurzen Zaunpfahl aus dem Boden mit einer Riesenkraft reißend, den Angriff mit der Waffe zurückschlug und mit seinem kurzen Zaunpfahl zuerst dem Burschen, der ihn hinterlistig von hinten packen wollte, einen Schlag auf die Hand gab, daß dieser ein lautes Schmerzgebrüll ausstieß, dann aber, in der Gewißheit, von einem seiner Feinde befreit zu sein, die Vertheidigungsweise gegen den Förster in einen unerwarteten und zwar so heftigen Angriff verwandelte, daß Jener, zurückweichend, in einen durch das Dörfchen führenden halbgefrornen Graben stürzte. Ein Hieb, den er von Oswald auf die Stirn empfangen, hatte ihn stark betäubt. Die Scene war unterdeß lebendig geworden, die Bauern waren aus

ihren Hütten geeilt und wurden nun zur Festnahme Oswalds von den beiden jungen Herren in gebieterischem Tone berufen.

„Nein, nehmt sie fest, meine Freunde!“ rief Oswald den Bauern zu; „im Walde hat dieser Mensch mit dem rothen Bart seine Büchse auf mich abgeschossen, wie auf ein Stück Wild — und hier haben sie mich durch den Kerl, der im Graben liegt, mit dem Jagdmesser angreifen lassen — sie sind Mörder, die Euch ein Gleiches thun werden, wenn Ihr ihnen nicht zeigt, daß Ihr keine Gewalt duldet!“

Diese einfachen Worte brachten einen außerordentlichen Eindruck auf die Bauern hervor, die, seit Jahren daran gewöhnt, Oswald als befehlenden Herrn zu betrachten, keinen Anstand nahmen, sich der beiden jungen Herren, die vor Wuth schäumten, zu bemächtigen.

„Wir werden sehen, ob Ihr ein Recht habt, auf Menschen zu schießen!“ sagte Oswald, ihnen zur Seite gehend, während man sie nach dem Herrenhause transportirte. Als sie das Herrenhaus erreicht hatten, hörte man den alten Magister schreien und auf der Treppe dem Schwarm entgegeneilen.

„Ach, mein Himmel!“ rief der ehrwürdige Mann, „was ist da geschehen? um Gotteswillen, was soll das bedeuten? — ich weiß es nicht, ich verstehe nichts von alle dem!“

„Aber ich verstehe es, Vater,“ antwortete Oswald,

„und ich werde jetzt einmal Gericht halten, als wenn Vater Anselm noch lebte, der keine Seele beleidigte. Bringt Sie nur in den Saal — wir haben da Platz genug.“

Der Magister schien zur Salzsäule werden zu wollen vor Schreck, als er die beiden gnädigen Herren in Mitte der Bauern erblickte; er hatte keinen Muth, Oswald gebietend entgegenzutreten und schlich daher zitternd dem seltsamen Zuge nach, der im Saale, den wir bereits geschildert, endlich Halt machte.

„Thoms sagte mir, Ihr wäret hier die Herren, weil das Euer Erbe von Vater Anselm sei — auch mein Vater, der Magister, sagt es und so muß es wahr sein,“ hob der Jüngling an; „allein Keiner hat etwas davon gesagt, daß Ihr auch Rechte über andrer Menschen Leben hättet — habt Ihr so ein Recht?“

„Wir haben es und Du wirst es zuerst empfinden, frecher Bursche!“ rief der Rothbart.

„Ihr habt so ein Recht?“ fragte Oswald, „nun, das ist gut, dann haben wir es auch, denn das Thier beißt und schlägt, wenn es mißhandelt wird, warum sollten wir weniger Recht zur Wehre haben, als das Thier? und deswegen werden wir Euch unschädlich machen, damit Ihr Euer Recht nicht zu unserem Schaden ausübt. Ihr werdet im Keller wohnen, bis Ihr Euer Recht aufgebt, hört Ihr es?“

„Verwünschtes Volk — ist das der Respect gegen Euere Herren?“ rief der andere der Herren wüthend.

Der Magister trat jetzt mit einem Gerichtsadvokaten, der mit den jungen Offizieren zugleich angekommen war, um sämmtliches Inventarium noch einmal durchzugehen, in den Saal. Die Anwesenheit dieses Mannes war für die Offiziere ein Glücksumstand; er war vernünftig und menschenfreundlich genug, um diesen üblen Handel, der, auf der einen Seite aus Brutalität, Uebermuth und Verachtung des Menschenwerthes, auf der andern aber aus Unkenntniß des Rechtes und einem kräftigen Freiheitsgefühle, aus Bewußtsein des Menschenwerthes und Gewohnheit, selbstständig zu handeln, entstanden war, zu schlichten. Die Offiziere mußten versprechen, nie wieder nach einen Menschen, wie auf Wild zu schießen, und wurden freigelassen.

„Junger Mann,“ sagte der Gerichtsadvokat, „ich rathe Ihnen vor allen Dingen, sich um die bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft zu kümmern; Sie haben, wie ich bemerke, keinen Begriff von den gegenseitigen socialen Rechten und Gebräuchen — unterrichten Sie sich erst über diese, ehe Sie einer Laufbahn sich zuwenden, Sie ersparen sich viel Unannehmlichkeiten. Achten Sie diese Warnung als das Wort eines ehrlichen Mannes.“

Der Magister war förmlich von dem Vorfall niedergebeugt; er fühlte es, daß er nicht einmal ein

Recht habe, Oswald zu tadeln, denn dessen Handlung war rein die Folge einer Unkenntniß, welche ihren Grund in dem mangelhaften Unterricht, den er genossen, in der unbeschränkten Freiheit, welche man ihm gelassen und in dem eignen, edeln, starken Geist, den er besaß und der kein Unrecht duldete, fand. Also schwieg der ehrwürdige Mann; aber sein Herz zitterte bei dem Gedanken an die Zukunft in der Fremde. Dieser Feuergeist, der gegen jedes Joch anstrebte, den jede Ungerechtigkeit verletzte und welcher nie an irgend eine Zurückhaltung gewöhnt, sich mit Eifer jeder Aufregung hingab, die in seinem Gemüthe mit Blitzesschnelle um sich griff und dasselbe in Flamme setzte, sollte plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, in eine Welt voll Rücksichten und bindenden Verhältnissen versetzt werden, von denen nie eine Ahnung in ihm aufgetaucht war; ein Naturmensch mitten in die Unnatur jener Sitten und Gebräuche, welcher man den hochklingenden Namen höherer Civilisation gegeben und die doch nur ein Auswuchs der Schwäche der Generation sind, welche sich deren prahlerisch rühmt. Diese düstere Ahnung beherrschte den ehrwürdigen Magister außerordentlich und nur das Bewußtsein, den rüstigen Waidmann Thoms und den in früherer Zeit viel erfahrenen Diener Valentin in dieser gefährlichen Lage bei sich zu wissen, beruhigte ihn in etwas. Der Gerichtsadvokat hatte ihm unter den Fuß gegeben, daß es das Rathsamste wäre, um

jede mögliche Collision zwischen den gedemüthigten Herren und Oswald zu vermeiden, denn es sei nicht mehr als denkbar, daß sie auf irgend eine Rache sinnen würden, Herr von Rothenfels, jener Offizier mit dem rothen Schnurrbart, scheine ein sehr rachsüchtiger, brutaler Charakter zu sein, der dergleichen nicht vergessen werde, das Herrenhaus noch eher zu verlassen, als er, der Magister, die Abreise angesetzt. Ein so friedliches und zaghaftes Gemüth, wie der Letztere, fand diese Warnung als eine Wahrheit und in Folge dieser Ueberzeugung entschloß er sich, in den nächsten Tagen diesen ihm so theuren heimischen Erdwinkel, der gleichsam seine Physiognomie nach dem Tode seines Besitzers gewaltsam verändert, zu verlassen.

An einem Februarmorgen, dessen Frühnebel vor dem kalten und rothglitzernden Sonnenlicht wichen, standen die vier zur Abreise gerüsteten Personen an der Gruft des verstorbenen Freiherrn auf dem stillen Friedhofe des Elsedörfchens. Mit vor Schmerz zitternder Stimme rief der Magister dem Schlummernden einen Abschiedsgruß zu, dann umarmte er Oswald und verpflichtete Thoms und Valentin, den Jüngling nach Kräften vor allen Gefahren zu schützen, die ihn treffen könnten. Unter andern Umständen würde Oswald diesen Schutz belächelt haben, indeß in diesem Moment, wo ihm wirklich das Herz weh that, am Grabe des guten Vaters Anselm, hatte er keine Entgegnung.

Eine Stunde später schien das Elsedörfchen in Aufruhr zu sein; um einen Planwagen, mit zwei tüchtigen Ackergäulen bespannt, drängte sich Jung und Alt, Abschied nehmend von denen, welche dieser Heimath des Friedens den Rücken wendeten. Bis an den Saum des Waldes gab man ihnen das Geleite und als dann der Wagen auf dem holprichten, hartgefrorenen Weg zwischen den hohen, schlanken und beschneiten Tannen und Fichten hinrollte, herrschte eine tiefe, feierliche Stille unter den vier Reisenden — Jeder fühlte den Ernst dieser Stunde, deren nächste Minute schon einer ihnen verhüllten Zukunft angehörte. Endlich hörte man den Magister leise vor sich hinsummen: „Befiehl du deine Wege u. s. w.“ Und als ob dies für diese wichtige Stunde so sehr geeignete, fromme Kirchenlied in Aller Herzen einen tiefen Anklang erwecke, so stimmte Einer nach dem Andern bei und zuletzt wuchs das leise Summen zu einem starken Chore an, aus dem heraus Oswalds frische, kräftige Stimme, gleich dem freudigen Tonwirbel der den Frühling fröhlich feiernden Lerche, schallte. Der beschneiete Wald schien ein Gotteshdom, von zahllosen Säulen getragen, zu sein und über demselben wölbte sich die lichtblaue Kuppel eines reinen Winterhimmels.

Es ist Abend.

Die Straßen der Hauptstadt sind von zahllosen Laternen erleuchtet, welche in der Ferne funkelnden Feueraugen gleichen, die aus den großen Häusermassen herausstarren, wie die Augen unförmlicher Riesen, welche sich in Reih und Glied aufgestellt haben. Und Lichtströme aus den eleganten Kaufgewölben finden ihren Weg auf die Straßen, breite Streifen glänzenden Scheines auf dieselben zeichnend. Ha, wie schön ist's doch in diesem lebendigen Treiben der Residenz; Carossen mit Fackeln durchrollen die Straßen, geschäftig eilen Hunderte, den Werth der Zeit kennend, an den glänzend erleuchteten Läden, in denen sich alle Herrlichkeiten der civilisirten Welt zusammengefunden zu haben scheinen, vorüber. Vor einem Hotel, dessen Portal mit vier großen Laternen beleuchtet ist, halten die Carossen; reichgalonirte Diener, von den Tritten herabspringend, eilen, mit unterthänig gekrümmtem Rücken, die mit goldnen Wappen verzierten Wagenschläge zu öffnen und den reichgeschmückten Damen und mit Orden gezierten Herren ehrerbietigst herauszuhelfen. Eine dichte, Kopf an Kopf sich drängende Masse Neugieriger aus den untern Ständen hat zu beiden Seiten des Portals ein Spalier gebildet, um die Herrschaften aussteigen zu sehen, ein Genuß, der, da er sehr wohlfeil ist, den armen Leuten gegönnt wird, indem er zugleich der Eitelkeit der Vornehmen schmeichelt und bei ihnen das

Bewußtsein der ihnen verliehenen Vorzüge der Geburt, des Ranges und des Reichthums, alles Drei Stützen und Säulen der Aristokratie, erhöht. Unter diesen Zuschauern befindet sich auch ein junger Mensch mit gelbem Lockenhaar, in einem einfachen Tuchrocke, trotz der Kälte aber mit entblößtem Halse. Man hält ihn für einen Maler, der die Academie besucht, oder für einen Gymnasiasten, der bereits das Vergnügen hat, Primaner zu sein und dem es Vergnügen macht, seine robuste, kerngesunde Jugend hinsichtlich des entblößten, gegen die eben nicht unbedeutende Abendkälte unverwahrten Halses zu zeigen. Dieser Jüngling ist eine schlanke Gestalt, welche bereits die Blicke einiger unschuldigen Nähmamsells, die ihr Tagewerk geendet und zum Feierabend beim Nachhausegehen sich hier getroffen haben, um die aussteigenden Damen und vorzüglich ihre Kleider zu mustern, auf sich gezogen und von dem Hauptzweck, hier als Kritikerinnen zu weilen, abgelenkt hat.

„Ein hübscher Junge," flüsterte die Eine der Andern zu.

„Ein Goldjunge!" entgegnete diese, auf die schönen gelben Ringellocken deutend, die wie zusammengerollte Goldwickel auf dem dunkelbraunen Rockkragen ruhen und sich dem schönen, schlanken Hals anmuthig anschmiegen.

„Was hat er denn da für einen häßlichen Men=

schen bei sich, mit dem er spricht?“ fragt nach einer langen Pause der Bewunderung die Erstere.

„Ich weiß nicht, das ist ein abscheulich Gefries!“ lacht die Andere.

„Ein Jäger . . . hat einen grauen Rock, sieh, Dorel . . . ein häßlicher Kerl . . . wie kann nur so ein hübscher, junger Mensch mit so einem alten, widerwärtigen Kerl sich unterhalten!“

Diese Aeußerung des Beifalls und der Abneigung betraf Niemand anders, als Oswald Ehrenhaupt und den sehr würdigen Waidmann Thoms, der statt der Büchse, die sonst sein unzertrennlicher Gefährte war, jetzt einen Eichenstock, welcher einen bedeutenden Stachel und einen schwarzhornenen Knopf besaß, in der Hand trug; denn ganz ohne Wehr zu sein, schien dem alten, rüstigen Haidejäger wider allen Respect gegen seine eigene Person. Thoms spielte eine sehr komische Figur unter der mehr oder minder modernen Menschheit der Hauptstadt; sein Costüm war genau dasselbe, wie wir es im ersten Kapitel schilderten, keine Aenderung war an ihm vorgegangen, als daß er, statt der Büchse, den Stock führte und auch den Hirschfänger abgelegt hatte, woran Magister Ehrenhaupt schuld war, der es ihm aus der Schrift bewies, daß die Waffe, sei sie, welche sie auch wolle, jederzeit Unheil gestiftet, und daß man den Störenfried gleich aus seinem Aeußeren erkennen würde. Diesem gewichtigen Argumente nachgebend, —

denn der ehrliche Waidmann hatte vor der Gelahrtheit des Magisters die größte Hochachtung — reducirte sich Thoms bis auf genannten Eichenstock, von dem ihm der Ehrwürdige, trotz aller Vorstellungen, nicht abbringen konnte; Thoms besaß zuweilen solche kleine Hartnäckigkeiten, an denen alle Versuche, sie zu brechen, scheiterten. Seiner Ansicht nach war er hinlänglich modernisirt, denn er hatte sogar seinen Dreimaster mit Bier gewaschen, eine Sorgfalt, welche diesem ehrenwerthen Möbel noch nie zugekommen war.

Oswald war mehr modernisirt; er trug einen modischen, kurzen, braunen Rock, schwarze Pantalons und Stiefel, und ein schwarzes Sammetbarett. Sein gesundes, natürliches Gefühl hatte den Hut als einen den Kopf verunstaltenden Topf erkannt und den Frack als ein possenhaftes Kleidungsstück verworfen, welches von Narren erfunden worden, den Träger nach der jedesmaligen Mode zu einer Vogelcarrikatur verwandelt, die bald mit langem, bald mit breitem oder kurzem Schwanze sich präsentirt. Diese einfache und an seine schönen, kräftigen Körperformen sich anschließende Kleidung stand dem jungen Manne sehr wohl, und Thoms glich also in seinem veralteten Costüm der Schattenseite eines schönen Bildes oder der lächerlichen Parodie eines lieblichen Gedichtes.

„Hast Du je so etwas gesehen, Thoms?“ fragte Oswald leise; „das sind sehr schöne Frauen.“

„Hm," antwortete der Waidmann, „ich weiß das nicht, ich finde auch nichts so Besonderes daran."

Der Jüngling warf einen mißbilligenden Blick auf den verwitterten Waldmenschen, der jedenfalls für eine Rehzicke oder Schmalthier größere Bewunderung gehegt haben würde.

„Was mögen sie nur in diesem Hause machen?" frug Oswald nach einer Pause.

Thoms konnte natürlich auf diese Frage keine Antwort geben, denn ihm waren die Freuden der Societät eine Mysterie, von der er nicht einmal eine dunkle Ahnung besaß.

„Halt!" rief Oswald plötzlich laut, „Den kenne ich, Den werde ich fragen, Der wird mir Alles sagen."

Diese laute Aeußerung erregte bei dem ehrerbietigen Schweigen der Menge natürlich die Aufmerksamkeit der aus einem vorgefahrenen Wagen Steigenden. Baron Heinrich von Kronenhelm war soeben flüchtig dem Fond einer glänzenden Carosse entschlüpft und bot jetzt einer jungen Dame den Arm, um sie herauszuheben. Sein Blick flog auf den Sprechenden, der ohne alle Umstände die vor ihm Stehenden aus dem Wege schob und auf ihn zutrat; Thoms hatte dies gewaltsame Manöver mitgemacht und stand dicht hinter Oswald, welcher des Barons Hand ergriff und sehr vertraulich schüttelte.

„Sehen Sie, wir treffen uns hier, Herr; ich freue mich herzlich darüber," sagte er.

Der Baron schien sich nicht erinnern zu können.

„Wer? . . . wer?"

„Sie kennen mich nicht?" rief Oswald lachend, „ich glaube es; ich sehe jetzt anders aus, trage die graue Jacke nicht, in der Sie mich kennen gelernt haben, als ich den Wolf auf dem Rücken nach Hause schleppte."

„Ah, Sie sind es! Der junge Wolfsfänger! Sie haben sich zu Ihrem Vortheil metamorphosirt," antwortete der Baron heiter und sich zu der jungen Dame wendend, sagte er: „Sehen Sie, chère Comtesse, das ist der junge Herkules, von dem ich Ihnen erzählte; er ist göttlich in seiner Ignoranz der Sitten."

Die junge Dame blickte den Jüngling an; ein Lächeln schien ihren schönen, zierlich geschnittenen Mund zu umspielen. Oswald verneigte sich unwillkürlich vor ihr.

„Das ist gewiß eine von den schönen Frauen, von denen Sie mir erzählt haben, nicht wahr?" fragte er.

Der Baron antwortete mit Enthusiasmus und Galanterie:

„Die schönste aller schönen Frauen, die Krone der Damenwelt. Aber es ist kalt hier . . . Zugluft . . . Adieu, mein Lieber; kommen Sie, chère Comtesse; Ihren Arm, wenn ich bitten darf."

„Ich gehe mit,“ sagte der Jüngling ganz unbefangen; „komm, Thoms!“

Der Baron schien dieses Anerbieten nicht gehört zu haben; flüchtig eilte er mit der Dame durch die von Lampen hellerleuchtete Halle, die mit Teppichen belegte Treppe hinauf; Oswald und Thoms folgten auf dem Fuße, wahrscheinlich wurden sie von den Dienern als ein seltsames Zubehör des Barons betrachtet, da sie von den Portiers am Portale, welche hinlänglich zu thun hatten, um die Schaaren der Neugierigen zurückzuhalten und Aufsicht über die vorfahrenden Equipagen zu führen, eingelassen worden waren.

„Was machen Sie denn hier?“ fragte Oswald hinter dem Baron, als dieser, von dem flüchtigen Lauf treppan angegriffen, mit der Dame langsamer ging.

„Mein Himmel, Sie hier?“ rief Heinrich von Kronenhelm, sich umwendend.

„Warum nicht?“ antwortete dieser, „ich bin mit Thoms hinter Ihnen heraufgegangen, das ist nichts weiter.“

„Mit Thoms?“ fragte der Baron, „wer ist das?“

Thoms schob seine verwitterte Gestalt vor in's beste Licht, und die junge Dame konnte ein halblautes Lachen nicht unterdrücken.

„Ich bin Thoms, der Förster,“ sagte der alte Waidmann. „Sie haben die Ehre, mich zu kennen, wenigstens glaube ich es, daß, weil ich Thoms bin, der

Herr auch der nämliche Herr ist, welcher bei uns im Herrenhause mit einem andern Herrn . . ."

„Ach ja, ach ja!" rief der Baron sich erinnernd, . . . „der gute Freund hielt uns für Räuber und Mörder."

„Unterthänigst aufzuwarten," war Thoms Antwort.

„Aber, mein Gott, was wollen Sie hier?" wendete sich der Baron zu Oswald, „hier ist keine Gesellschaft für Sie. Se. Excellenz, der Gesandte von ***, giebt der hohen Aristokratie einen Ball; setzen Sie sich nicht Unannehmlichkeiten aus, die Ihnen leicht zustoßen könnten, wenn Sie meine Warnung nicht hören wollten. Hier ist ein ganz anderes Terrain, als bei Ihnen zu Hause, wo man ohne Umstände die Wölfe mitten in den Saal bringt. Gehen Sie in Gottes Namen. Adieu!"

Mit diesen Worten entschlüpfte der Baron mit der Dame in eins der Garderobezimmer und Oswald stand mit Thoms auf der letzten Stufe im ersten Stockwerk.

„Was denkst Du davon, Thoms?" fragte der Jüngling.

„Hm! hm!" —

Diese sehr kurze Antwort drückte so Verschiedenes aus, daß Oswald sie auf Alles beziehen konnte, mochte seine Ansicht sein, wie sie wollte.

„Ich habe den Herrn nicht recht verstanden," sagte

Jener nach einer Weile; „er redete von Ball ... Ball ... weißt Du, Thoms, als kleiner Junge spielte ich auch Ball, es muß närrisch aussehen, wenn diese Leute alle Ball spielen ... meinst Du nicht?“

„Oh ja, das kann sein,“ bestätigte Thoms ... „ich habe so etwas noch nicht gesehen.“

„Ich auch nicht,“ redete Oswald ... „Thoms, wir werden nicht wieder zurückgehen . . . warum sind wir einmal hier? Es war nicht schön von dem Herrn, daß er uns nicht mitnahm; mir schien, als wäre ich ihm nicht recht anständig.“

„Hm, hm! das flinkernde Weibsbild machte aber sehr große Augen auf Dich,“ bemerkte der ehrliche Waidmann; „ich möchte wissen, was sie eigentlich mit den großen Augen sagen wollte?“

„Sie hat mir aber sehr gefallen, Thoms, — 's war eine sehr schöne Frau und ich hätte gern mit ihr reden mögen; ihren Namen habe ich mir gemerkt.“

„So?“ fragte Thoms gleichgültig.

„Ja,“ antwortete Oswald mit einem Anflug von Wärme, „sie heißt Contes.“

Lebhaftes Geräusch, von unten herauf dringend, zeigte an, daß wieder neue Ballgäste kämen und Oswald fand es für zweckmäßig, da er nicht die Absicht hegte, dies Hotel zu verlassen, irgend einen Weg einzuschlagen, um Zeuge dessen zu werden, was hier geschah.

„Komm, Thoms,“ sagte er, „da ist ein langer

Gang, wie bei uns im Herrenhause, gehen wir dort hinein."

„Thun wir das," stimmte der Waidmann bei und nun schritten Beide den Gang entlang, der längs des Hofraumes eine Gallerie bildete. Der Gang war ganz menschenleer, und stieß an eine Gallerie hellerleuchteter Zimmer an, die die vierte Seite des mehr langen, als breiten Hofes ausmachte. Im Hintergrunde befand sich eine Thür, Thoms drückte die Klinke nieder und die Thür öffnete sich; ein kleines Entrée that sich vor ihnen auf, nur durch eine einzige Lampe erleuchtet. Oswalds Fuß schien gefesselt.

„Thoms," sagte er, „haben wir auch ein Recht, hier einzutreten? Mir scheint es Unrecht zu sein; — hier wohnen Leute, die wir nicht kennen."

„Hm! das ist wahr," stimmte Thoms bei, „ich würde auch Jeden packen, der sich unterstünde, bei uns so etwas zu versuchen."

„Nicht wahr?" fragte Oswald, „nun, thun wir es auch nicht."

Indem sich Beide zurückwendeten, um den Gang wieder zu verlassen, öffnete sich rasch dieselbe Thüre, die sie soeben zugemacht und ein Mann trat heraus.

„Haben Sie schon lange gewartet?" war seine Frage.

„Nein," antwortete Oswald, der von dieser Frage überrascht war, „wir sind wenige Minuten erst hier."

„Gut, man muß Alles vermeiden, was Aufsehen macht. Hier ist die Depesche, verwahren Sie sie wohl; Excellenz hat sie eben erst beendet. Eilen Sie schnell aus dem Hause, kein Mensch darf Sie hier sehen . . Ah, das ist wohl der Mann, welcher die Nachrichten nach *** bringt? Ich hoffe, daß es der beste Courierritt sein wird, den er in seinem Leben gemacht. Adieu! und eilen Sie, daß Niemand Sie sieht." —

Das strengste Muster der Eile, welche er in seinen Worten empfahl, war der Mann wieder in der Entrée verschwunden; sie hörten, wie von Innen der Riegel vorgeschoben wurde.

„Was war das, Thoms?" fragte Oswald erstaunt.

„Hm, weiß ich es?" entgegnete der alte Waidmann, „ich verstehe gar nichts davon; was wollte der Mann eigentlich?"

„Er gab mir dies Packet . . . sieh, Thoms, es ist gesiegelt; es ist sogar schwer, als wenn mehrere Papiere darin lägen, die sich hin- und herschieben."

„Hagel und Wetter!" rief Thoms, „das ist absonderlich, und man weiß gar nicht, woran man ist."

„Das Einzige, was uns übrig bleibt, ist, zu thun, was er uns geheißen hat und nach Hause zu eilen, man könnte uns zuletzt für Diebe ansehen," bemerkte Oswald nachdenklich, und nun verließen Beide

das Hotel, ohne von Jemand befragt zu werden, was sie hier gewollt.

Als sie die Straße wieder erreicht hatten, hörten sie ein vollstimmiges Orchester in gewaltiger Tonfülle beliebte Tänze aufspielen; die Neugierigen hatten sich ziemlich entfernt, denn es gab keine vorfahrenden Wagen mehr zu sehen, und selbst die Schneidermamsells, deren wir erwähnt, waren nicht mehr zu sehen. Die Kälte der Winternacht hatte bei ihrer schwächlichen Körperconstitution den Sieg über ihre Neugier davongetragen.

Oswald und Thoms verschwanden in eine Seitengasse, Beide in tiefes Nachdenken über das geheimnißvolle Abenteuer versunken, in das der Zufall sie verwickelt hatte ohne ihr Zuthun.

„Thoms,“ begann endlich Oswald, sich zum alten Waidmann wendend, „denkst Du nicht auch, daß es unrecht von uns war, daß wir das Papier annahmen — es gehört doch nicht unser und war jedenfalls andern Leuten bestimmt, die auf dem Gange darauf warten sollten.“

„Hm, ich weiß das nicht, aber es läßt sich so denken.“

„Der Mann war so geschwind wieder weg und ich so überrascht, weil mir so etwas noch niemals begegnet ist.“

„Mir auch nicht,“ unterbrach ihn Thoms beistimmend.

„Ich wußte nicht, wie mir geschah,“ fuhr Oswald

fort zu sprechen; „sage selber, Thoms, es blieb mir auch gar keine Zeit, dem Mann zu sagen, daß wir nicht die Leute wären, welche er meinte.“

„'S ist absonderlich,“ stimmte Thoms bei, „und so etwas kann Einem auch nur in so einer ungeheuren Stadt begegnen; bei uns im Herrenhause gewiß nicht, da ganz gewiß nicht.“

„Nun, Thoms,“ sagte Oswald lachend, „wir wollen uns nicht den Kopf darüber zerbrechen, das wäre unnütz; zu Hause werden wir sehen, was es ist und wem es gehört, dann ist die Sache abgemacht; ich gebe es zurück. Denken wir nicht mehr daran, Thoms; laß uns lieber von der schönen Frau sprechen, die der Herr aus dem Wagen hob; sie hat mir sehr gefallen; Dir nicht auch, Thoms? Sie war so jung und so schön, und was für schwarze, glänzende Augen hatte sie — diese schönen Augen vergeß ich nicht.“

Thoms schwieg; dieser Gegenstand hatte für ihn kein Interesse, er war nie ein besonderer Freund des weiblichen Geschlechts gewesen und konnte es daher auch nicht recht begreifen, wie Oswald seine Aufmerksamkeit auf etwas lenken könne, was in seinen Augen eben nicht in besonderer Achtung stand. Da er keine Antwort darauf gab, so fand sich Oswald auch nicht bewogen, das Gespräch fortzusetzen; seine junge, lebhafte Phantasie besaß ja einen Gegenstand, der, gleich einer Lichtgestalt, die schönsten Traumbilder in ihm hervorrief.

Unterdeß der Jüngling und sein Begleiter, der ehrliche Thoms, nach Hause gingen und sich immer weiter vom Mittelpunkt der Stadt entfernten, in welchem das Hotel lag, wenden wir uns nach demselben zurück.

Der höchste Glanz, die üppigste Verschwendung hatten das Fest, welches Se. Excellenz, Graf Böhlenburg, der ***sche Gesandte, zu Ehren der Geburtsfeier seines Monarchen, dem diplomatischen Corps und der hohen Aristokratie der Residenz gab, ausgestattet. Der junge König nahm persönlich Antheil und der Glanz des Hofes, der hier also gegenwärtig war, trug dazu bei, dem Feste jene Herrlichkeit zu verleihen, die nur durch einen Zusammenfluß der höchsten, gebildetsten und reichsten Personen des Staates verwirklicht werden kann. Grazie und Anmuth woben hier einen Lichtkreis, dessen Strahlen tief in die Herzen der jungen Cavaliere eindrangen. Der König, ein ganz heiteres, sorgenloses Gemüth, welches nur im Glanze und in den lustigen Jugendfreuden sein einziges Element fand und viel Aehnlichkeit mit dem glanzreichen Ludwig XIV. und dem galanten Heinrich IV. von Frankreich besaß, fühlte sich in dem lebendigen und heiteren Treiben glücklich. Der schöne Damenflor entzückte sein Auge, wie seine kräftige, schlanke, in reicher Uniform prangende Gestalt, sein heiteres und gesundes Antlitz, der Nimbus der glücklichsten Jugend, dieselbe Einwirkung auf Herzen und Augen der Schönen reflectirte.

„Ich bin sehr glücklich,“ sagte er scherzend zu Graf Frederic, der in seiner unmittelbaren Nähe sich befand; „sehen Sie, Frederic, diese wundervollen Paradiesblumen, welche Mahomeds üppige Phantasie nicht schöner malen konnte, neigen sich mir alle zu, wenn ich mich nur ihnen zuneige. Glauben Sie mir, Frederic, nur auf der höchsten Höhe des Lebens fühlt man des Lebens Lust, des Daseins Glück; ich möchte nicht leben, ohne König zu sein!“

Dieser wahre Ausdruck seiner Empfindungen war nicht allein zu dem Ohre Frederics, sondern auch zu dem eines alten, ehrwürdigen Mannes gedrungen, der die Gnade des verstorbenen Königs in hohem Grade besessen und den der junge, glanzliebende Thronfolger nur aus Rücksicht für den Verstorbenen in seiner Nähe duldete, obgleich er ihn nicht sonderlich liebte, da Graf Western nichts besaß, was entweder dem Auge, oder dem Herzen eines jungen, Vergnügen liebenden Monarchen schmeicheln konnte.

Graf Western hatte weder den Vorzug, ein heiterer Höfling zu sein, noch den einer angenehmen Gestalt, die sich selbst unter den Einwirkungen des Alters nicht ganz beugt. Zuweilen giebt das Alter einer minderschönen Gestalt ein einnehmendes Aeußere, das Vertrauen erweckend ist; Graf Western besaß auch dieses nicht; ein tiefer Ernst ruhte in seinem markirten Antlitz, ein Ernst, der seinem Gesicht etwas Finsteres ein=

prägte. Der gekrümmte Rücken dieses redlichen Staatsdieners hatte sich um der Kunst der Schmeichelei willen nicht gebeugt; er trug die Last der Jahre und war die Folge einer ununterbrochenen Anstrengung am Schreibtisch.

„Ew. Majestät! der König lebt nicht allein seines Vergnügens willen, sondern für das Wohl seines Volkes, das muß seine Hauptsorge sein,“ sagte er in dem trockenen, fast rauhen Tone, der ihm eigenthümlich war und so auffallend unangenehm gegen die Geschmeidigkeit der seit dem Regierungsantritt des jungen Königs den Hof ausmachenden jungen, lebelustigen Cavaliere abstach.

Der Köuig wendete sich nach ihm und antwortete empfindlich: „Sie verderben mir jede Freude, Graf; ich glaube es gern, daß Sie sich nach Ruhe sehnen, und erlaube Ihnen eben so gern, sich vom Hofe zurückzuziehen.“

„Ew. Majestat gnädigste Erlaubniß ist mir Befehl,“ antwortete Graf Western, sich verbeugend; „auch fern vom Hofe werde ich es als mein höchstes Glück erachten, ein treuer Schirmer des Thrones, ein loyaler und gutgesinnter Unterthan zu bleiben, wie ich es bisher war.“

„Sie sehen sehr finster, Graf,“ antwortete der junge König lächelnd; „belieben Sie doch, diese Heiterkeit vor Ihnen hier anzuschauen und behaupten Sie

dann noch, ob sie ein Zeichen von Gefahr ist. Ich liebe Glanz und Heiterkeit — ich liebe sie!“ setzte er entschieden hinzu.

Graf Westerns Auge ruhte mit einem Blick tiefen Gefühls auf dem jungen König, legte dann die Hand schweigend aufs Herz und entfernte sich mit einer Verbeugung aus dessen Nähe. Unmuthig wandte sich die junge Majestät zu Frederic.

„Ein fataler Mann ... immer mürrisch und mit Weissagungen wie die alten Propheten begabt, — ich habe mich nie heiter in seiner Nähe finden können.“

„Er ist noch aus der alten Schule,“ bemerkte Frederic lächelnd; „die Pedanterie der Vorzeit klebt ihm an; aber so viel ist sicher, gewiß ein treuer Diener Ew. Majestät ist er.“

Der König warf den Kopf auf, es schien, als ob ihm jedes Lob über den aus seiner Nähe sich entfernenden Diener zuwider sei.

„Sehen Sie den Kronenhelm, Frederic,“ wendete er nach einer Pause sich dem Letzteren zu; „er scheint nur für die Dame Augen zu haben, mit der er wie im Triumph durch den Salon schwebt. Ich glaube, der Kronenhelm ist verliebt!“ —

Dieser Gegenstand, den die junge Majestät so schnell gegen die unangenehme Berührung, welche Graf Westerns Worte bewirkten, vertauscht hatte, schien derselben die vollkommene Heiterkeit zurückzugeben.

„Wer ist diese Schöne?“ fragte er.

„Comteß Bettina von Bojerström,“ antwortete Frederic.

„Bojerström? eine Schwedin?“ entgegnete der König; sein Auge ruhte scharf auf derselben, — „sie ist schön, beim Himmel! Schweden wird um diese Perle trauern.“

Frederic schien sowohl den scharfen Blick bemerkt zu haben, den der König nach der jungen, reizenden Comteß richtete, als auch das leidenschaftliche Aufglühen, das sich in seinen Worten aussprach und jeder, auch der geringsten Spur von Wunsch, den der junge König äußerte, entgegenkommend, flüsterte Frederic zurück:

„Ein verarmtes Geschlecht, Majestät, weitläufig mit den Kronenhelms verwandt, so viel ich weiß.“

„Arm?“ rief der König leise und leidenschaftlich; „Frederic, sie ist reicher, als alle Damen, die wir hier vor uns sehen; die Schönheit ist eine Macht, ein Reichthum, vor dem sich Alles beugt, der ein König gern seine Krone zu Füßen legt.“

Die Hand an die Stirn legend, schien er über einen Gedanken nachzusinnen, dann erhob er sich und sagte lächelnd:

„Frederic, lassen Sie uns eine Promenade durch den Salon machen. Wir wollen unser königliches Recht brauchen und die Schönheiten unseres Hofes mustern.“

Ehrerbietig wichen Alle zurück; der junge Monarch wandelte langsam, von Frederic begleitet, an den in gestickten Sammetsesseln ruhenden Damen vorüber, und sich bald dieser, bald jener zuneigend und freundliche Worte und Blicke ihnen schenkend, wendete er sich scherzend zu Frederic und sagte fast laut zu diesem:

„Vor dieser Aristokratie der Anmuth und Schönheit sinkt alle Herrlichkeit in den Staub.“

Konnte es ein Kompliment, eine Anerkennung geben, welche schmeichelhafter war? Nein, der Mund eines Königs ist die goldene Pforte, deren Glanz selbst der Gnade einen helleren Lichtschimmer verleiht, wie es kein anderer Sterblicher vermag.

„Ich sehe sie nicht mehr, wo ist sie hin, Frederic?“ fragte der König leise, und ein leichter Unmuth schien sein schönes Antlitz zu trüben. Aber Frederics Auge hatte die Comteß nicht verloren.

„Soeben unterhält sich Ihre königliche Hoheit, Prinzeß Therese, mit ihr.“

„Sehr gut!“ war die Antwort und der Blick des Königs wendete sich nach dem etwas erhöhten Sitz, den die Prinzessin, seine Schwester, einnahm und welcher von Damen und Cavalieren umgeben sich zeigte; der Unmuth war aus seinem Antlitz verschwunden und schneller durchwandelte er das schöne Spalier, das sich vor seinen Schritten bildete. Prinzessin Therese em=

pfing ihren königlichen Bruder mit der Grazie einer Weltdame.

„Graf Böhlenburg hat uns heute Abend einen Genuß bereitet, den nur ein Mann von seinem Geiste hervorzaubern konnte,“ sagte sie, auf den Gesandten deutend, welcher sich bei dieser huldreichen Anerkennung seines Talentes für geschmackvolles Arrangement eines Festes tief beugte.

„Wir sind Ihnen sehr dankbar, liebe Excellenz; Sie haben unserm Geschmack, der das Schöne und Glänzende liebt, geschmeichelt, und legen Uns die Pflicht auf, in einen edlen Wetteifer mit Ihnen bei nächster Gelegenheit zu treten,“ sprach der junge Monarch.

„Gegen Ihre Majestät bin ich im Voraus der Verlorene,“ antwortete der Gesandte.

„Nun, Wir wollen sehen,“ lächelte der Vorige; „Sie finden schon darin eine unbestrittene Anerkennung Ihres guten Geschmacks, daß die ganze schöne Welt sich eingefunden hat.“

„Ihre Majestät sind zu gnädig, mir etwas als Verdienst anzurechnen, was ich nur Dero Allerhöchster Gegenwart zu verdanken so glücklich bin,“ antwortete der Gesandte mit tiefer Verbeugung; „im Namen meines allergnädigsten Monarchen, dessen Stellvertreter ich zu sein die hohe Ehre habe, sage ich Ihrer Majestät den tiefgefühltesten Dank für das durch Dero Allerhöchste Gegenwart bei dieser Geburtsfestfeier dargelegte

Zeichen der innigen Theilnahme an Allem, was das erlauchteste Haus meines königlichen Herrn betrifft."

Der König neigte dankend sein Haupt und sein Blick schweifte über den Damenflor, der die Prinzessin umgab und wendete sich dann den Cavalieren zu.

„Sie sind Ihrem König untreu geworden, Kronenhelm," sagte er lächelnd, demselben mit dem Finger drohend; „welch ein unwiderstehlicher Magnet hat Sie mir abwendig gemacht?"

Prinzessin Therese stellte jetzt die Comteß Bettina von Bojerström vor.

In der That, es konnte nicht leicht ein reizenderes weibliches Wesen, als diese schwedische Schönheit geben. Bettina zählte vielleicht achtzehn Sommer, aber die Natur schien diese wenigen Jahre zur Vollendung eines Meisterwerkes angewendet zu haben. Ihre Gestalt in Mittelgröße bot die reizendste Harmonie der Formen dem Auge, der Zauber der Anmuth schien wie ein magischer Flor sie zu umhüllen, die geringste Bewegung der Hand drückte eine Grazie aus, wie sie sich lediglich in dem Fond der natürlichen, ungekünstelten Schönheit vorfindet. Sie hatte nicht das lichte, blonde Haar, die blauen, an die Bläue ihres heimathlichen Himmels erinnernden Augen der Schwedinnen, sie schien dem Süden anzugehören; der Glanz ihres schwarzen Auges schien der eines Italieners oder Spaniers Augen zu sein, aus dem ebenholzfarbigen Haar wob sich ein dich-

ter Schleier und fiel zu beiden Seiten ihres schönen Hauptes herab und ruhte auf dem blendend weißen Nacken wie dunkle Arabesken in erhabener Arbeit. Und das mehr runde als längliche Oval ihres lieblichen Antlitzes vereinte den Ausdruck der Jugendkraft, der blühendsten Gesundheit und der reizendsten Heiterkeit. Dieser schöne Mund war nur zum Kuß geschaffen, zwischen den frischen Korallenlippen schimmerte das glänzendste Weiß der Zähne hindurch und die kaum bemerkbar aufgeworfene Unterlippe gab, in Verbindung mit der kühn gebogenen Nase und dem seelenvollen Blick, welcher unter den langen Wimpern hervorblitzte und von den im tiefsten Schwarz glänzenden Brauen an Kraft des Ausdruckes erhöht wurde, diesem schönen Antlitz einen Charakter von Muth und Selbstbewußtsein, von leicht angeregter Leidenschaftlichkeit des Gemüthes.

Absichtlich schien diese reizende Gestalt den Flitterstaat funkelnden Schmuckes von sich entfernt zu haben, im Bewußtsein ihrer Schönheit — sie bedurfte auch dessen nicht.

Trotz der Einfachheit ihres Costüms, sie trug ein weißes Atlaskleid mit einem Blondenüberwurf mit lichtrosa Schleifen, nach der linken Hüfte zu aufgerafft, war sie die Schönste, die Anmuth in Person.

Der König schien ihr gegenüber befangen; er liebte die Schönheit und hier stand sie in reizendster Fülle vor ihm; aber er mußte sprechen, er durfte nicht zeigen,

wie schnell ihr der Sieg geworden, wie schwach er ihr gegenüberstand.

„Comteß," sagte er, „wenn ich schon der Excellenz von Böhlenburg für das eben so sinn- als geschmackvolle Arrangement des heutigen Festballes die vollkommenste Anerkennung meiner Zufriedenheit zollen muß, so fühle ich es nicht minder, welchen Dank die Excellenz verdient, die reizendste der Frauen zur Erhöhung und Vollendung der Schönheit dieses Festes eingeladen zu haben."

„Ihre Majestät überschütten mich mit Gnade," antwortete Comteß Bettina, indem sie das schöne, dunkle Auge nach dem König aufschlug und schnell wieder, wie in Demuth, sinken ließ.

„Wählen Sie den rechten Ausdruck, Comteß, Wahrheit," antwortete der König; „wenn keine Verhältnisse Sie fesseln, so hoffe ich, daß meine geliebte Schwester, bedacht auf den Glanz unseres königlichen Hofes, Sie in ihre unmittelbare Nähe ruft."

„Ich dachte schon daran," nahm die Prinzeß das Wort, „mein königlicher Bruder spricht nur den Wunsch meines Herzens aus. Entscheiden Sie, Comteß, über die Erfüllung unserer beiderseitigen Wünsche."

Comteß Bettina beugte sich auf die Hand der Prinzeß, diese zu küssen.

Weniger Vergnügen, als der junge Monarch, empfand Baron Heinrich von Kronenhelm in diesem Au-

genblicke. Er kannte das leicht entzündliche Gemüth des Königs, er wußte, wie es nur eines Funken bedurfte, um es in Brand zu setzen.

Bettina war zu schön, um ihn kalt zu lassen; in dem Blicke des Königs sprach sich bereits die aufgeweckte Leidenschaft aus und der junge Baron empfand einen bedeutenden Verdruß darüber.

Er selbst liebte Bettina, die erst seit wenig Wochen in dieser Residenz weilte; es war ihm nicht entgangen, daß sie einen kleinen Hang zur Eitelkeit besaß, einen zuweilen nur durchschimmernden Stolz auf ihre ungewöhnliche Schönheit. Die gedrückten Verhältnisse, in denen ihre verarmte Familie lebte, zwangen diese, von Schwedens Hauptstadt sich fern zu halten; der Glanz des königlichen Hofes zu Stockholm würde ihr Ehrgefühl tief verletzt haben, weil das Geständniß, nicht die ausreichenden Mittel zu besitzen, es Anderen gleich thun und prunken zu können, jederzeit ein schmerzliches ist.

So war Bettina in der Gegend von Drontheim, wo ihr Vater ein Besitzthum hatte, erzogen worden und die Verbindung, in welcher Graf Bojerström mit der ihr verwandten Familie Kronenhelm in Deutschland stand, war die Ursache, daß auf eine noch nähere Verbindung zwischen ihnen gedacht worden war.

Heinrich und die schöne Bettina Bojerström sollten in einer Heirath die beschlossene Annäherung beider, obwohl verwandter, durch Verhältnisse Entfernung und

Zeit einander entfremdeten Familien persönlich vermitteln.

Heinrich von Kronenhelm weigerte sich anfänglich, diese Verbindung einzugehen; er hatte Bettina noch nicht gesehen und der Hang, seine Freiheit zu behaupten, ließ also den jungen Cavalier dem Ansinnen seiner Familie einen sogar heftigen Widerstand entgegensetzen; doch als Graf Bojerström mit seiner schönen Tochter endlich ankam und der Baron dies reizende Wesen sah, war mit einem Male aller Widerstand verschwunden und er pries sich glücklich, Bettina die Seinige nennen zu sollen.

Graf Bojerström hatte sich nur kurze Zeit in der Hauptstadt aufgehalten und seine Tochter bei einer alten und ehrwürdigen Dame von Heinrichs Verwandtschaft gelassen; sie sollte sich bei derselben, welche ein bedeutendes Haus in der Residenz machte, mit den Gewohnheiten der deutschen haute-volée vertraut machen, ehe sie die Gemahlin Heinrichs wurde.

Die Baronin von Kronenhelm fühlte sich zu ihrem größten Leidwesen, an diesem Tage, wo der Gesandte Graf Böhlenburg den glänzenden Ball zu Ehren seines Monarchen gab, unpäßlich und die schöne Bettina erschien also in Begleitung des jungen Barons bei dem Feste.

Es war das erste, bei welchem sie in der Residenz gegenwärtig war. Sie sah sich von dem Glanz, der ihr hier vor Augen trat, überrascht und die Heiterkeit,

welche in ihr waltete, erhöhte daher um so mehr die Schönheit ihrer Erscheinung.

Ungetrübt schaute ihr Blick in die Zukunft, diese bot ihr nur Glanz und Freude; sie liebte Heinrich nicht, aber sie betrachtete ihn als die Mittelsperson, durch welche sie diese glänzende, sorgenlose Zukunft erringen konnte und Heinrich war ein junger, lebenslustiger Cavalier, der, wie die bunten Schmetterlinge, von Blume zu Blume, von Lust zu Lust flatterte. Und welche Reize bot ein Hof, dessen Sonne es liebte, Vergnügen und Heiterkeit um sich zu sehen und sich im Glanze ihrer eigenen Strahlen zu baden.

Heinrich von Kronenhelm fühlte seine Heiterkeit bedeutend getrübt, da er sah, wie der König das offenbare Wohlgefallen an der schönen Bettina nicht verbarg und dieser Mißmuth, der sich des jungen, lebelustigen Cavaliers bemächtigte, fand eine noch bedeutendere Nahrung in der Bemerkung, daß Bettina einen eben nicht sehr verhehlten Ausdruck ihrer geschmeichelten Eitelkeit, ihrer Freude wies, sich öffentlich bevorzugt zu sehen. Dieser Unmuth steigerte sich noch mehr, als der König Bettina zur Polonaise aufforderte.

Kronenhelm verließ unbemerkt die Umgebung der Prinzeß; er würde sich verrathen haben. —

Als die Polonaise endlich geendet war, trat Graf Böhlenburg in ein Nebengemach; der Mann, welcher

an Oswald Ehrenhaupt das Packet übergeben, harrte in demselben.

„Nun, Franz, haben Sie das Bewußte abgemacht?“

„Zu Befehl, Excellenz, der Commis empfing die Depesche.“

„So ist es gut,“ antwortete der Gesandte. Nach einigem Nachdenken sprach er weiter: „Machen Sie sich reisefertig zu morgen, die Sache ist eingefädelt und wir müssen sie durch alle Changen verfolgen.“

Franz verneigte sich und der Gesandte deutete ihm mit einer Handbewegung seine Entlassung an.

Als sich der Graf nun allein befand, zog er einige Billets hervor, welche er, obwohl flüchtig, doch aufmerksam durchlas.

„Also es gährt bereits,“ sagte er zu sich mit Selbstzufriedenheit; „nun, wir müssen den angefachten Funken langsam und unbemerkt anblasen, der Brand muß nach und nach entstehen. Langsam in Flamme gesetzte Feuer sind nicht so schnell zu dämpfen; die Revolution, die ihre Arme um das ganze Volk schlingt, ist ein Coloß gegen eine verächtliche Emeute, die ein Regenschauer auslöscht.“

Nachdem der Gesandte die Billets wieder zu sich gesteckt, verließ er das Gemach. Ehe er diesen Vorsatz ausführen konnte, trat ihm Graf Western entgegen.

„Sie bringen dem Glanze Ihres Königs ein

Opfer, theurer Graf, indem Sie die Ruhe Ihrer Nächte hingeben, um immer in der Nähe Sr. Majestät zu sein, dies ist ein Heroismus, den ich bewundere," redete ihn der Gesandte an. Graf Western schien verstimmt.

„Se. Majestät scheint dies ebenfalls anerkannt zu haben," antwortete er, „und aus Sorge für die Ruhe meines Alters findet Allerhöchstderselbe es für nothwendig, mir die gnädigste Erlaubniß zu ertheilen, mich vom Hofe zurückziehen zu dürfen."

Der Gesandte zögerte mit einer Antwort; sein scharfes, durchdringendes Auge schien die Seelenstimmung des greisen Ministers ergründen zu wollen, dann ergriff er, wie plötzlich von einer innern Bewegung geleitet, Westerns Hand und indem er diese herzlich drückte, sagte er mit leiser Stimme:

„Graf, ich fühle es durch Ihre Worte hindurch, daß Ihr Herz gekränkt ist; lassen Sie mich nicht das fade Wort Theilnahme aussprechen, in dem Munde eines Hofmannes klingt es wie Ironie; glauben Sie vielmehr, daß ich Ihren königlichen Herrn bedaure, durch fremde Zungen irre geleitet worden zu sein, einen würdigen, treuen Diener von sich zu entfernen und seine Verdienste zu verkennen. So jung und schon so undankbar!"

„Und er bedarf der Treue!" rief Western, „er bedarf ihrer so sehr!"

„Eben deswegen ist er um so bedauernswürdiger,“ stimmte der Gesandte bei, „seine Jugend, sein leidenschaftliches Temperament, sein Hang zum Vergnügen stürzt ihn in Gefahren und entfremdet ihm allmälig die Herzen des Volkes; stimmen Sie mir nicht bei, daß es die größte politische Unklugheit ist, das Alte so schnell über den Haufen zu werfen, um eine neue Ordnung einzuführen? Es ist Recht, den Adel, die Stütze des Thrones, vor allen andern Volksklassen zu bevorzugen; aber es ist der Weisheit Hohn gesprochen, plötzlich die Bürgerlichen aus den Aemtern zu verdrängen; das erweckt Unzufriedenheit und Mißmuth. Und doch ist er so liebenswürdig, so voll Herzensgüte, die Niemand kränken und verletzen will. Er ist verführt.“

„So ist es, Excellenz, und ich glaube, Graf Frederic von Feldernburg, sein ehemaliger Spielgenosse, den er so sehr liebt, ist der Haupthebel aller seiner Handlungen,“ sprach Western.

Der Gesandte nickte bejahend und sagte dann:

„Mein theurer Freund, im Namen aller Derer, die es redlich mit dem übelgeleiteten Monarchen meinen, fordere ich Sie auf, wenn auch zurückgezogen und verkannt, doch zu seinem Wohle zu wirken, so viel in Ihren Kräften steht; ich gestehe es Ihnen, ich liebe ihn mit allen seinen Fehlern und die Idee, obgleich ich ein Fremder in diesem Lande bin, für den jungen, verführten König einen treuen, redlichen Diener erhalten zu haben,

macht mich glücklich. Lassen Sie uns über seinem Haupte wachen, theurer Freund — wollen wir seine Schützer sein, die ihm unsichtbar bleiben. Denken Sie meine Freude, wenn einst ein Zeitpunkt einträte, wo ich sagen könnte:

„Dieser treue Mann, Majestät, dessen Verdienste man in Ihren Augen schmälerte, hat sich bewährt zur Stunde der Gefahr."

Der Gesandte schwieg, er war warm geworden im Flusse seiner Rede und Western fühlte sich gerührt. Beide drückten einander die Hände.

Der Gesandte verließ alsdann das Nebengemach, um sich im Salon nicht vermissen zu lassen. Als er einem reich mit Orden gezierten, hohen Offizier begegnete, flüsterte er ihm zu:

„Western ist entlassen, ich habe ihn erobert."

„Und wie, Excellenz?"

„Sie wollen auch Alles wissen," lachte der Gesandte, „ich habe seine Tugend magnetisirt."

Beide lachten und der Andere fragte scherzend:

„Was ist Tugend bei Euer Excellenz?"

Wir führen den Leser in eine Vorstadt der Residenz. Ganz am Ende derselben hatte der ehrwürdige Magister Ehrenhaupt eine Wohnung in einem Hause

von einem Stockwerk Höhe bezogen. Dieses Stockwerk bot hinlänglichen Raum für die kleine Haidekolonie, es bestand aus zwei Stuben und zwei Kammern.

Der Magister hatte als Dictator der viergliedrigen Familie natürlich einen Vorrang und bewohnte eine von den beiden Stuben ganz allein, in welcher er seine theologische Bibliothek aufschlug; weder Thoms, der rüstige Waidmann, noch Valentin, maaßten sich das Recht an, diese Stube zu betreten, selbst Oswald fand keine besondere Anziehungskraft, sich in diesem Raum aufzuhalten, wo eine längst verstorbene Welt gelehrter Theologen haus'te; sein offener, freier Sinn liebte das Todte nicht; das Leben allein konnte ihn anziehen, beschäftigen.

Hier vergrub sich der ehrwürdige Magister unter die Todten, endlose Forschungen über deren ausgesprochene Wahrheiten anstellend. Der gute, alte Mann fühlte sich sehr glücklich bei diesem, der Welt nichts nützenden Geschäfte, da ihm der Lebensmuth abging, seine eigene Weisheit vor der Welt leuchten zu lassen. Gewiß, er wäre, losgerissen aus den Gewohnheiten, die ihm im Herrnhause zur zweiten Natur geworden waren, sehr unglücklich gewesen, wenn er jetzt, wo er sich so gänzlich fremd fühlte, nicht einen Trost in diesen alten Theologen gefunden hätte, der ihn sehr zerstreute und die düstern Gedanken über die Zukunft Oswalds

wenigstens auf die Länge einiger Stunden verscheuchte.

So theilten sich denn Oswald, Thoms und Valentin in den Besitz der zweiten Stube; der Erstere genoß ganz wie im Herrenhause jene Achtung, womit untergeordnete Charaktere Jemand huldigen, dessen Muth und kräftiger Geist eine Uebermacht über sie errungen hat; Oswald galt immer noch in ihren Augen, als der Liebling des verstorbenen Freiherrn, für sie schien der Tod keine Unterbrechung der alten Verhältnisse herbeigeführt zu haben, Alles war noch in demselben Gleise. Oswald schlief mit dem ehrwürdigen Magister in der Kammer neben dessen Zimmer, Thoms und Valentin in der neben dem ihren, welches zugleich als Passage benutzt werden mußte, um zu dem des Magisters zu kommen.

Jetzt, wo der Winter noch seine Frostblumen an die Fenster zeichnete, schauten laublose Aeste alter Birnbäume in die Zimmer- und Kammerfenster herein; ein kleiner Garten umgab das Haus, beide wurden von einer durch die Länge der Zeit mürbe gewordenen Mauer in Mannshöhe geschützt und von der Straße getrennt. Das Parterre hatte ein Schuhmacher inne, der ein Häufchen Familie mit seiner Hände Arbeit mühsam ernährte und demnach wenig Feiertage im Laufe eines Jahres genoß. Das Ende dieser Vorstadt, in der übrigens die Armuth der großen Babel ihren Hauptsitz aufgeschlagen hatte, war ganz für das scheue, ängstliche Ge-

müth passend — hierher verirrte sich der Luxus und das Treiben der großen Welt nicht so leicht, höchstens knarrten auf der vorüberführenden Straße die Räder einiger beladener Frachtfuhrwerke oder die an Markttagen zu Hause eilenden Bauernweiber des eine Stunde entfernten nächsten Dorfes lachten über die oft bewunderungswürdige Dummheit der Städter, welche sich nicht selten von ihnen betrügen ließen.

Diese kleinen Störungen, eben so schnell verschwindend, wie sie kamen, konnten durchaus nicht in Anschlag gebracht werden gegen den gewaltigen Lärm, dem sich der Magister ausgesetzt haben würde, wenn er in das Innere der Stadt gezogen wäre; die Bäume vor den Fenstern machten ihm zuweilen die Täuschung möglich, als lebte er noch in dem friedlichen Herrnhause, wo die Eichenäste hereinschauten zu den Fenstern.

Ach, diese Täuschung war dem alten Manne so nöthig, sie war so wohlthuend für ihn, er konnte sich nicht an die Veränderung gewöhnen, der er sich doch gezwungen unterwerfen mußte. Valentin hatte diese Wohnung ganz zur Zufriedenheit des Magisters besorgt und Thoms fand nichts daran auszusetzen, als daß der kleine Garten kein großer Haidewald sei, in dem er das edle Waidwerk betreiben konnte.

Bereits waren sie vierzehn Tage schon in der Residenz und Oswald hatte an der Seite Valentins, bei dem es nur einer Erinnerung bedurfte, um sich wieder

in der Residenz überall zu finden, ein wenig die Lokalität studirt. Unter der Aegide dieses treuen Dieners hätte er sich metamorphosirt und war auch bereits in dem povren Viertel, wie man diese Vorstadt vorzugsweise nannte, weil sie größtentheils von armen Handarbeitern und Professionisten bewohnt wurde, so weit bekannt, daß man ihn nur den „Malermosje“ mit den gelben Locken nannte. Wenigstens deutete diese Bezeichnung darauf hin, daß man den Jüngling nicht ganz in die Kategorie der ordinairen Klasse setzte, obwohl man insgemein die bildenden Künstler mit Müssiggängern und Tagedieben auf einer Stufe stehend betrachtete.

Das anmuthige Aeußere Oswalds, der freie, muthige Blick hatte eine sehr vortheilhafte Meinung über ihn bei diesen Leuten erweckt und man war nun neugierig, zu erfahren, wer er denn eigentlich sei?

Diese unschuldige Neugier beschäftigte vorzüglich das weibliche Geschlecht unter den Bewohnern des povren Viertels.

Oswald fühlte sich in dem bewegten Treiben der großen Stadt sehr heiter, der Ausdruck des rastlosen Lebens, der ihn bei jedem Schritte vor die Augen trat, erweckte bei ihm eine ungetrübte, fröhliche Stimmung, das Neue wirkte so wohlthätig auf ihn ein, daß er den Verlust seiner unbeschränkten Haidefreiheit nicht zu empfinden schien und sich ohne Widerstand der untergeordneten Stellung unterwarf, die ein Unbedeutender und

in einer so großen Stadt gänzlich Unbekannter jedesmal einnehmen muß.

Mit Erstaunen hörte dann der Magister, wenn Oswald nach Hause kam, die Berichte über Alles, was derselbe gesehen; denn für den ehrwürdigen Mann, obgleich derselbe in früherer Zeit selbst eine kurze Zeit sich in der Residenz aufgehalten, um eine Anstellung zu erringen, waren diese Schilderungen in so lebhaften, glänzenden Farben, wie Oswald den Eindruck von dem wiedergab, was er gesehen hatte, etwas ganz Neues, das ihn theils überraschte, theils in Furcht setzte.

Oswald betrachtete die große Welt, wir meinen damit den Zusammenfluß der Civilisation, in Beziehung der Pracht und des Glanzes, die sie dem Auge in einer von einigen Hunderttausenden von Bewohnern bietet, natürlich mit ganz andern Blicken, als sie ein so von Natur schüchternes und zaghaftes Gemüth, wie das des Magisters, je betrachten konnte. Der Unterschied, den der Eindruck des Gesehenen auf diese beiden so ganz entgegengesetzten Charaktere machte, trat in einer gänzlich verschiedenen Wirkung hervor.

Während der Magister bei dem Anblick des Großartigen, Glänzenden nur um so mehr seine Muthlosigkeit empfand und sich niedergedrückt fühlte im Bewußtsein seiner Unbedeutendheit, empfand Oswald eine Steigerung seines Muthes; wenn auch nicht mit den Verhältnissen bekannt, die als Grundlagen der Größe und

des Hervorragenden dienten, so lag doch in seinem Charakter der gewaltige Fonds der Kraft, einer frischen, lebendigen Phantasie, die sich gern über Schwierigkeiten hinwegschwang und ein leichter, alles schnell erfassender Sinn, für den es keine Unmöglichkeit gab und welcher in einem kühnen, jedoch von Selbstüberhebung weit entfernten Selbstvertrauen auf eigne Kraft und Muth, das Streben nach Größerem liebte und daher Alles aus anderem Gesichtspunkt ansah.

Diese gewaltigen Häusermassen, diese stolzen, himmelanstrebenden Gebäude erregten sein Staunen und zugleich die Lust, Schöpfer solcher kühnen Baue zu werden. Es lag in dieser Lust des Jünglings nur der Ausdruck des Muthes, des Strebens nach Großem.

Der Gedanke, Oswald in einem Schurzfelle zu sehen, ihn der Gefahr eines schrecklichen Sturzes preisgegeben und unter einer rohen Klasse von Arbeitern zu wissen, erregte bei dem Magister einen großen Kummer und obwohl er nicht wußte, was Oswald eigentlich werden sollte, was für ihn passend wäre, so suchte er diese Lust Oswalds, Maurer zu werden, doch so viel als möglich zu unterdrücken.

An dem Abend, als im Hotel des Gesandten, Graf Böhlenburgs, der glänzende Festball gegeben und Oswald so unfreiwillig der Empfänger eines versiegelten Packets wurde, wanderte der Letztere in Begleitung des rüstigen Waidmanns Thoms nach Hause, dem povren Viertel

zu. Er war bereits in diese Vorstadt gelangt, Thoms schritt, gleich seinem Schatten, ihm auf dem Fuße nach. Hier brannten nur einzelne Laternen, die ein ungewisses Licht in das Dunkel der Straße fallen ließen.

Beide wandelten schweigend; Oswald beschäftigte sich sehr angenehm mit den Gedanken an das, was ihm von dem Festballe in des Gesandten Hotel vor Augen gekommen war. In der That hatte ihm der Zufall vergönnt, das Schönste zu sehen, nämlich Bettina von Bojerström.

Seine lebhafte Erinnerungskraft führte ihm diese reizende Schöne vor Augen — er liebte die Schönheit, ohne sich dieser Eigenschaft seines leicht empfänglichen Gemüthes bewußt zu sein. Sie hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als es anfänglich schien.

„Ob ich sie wiedersehen werde?“ fragte sich der Jüngling — „der Herr, mein Bekannter, der mich ihr als Wolfsfänger vorstellte, sagte, sie wäre die schönste aller schönen Frauen — ich glaube es auch, gewiß, ich glaube das, sie hat mir sehr gefallen.“

Natürlich führte die Erinnerung an die schöne Comteß auch die an den Baron Heinrich von Kronenhelm in sein Gedächtniß zurück. Er verhehlte es sich nicht, daß das Benehmen desselben doch weit entfernt von dem, was dieser junge Cavalier im Herrenhause gegen ihn gezeigt.

„Er hat ein sehr kurzes Gedächtniß,“ sagte er zu

sich, „er kannte mich nicht, hm, es schien sogar, als freue er sich nicht so sehr, mich zu sehen, er that so sonderbar, als wäre ich ihm zu gering.“

Diese Gedanken, die eine Schattenseite zu dem lieblichen Eindrucke waren, den die schöne Bettina bei ihm bewirkt, wurden plötzlich unterbrochen, als sie an einem kleinen Hause vorbeischritten, in dessen Untergeschoß ein lebhafter Zank, untermischt von einer weinenden weiblichen Stimme ihnen zu Ohren drang.

„Was mag's hier geben?“ fragte Oswald sich zu Thoms umwendend.

„Hm,“ antwortete dieser, „ich weiß es nicht, es wird uns auch nichts angehen, glaube ich.“

„Wir müssen doch hören, Thoms,“ sagte der Vorige, „es scheint mir, man mißhandelt eine Frau; das wäre schlecht und wir müssen helfen.“

„Helfen? hm, das ist ein fremdes Revier, es dürfte uns schlecht bekommen, wenn wir . . . hm, hören können wir, glaube ich.“

Oswald hatte schon lange nicht mehr auf diese Antwort gehört, die der ehrliche Thoms mit einer bewunderungswerthen Weisheit und dem gesundesten Phlegma von sich gab; das Ohr an den geschlossenen Fensterladen gedrückt, wurde er unbemerkter Ohrenzeuge einer sehr traurigen Verhandlung, die von dem Verfall der Sittlichkeit, von der Verzweiflung der Armuth der untern Volksklasse hinreichendes Zeugniß aufstellte und

von Oswald allerdings nicht in diesem letzteren Sinne betrachtet wurde, da ihm das Verständniß über die socialen Verhältnisse gänzlich abging, und er bis jetzt nur gewohnt war, nach der Außenseite zu urtheilen, die nur zu oft sehr trügerisch ist.

Wir theilen dem Leser das von Oswald und Thoms Gehörte mit.

„Albernes Geschöpf," sprach drin eine etwas heisere Männerstimme, mit der Affectation des Zornes, „sollen wir um Deiner Narrheit willen verhungern? denkst Du, wir hätten Dich aufgefüttert, daß wir jetzt, nach sechzehn Jahren, von Dir Bußpredigten anhören wollten? Gott verdamm mich! eher schlage ich Dir die Knochen im Leibe entzwei, als daß Du Deinen Willen hast."

Dieser Rede folgten Verwünschungen und so gemeine Schimpfwörter, daß Oswald, der dergleichen nie gehört, sich zu Thoms wendete und fragte:

„Thoms, was denkst Du davon? Ich glaube, das ist ein böser Mensch."

„Hm, ein niederträchtiger Kerl ists wenigstens."

In diese Verwünschungen und Flüche mischte sich auch die kreischende, tauhe Stimme eines Weibes ein, welches den Mann an Kraftausdrücken übertraf.

„Wie?" schrie das Weib, „jetzt, wo wir in einen Glückstopf greifen und unsere Schulden mit einem Male los werden können, jetzt thust Du dumm? Bist D' etwa zu vornehm, daß Du das Handwerk verachtest,

was allein noch Geld bringt — he? wozu hast D' denn das Bischen Larve? Ich treib's, ich, du abscheuliche Kröte — ich habe mir's manchen Abend auf den Straßen sauer werden lassen und thu's noch, um nur etwas zu verdienen und nicht zu verhungern. Dich will ich schon zwingen, das ist Spaß, Du sollst so windelweich werden, daß Du mich um Gotteswillen bittest, Dich zur Frau Mehnert zu bringen."

„Erhitzen Sie sich doch nich so sehr," hörte man eine andere Weiberstimme sagen — 's ist ja nich der Rede werth."

Ein widerwärtiges Lachen folgte.

„Das werden grade die besten Lockvögel, die sich so sträuben, ich kenne das; denken Sie doch, zwanzig Jahre führe ich das Geschäft — zwanzig Jahre, 'ne schöne Zeit, da kommt Einem was vor," redete das Weib weiter — „wenn die Minnel heute nich will, na, da will sie morgen, oder übermorgen, Tag und Stunde sind nich gleich. Ja, ja Mamsell Minnel, der Hunger thut weh, die Leute, die den Magen vollstopfen können, haben's freilich leicht, von Tugend zu reden — und die sind grade die Rechten — ha ha ha, 's giebt nichts Lächerlicheres, als die Tugendhafte spielen zu wollen."

„Ich werd's 'hr schon austreiben, Frau Mehnert," sagte der Mann — „sie kennt schon meine Sprache, verlassen S'e sich drauf."

Bisher waren diese abscheulichen Reden von dem

steten Weinen und Schluchzen des Mädchens begleitet gewesen, über dessen Zukunft hier auf so scheußliche Weise abgeurtheilt wurde. Jetzt sagte sie mit weinender Stimme:

„Ich will lieber in 'nen Dienst gehn, ich will's Lohn gern hergeben, wenn's der Vater braucht, aber das Andere thu' ich nich — ich thu's nicht, 's ist Sünde.“

Oswald erschrak vor dem höllischen Gelächter, was als Entgegnung den Worten des Mädchens folgte. Er verstand nicht, um was es sich handelte, aber sein natürliches Gefühl sagte ihm, daß das Mädchen im Rechte sei; er fällte diesen Schluß, unbewußt der Ursache.

„In 'nen Dienst woll'n S'e?“ rief das Weib — „S'e? Magd woll'n S'e sein, die 's schlechter hat, als der Hund? — S'e sein verrückt, Mamsell Minnel; als Magd hab'n S'e nischt Gebrat'nes. Mit so 'nem hübschen Gesicht könn'n S'e mehr Epoche machen.“.

„Seh'n S'e den Nickel!“ schrie das andere Weib mit wuthzitternder Stimme — „Dich schlag ich noch todt, abscheuliche Kröte!“

Unmittelbar auf diesen Ausdruck des Grimmes folgte das Geräusch von ausgetheilten Schlägen, und das Mädchen schrie unter der schweren Hand, die auf sein Gesicht fielen.

Ohne sich erst nach Thoms umzuwenden, verließ Oswald, außerordentlich angeregt, den Laden, stieß die

Hausthür auf und der gleich einem hellen Faden durch die Spalte der schlecht schließenden Stubenthüre in den dunkeln Flur herausdringende Schein des innenbrennenden Lichts wurde sein Wegweiser.

Mit einem kraftigen Ruck riß er diese auf und der Anblick, der sich seinem Auge bot, war der schneidendste Contrast gegen den Glanz und die Lust in dem Hotel des Gesandten.

Eine traurige Spelunke, von einem einzigen, dünnen Unschlittlichte matt erleuchtet, welches in der Halsröhre einer Glasflasche steckte und ringsum an dieser Letzteren die Spuren des weißgerinnenden Fettes herabträufeln ließ, war der Raum, in dem sich ein Mädchen unter den Fäusten eines robusten Weibes befand; ein Mann in zerlumpter Jacke, seinen kurzen, thönernen Stummel dampfend sah dieser handgreiflichen Scene mit viehischer Gleichgültigkeit zu, indem er dabei an der Wand lehnte, die Hände in die Taschen seiner Beinkleider versteckt — eine Frau, fast vornehm-bürgerlich gekleidet, saß auf einem Schemel, mit dem Rücken gegen die Thüre und betrachtete mit eben so fühlloser Unbarmherzigkeit die Windungen, welche das Mädchen unter den Fäusten des sie schlagenden Weibes machte. Ein eckelhafter Branntweingeruch drang aus dieser Wohnung dem Jüngling entgegen, welcher ohne Zögern auf das schlagende Weib zueilte, es kräftig beim Genick faßte und in die nächste Ecke schleuderte.

Dies Manöver war so schnell ausgeführt, daß die sich in der Spelunke Befindenden, überrascht von dieser Intervention einer unbekannten Macht, kaum ihren Augen zu trauen schienen.

„Du armes Ding,“ sagte Oswald, das Mädchen, dem die Thränen über die Backen liefen, aufrichtend — „hat Dich diese abscheuliche Hexe so geschlagen? Sei ruhig, jetzt bin ich da; wehe ihr, wenn sie es wagt, eine Hand noch gegen Dich aufzuheben — Thoms, bist Du da? Gut, sehr gut, mein alter Thoms.“

So willkommen die Befreiung aus den Händen der wüthenden Mutter dem Mädchen auch sein mochte, so blickte es doch, wie vollkommen perplex, auf ihren Retter und theilte demnach das Gefühl der höchsten Ueberraschung, welches die Andern ohne Ausnahme fesselte.

Thoms stand auf der Schwelle, die Hand, die sich auf den großen Knopf seines Eichenstockes stützte, weit und gravitätisch von sich abgestreckt.

Das düsterbrennende Licht, welches über die Gegenstände in dieser Spelunke eine höchst ungewisse Aufklärung warf, war so weit von dem ehrwürdigen Waidmann entfernt, daß er so ziemlich ganz im Schatten stand und man über die Verhältnisse seiner Gestalt, die sich zwischen der Thürverkleidung als ein tiefdunkler, undurchdringlicher Gegenstand auszeichnete, nicht leicht ins Klare kommen konnte.

Die fast vornehm gekleidete Frau, die von ihrem Sessel aufgesprungen war, erblickte nicht sobald Thoms unter der Thür, als ihr aller Muth zu einem Widerstand entschwunden schien.

„Ach, der Herr Polizeiinspektor!“ rief sie und ohne auf den Schreck der Andern zu achten, nur auf ihre eigene Sicherung bedacht, wendete sie sich zu Thoms mit den Worten:

„Bester Herr Inspektor, ich bin eine sehr ordentliche Frau, vielleicht kenn'n S'e mich; 's wäre mir sehr lieb, wenn S'e mich kennten, daß S'e mich nich in 'nem schlechten Verdacht hätten, weil S'e mich hier bei so ordinairen Leuten treffen. Ich will das Mädchen zu 'nem guten Unterkommen verhelfen, aber 's is'n dummes Ding, deswegen is' d'e Mutter so böse und hat ihr 'n paar Ohrfeigen gelangt — 's is' weiter nischt besonders. Wie späte is' es denn, Herr Polizeiinspektor? — Schon um Acht vielleicht? Da muß ich fort, ich hab'n Stub'nschlissel, wenn mein Mann zu Hause kommt und ich bin nich da — nun, das wäre was Schönes. Schlafen S'e recht wohl, Herr Polizeiinspektor — 's is' wohl sehr kalt draußen?“

Ehe sich der ehrliche Thoms es versah, diese mit der größten Zungenfertigkeit an ihn ausschließlich gehaltene Anrede verblüffte ihn, weil er im Ganzen wenig davon verstanden hatte — schnellte die Frau an ihm

vorbei und verschwand aus der Hausflur auf die Straße.

„Ihr habt das Mädchen blutrünstig geschlagen,“ sagte Oswald zu der Mutter desselben — „seht hieher, da ist Blut an der Stirne. Warum habt Ihr das gethan?“

„Das Mädel war widerspenstig; ich habe das Recht dazu, sie zu prügeln,“ antwortete das Weib trotzig — „'s is' mein Kind, das geht Niemand nischt an.“

„Widerspenstig?“ entgegnete Oswald; „aber warum? he, sagt doch, warum?“

„Warum?“ schrie das Weib — „he, Mann — Lob, was steht der da wie angefroren? — was wollen S'e denn bei uns? he' — is' das nich der gelbhaarige Malermosje? — Mann, das is' er!“

„Straf mich Gott, das is' er!“ bekräftigte der bis dahin schweigsame Mann, sich rührend; „und das is' ooch keen Inspektor nich.“

Diese Entdeckung war insofern sehr unangenehm, als sie der Gemeinheit ein Recht verlieh, sich zur Wehr zu setzen.

„Was! kein Inspektor nich?“ rief die Frau im Winkel; „nun, das is' gut; also nur Leute, die uns überfallen haben? Pack sie an, Lob, Du bist Herr in Deinen vier Pfählen, wir bezahl'n Logis hier und wenn wir ooch d' Miethe schuldig bleiben, das geht Niemand nischt an.“

Oswald fand in dieser Entgegnung eine Ueberzeugung, daß er nicht ganz im Rechte hier sei; er erinnerte sich an das Ereigniß in der Haide, das ihm bald das Leben gekostet hätte; seine Rechtsbegriffe waren noch so sehr verworren und sein Blut so heiß, so alles Unrecht, jede Tyrannei hassend, daß er für die Zukunft noch manche Erfahrung zu machen hatte.

Nicht aus Furcht, daß er hier in einen üblen Handel verwickelt werden könnte, denn diese Reflexion fehlte ihm gänzlich, sondern weil er sich nicht ganz im Rechte fühlte und das Bewußtsein in ihm wach wurde, daß er Andrer Freiheit geschmälert hatte durch seine unberufene Einmischung, fand er es für gut, wo möglich ein Verständniß herbeizuführen.

„Ich ging mit Thoms vorbei und hörte das arme Ding schreien,“ sagte er; „ich helfe Jedem, der mißhandelt wird, das liegt in mir, ich bin einmal so, Ihr ändert's nicht und Niemand anders. Wenn's auch Euere Tochter ist, habt Ihr deswegen das Recht, sie blutig zu schlagen? Das glaube ich nicht, das wär' ein schlechtes Recht; was meinst Du, Thoms?“

„Hm, 's müßte in der Stadt anders sein, bei uns in der Haide habe ich nichts davon gehört,“ war des ehrlichen Waidmanns Antwort.

„Da habt Ihr's, Thoms weiß auch nichts davon und Thoms ist sehr alt,“ redete Oswald; „nun lassen

wir das auch sein, es ist Manches anders in der Stadt, als wir es kennen. Ihr seid wohl sehr arm, nicht wahr?“

In der That schien das Sonderbare dieses Auftrittes auf den Mann und die Frau besänftigend einzuwirken.

„Arm?“ entgegnete der Mann mit einem Galgenhumor; „na, wie S'es nehmen wollen; der Teufel kann alle Tage Auskehr bei uns halten und ich wette, er findet keine Rinde Brot.“

„Das ist ja ärmer als arm!“ rief Oswald; „mein Gott, warum geht Ihr denn nicht zu den reichen Leuten in der Stadt drin, die helfen Euch gewiß. Wer solche schöne Wagen hat, der läßt auch Andere nicht hungern, das ist gar nicht möglich.“

Der Mann und die Frau schlugen ein lautes Gelächter auf.

„Aus welchem Lande sein S'e denn, daß S'e so gar nischt vom hellen Tage wissen?“ fragte der Erstere. „Die Vornehmen uns was geben? Aus dem Hause lassen S'e uns mit Polizei werfen, in's Loch wer'n wir gesetzt. Na, da könnten wir verhungern; Betteln soll'n wir nich, der Verdienst is' schlecht, daß man kaum's Brot erkaufen kann — wenn nich noch der Troppen Schnapps wäre, da wär gar nischt; der Dusel is's Einzige, was man hat, da vergißt man wenigstens uf's Kreuz und Leid.“

Diese kurze Schilderung des tiefen Elends fand in der traurigen Spelunke die dieser Leute Wohnung war, eine kräftige Wahrheitsunterstützung. Verräucherte, graue Wände, von denen der Kalk sich stellweise abblätterte, Fenster, deren meiste Scheibenzahl durch aufgeklebtes Papier ersetzt ward, drei alte, rohe Holzschemel und ein dergleichen Tisch machten das Mobiliar aus; diese drei Personen schliefen zugleich in der niedrigen Stube und ein grauer Lappen, der ehemals zu einer Wagenplane gedient haben mochte, jetzt aber mit einer Menge größerer und kleiner Löcher versehen war, und an den Kanten in Fetzen sich aufgedrieselt hatte, hing an einigen Nägeln von der niedrigen Decke herab und bildete einen traurigen Vorhang, der die Schlafstelle der Bewohner verhüllte.

Ein Bündel Reißigholz lag vor dem Ofen, um den einige Töpfe standen. Wohnung und Einrichtung boten ein Bild der größten Armseligkeit und des Schmutzes, der stets fast eine Folge derselben ist, indem sie in der Regel den Armen die Achtung vor sich selbst raubt, ihn nachlässig, gleichgültig oder auch gefühllos für Reinlichkeit macht.

Der Mann war Handlanger, Tagearbeiter, ohne Bildung, aufgewachsen im Schlamme der Niedrigkeit, er kannte nichts Besseres, — frühzeitig gealtert durch anstrengende Arbeit, durch viehische Ausschweifungen,

in denen er, wie so viele Tausend Andere seines Gleichen, die Pointe des Lebensreizes zu finden glaubte; durch den schrecklichen, häufigen Genuß des Branntweins, in welchem der Unglückliche die anstürmenden Sorgen und Beschwerden seines elenden Daseins zu ersäufen denkt, hatte er den vielleicht noch aufzuweckenden Funken des Ehrgefühls, der Selbstachtung längst in sich erstickt; die Strafanstalt, in der er sich um eines Diebstahls willen zwei Jahre lang befunden, hatte nichts an ihm gebessert, im Gegentheil, er brachte die Fähigkeit mit, wo möglich noch tiefer zu sinken; die polizeiliche Aufsicht, unter der er stand, war ihm nur noch im Wege oder er hatte vielleicht keine ganz geeignete Gelegenheit gefunden, einem neuen Verbrechen sich hinzugeben.

Die Frau hatte die ganze Carriere einer Prostituirten durchgemacht und trotz ihrer Häßlichkeit, eine Folge der Syphilis, fand sie diesen traurigen und scheußlichen Verdienst noch für rentirend. Ihre eigenen Worte sind eine hinlängliche Schilderung ihrer Verworfenheit, sie war die Gemeinheit, das Laster in Person und nichts konnte sie daher mehr empören, als der Gedanke, daß Minnel, ihre Tochter, die, wenn auch keine Schönheit, doch ein hübsches, obwohl sehr schwächliches Mädchen, eine Abneigung gegen das Laster ihrer Mutter besaß. Diese Abneigung war die Folge eines etwas besseren Unterrichts, den dies arme Kind genossen, obwohl es ebenso der Zeuge der ohne Scheu vor seinen Augen von

Vater und Mutter verübten Ausschweifungen geworden war.

Der Lasterhafte findet sich niedergedrückt in der Nähe eines besseren Wesens; es liegt daher in seinem Streben, es zu sich herabzuziehen oder ihm auf alle Weise seinen Haß fühlen zu lassen.

Welche Laufbahn diesem armen Mädchen zugedacht war, weiß der Leser bereits, die Seelenverkäuferin war verschwunden. Oswald ahnte nichts davon, er war nicht eingeweiht in die grauenvollen Tiefen des Lasters.

Er suchte in seinen Taschen und fand einige Stücke Silbergeld.

„Ihr habt kein Brot,“ sagte er mitleidig; „kauft Euch dafür, ich habe nichts mehr bei mir; aber morgen werde ich Euch mehr geben, gewiß, ich halte Wort.“

Der Anblick des Geldes war hinlänglich, um diese Elenden freundlich zu machen; Geld war das Einzige, wonach sie strebten, auf welche Weise es errungen ward, blieb sich gleich, wenn sie nur welches errangen. Sie brachen in Danksagungen aus.

„Aber schlagt das arme Ding nicht mehr,“ sagte Oswald.

Ein dickes Buch lag auf dem Tische.

„Was habt ihr da?“ fragte der Jüngling.

„Eine Bibel,“ antwortete nun das Mädchen schüchtern; „ein ältlicher Herr hat sie heute gegen Abend her=

eingebracht, sie ist für die armen Leute gedruckt und wird umsonst vertheilt.“

„Brot wäre besser,“ sagte der Mann; „vom Druckpapier werden wir nicht satt; ich brauch sie nicht, da müßt ich erst lesen lernen.“

„Was geb'n S'e uns für das Buch und für's Mädel,“ fragte die Frau; „seh'n S'e se mal an, hat 'ne hübsche Larve.“

Oswald betrachtete diese Frivolität als einen eckelhaften Scherz und antwortete nicht darauf.

Er entfernte sich mit Thoms nach einer Weile und sagte unterwegs zu diesem:

„Thoms, mir scheint, es giebt in der großen Stadt viel Unglück; 's ist nicht Alles glänzend.“

„Hm,“ antwortete Thoms, „ich denke, der Glanz ist nur auswendig.“

Oswald hatte auf dem ziemlich langen Weg bis nach Hause hinlängliche Muse, die beiden Gegensätze, die der heutige Abend ihm durch Zufall vor Augen gebracht, seiner Betrachtung zu unterwerfen. Er konnte ein unangenehmes Gefühl, welches ihn bei der Erinnerung an den Auftritt in der Wohnung des Elends überraschte, nicht unterdrücken, seine edle Seele sträubte sich, solche schmutzige eckelhafte Bilder als eine Wahrheit in sich aufzunehmen; die Heiterkeit, der Glanz, die ihn so ansprachen, denen er sich so gern ganz hingab, errangen auch bald wieder die Oberhand in seinem Gemüthe, die

schöne Comteß war der Gegenstand, dessen Erinnerung ihn lebhaft beschäftigte.

So langte er mit Thoms zu Hause an und fand den ehrwürdigen Magister und Valentin in großer Unruhe um sein Ausbleiben.

„O, wir haben merkwürdige Dinge erlebt, Vater!“ rief der Jüngling; „wir haben vornehme Leute gesehen, die zum Ballspiel in einem schön erleuchteten Hause fuhren, wir waren selber in diesem Hause; ich sah nämlich einen der beiden Herren wieder, welche an dem Tage im Herrnhause ankamen, als der gute Vater Anselm starb, und ging mit ihm heute Abend in das hellerleuchtete Haus, — aber ich meine, er war heute anders, als damals, als ich ihn zum ersten Male sah. Dort war ich der Herr, hier ist er es. Nun, ich bin ihm deshalb nicht bös, aber es that mir weh. Er verlangte, wir sollten zurückgehen, das wäre kein Ort für uns. Aber fortgehen? nein, wir wollten etwas sehen.“

Nun schilderte Oswald die Art und Weise, wie ihm das Packet übergeben worden sei, das er vor dem Magister auf den Tisch hinlegte.

„Mein Gott, Du hast fremdes Gut genommen?“ rief der ehrwürdige Herr erschrocken; „unglückliches Kind, das ist ein Verbrechen. Wem gehört das Packet?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Oswald; „übrigens habe ich es nicht angenommen, man hat es mir gegeben; der Mann war so schnell weg, daß ich nicht

wußte, wie ich dazu gekommen war und es ihm auch nicht zurückgeben konnte. Thoms, rede doch, Du warst ja dabei.“

„Hm, es ist so, Herr Magister; der Mann war schneller, als wir uns nur besinnen konnten, was geschehen war,“ bekräftigte Thoms; „es ist schade, daß der Mann nicht mit bei Jena gewesen ist, er hätte sich schnell salviren können.“

Mit Furcht und Zagen blickte der Magister das Packet an; es trug statt der Adresse ein einfaches B, dem ein † hintergesetzt war, das Siegel zeigte den nämlichen Buchstaben.

„Fremdes Eigenthum!“ sagte der Magister vor sich hin; „es ist nicht unser — mein Gott, was ist da zu machen; ich weiß es nicht!“

„Aber ich weiß es,“ sagte Oswald plötzlich sehr lebhaft; „ich weiß es.“

„Was wird das wieder sein?“ fragte der Vorige furchtsam; „nur keine Allotria bei einer so ernsthaften Sache!“

„Nein,“ antwortete der Jüngling lachend, „sehr ernsthaft. Gelt, Thoms, Du hast die schöne Frau gesehen, die mit dem Herrn aus dem Wagen stieg? die such ich auf — ich finde sie gewiß, sie heißt Contes, der sage ich es und gebe ihr das Packet — der Einfall ist gut, nicht wahr Thoms? — o, ich freue mich, sie wie-

derzusehen; sie war so schön, wie ich noch keine Frau so schön gesehen habe.“

Bei der Erinnerung an die reizende Bettina glühten Oswalds Wangen; die Hoffnung, sie wieder zu sehen, eine Ursache zu haben, mit ihr sprechen zu können, machte ihn sichtbar froh, ein Grund, der dem Magister noch mehr Angst einjagte, als er schon des Packets wegen empfand. Der Gedanke, fremdes Eigenthum im Hause zu haben, war für diesen alten, ehrlichen Mann ein schwerer Druck, aber die Befürchtung, Oswald, diesen lebhaften, schnellerregten Jüngling, in die Nähe eines Weibes kommen zu wissen, beängstigte ihn außerordentlich; indeß er fand es für zweckmäßig, seine Furcht zu unterdrücken, weil er der vernünftigen Ansicht war, daß jede Warnung das bis jetzt noch von keiner Leidenschaft berührte Gemüth nur aufregen mußte und weil sich der alte, ehrwürdige Mann schämte, von einer Sache zu reden, die ihm als etwas unmoralisch erschien. Gewiß, ihm hätten die Worte gefehlt, um mit Oswald von diesem verfänglichen Kapitel zu sprechen, der ihm später von seinem zweiten Abenteuer im Hause des Elends erzählte.

Ein langes Leben lag hinter dem ehrwürdigen Mann; aber die zwei größten Ereignisse, welche sich in diesem langen Lebenslauf herausstellten, waren so natürlich, so ganz in der Ordnung der Dinge, daß man sie nur eine unabänderliche Nothwendigkeit nennen konnte;

nämlich der schon früher erfolgte Tod seiner Frau und der Todesfall des Freiherrn von Thonradel. Außer diesen beiden Ereignissen war des ehrwürdigen Mannes Dasein so still, so beschaulich, so einförmig hingeflossen, daß er sich nicht wenig erschrocken fand, als Oswald an diesem einen Abend in zwei so ganz verschiedenartige Berührungen gekommen war.

Der Abend verging dem Jüngling sehr langsam; die Unterhaltung mit Thoms und Valentin war nicht geeignet, ihn anzusprechen, daher war es natürlich, daß er sich seinen Träumereien hingab, jenen schönen Gedanken, welche ihm das reizende Bild Bettina's vor Augen führten.

Der Magister hatte sich in seine Stube zurückgezogen, wo er sich am meisten gegen die Einwirkung der Außenwelt geschützt glaubte. Hier saß der alte, ehrwürdige Mann, die Beine übereinandergeschlagen, den Ellbogen der Rechten aufs Knie gestützt, die Stirne in die hohle Hand gedrückt, nachdenkend im Kröpelstuhl. Vor ihm stand sein Pult mit der kleinen, von einem grünen, papiernen Schirm eingefaßten Studierlampe, die seine Gefährtin schon viele Jahre lang gewesen war.

„Mein Gott,“ sagte er zu sich, „was soll ich machen? was soll ich anfangen? ich weiß es nicht, ich weiß es wahrhaftig nicht. Das Kind wächst empor, es ist schon emporgewachsen, mir über den Kopf und

ich weiß nicht, wohin damit. Wie sind doch meine alten Tage verbittert durch diese schwere Sorge!“

Nach einigem Nachdenken fuhr er in diesem leisen Selbstgespräch fort:

„Schon mehrere Wochen hier in diesem Babel und noch weiß ich nicht, welche Laufbahn das unglückliche Kind ergreifen soll; ich zittre vor den Gefahren, die ihm sich hier entgegenstellen; welche Verführungen, welcher Abgrund! Warum mußte dies schwere Amt auf meine Schultern gebürdet werden? Und ich bin verantwortlich für Alles, was geschieht!“

Der Magister erhob sich und trat zu einem Schranke, in dem ein Theil griechischer und lateinischer Klassiker in brüderlicher Eintracht, die schweinsledernen Seiten hart an einander gepreßt, aufbewahrt wurden. Er nahm einige dieser antiken Herren heraus und griff dann nach einem polirten Ebenholzkästchen, das er herausnahm und vor sich hinstellte.

„Es ist erstaunlich,“ sagte er dann zu sich, dies Kästchen betrachtend, „daß ein so kleiner Raum, wie das Innere dieses Kästchens ein so großes Geheimniß verbirgt. Und doch ist es so — ja, es ist so! Ich zittere, wenn ich nur daran denke, daß irgend Jemand das Kästchen entdecken könnte, es öffnen — mein Gott, laß mich so etwas nicht erleben — wir wären Alle verloren, das Kind und wir mit. Dies Geheimniß ist ärger als Gift, weit ärger. — — — — Es ist eine

Beruhigung für mich, wenn ich mich überzeugt, daß Alles noch darin ist; ich schlafe ruhiger — ach, ich sollte gar nicht schlafen, um nur immer des Besitzes recht sicher zu sein.“

Nach diesen Worten knüpfte der ehrwürdige Magister seine Damastweste auf, schob sein Vorhemdchen mit der etwas stark zerknitterten Krause auf die Seite und zog nun einen kleinen Schlüssel hervor, der an einer sehr dicken seidnen Schnur von seinem Nacken über die Schultern herab auf dem Hemde auf seiner Brust ruhte. Mit diesem wohlverborgnen Schlüssel, über dessen Vorhandensein er sich zu jeder Minute durch ein bloßen Druck des Fingers auf seine Weste überzeugen konnte, öffnete er, sich ein wenig niederbeugend, das Kästchen. Es enthielt nur Papiere, die, in die kleine, viereckige Form des Raumes gebrochen, in einem buntseidenen Tuche eingehüllt lagen.

Mit einer großen Verehrung betrachtete der Magister die Papiere, langte dann vorsichtig mit dem Finger hinein, hob eins nach dem andern vorsichtig in die Höhe und nachdem er sie so gezählt, sagte er zufrieden:

„Sie sind da . . . sie sind alle da . . . Gott sei Dank! . . . jetzt nur noch einen Fingerzeig, welche Zukunft ich für das unglückliche Kind wählen soll. Dann bin ich sicher, dann kann ich vor meinem Tode noch dies Geheimniß verbrennen, wie ich es gelobt habe in die Hand des sterbenden Freundes.“

Er schloß das Kästchen, schob es wieder an seinen früheren Platz, die Klassiker verdeckten es und der alte Mann schloß den Schrank, dann setzte er sich vor das Pult, aber seine Gedanken waren zu sehr von dem Geheimniß beschäftigt, dessen Hüter er war — seine Augen richteten sich starr und planlos über den theologischen Folianten hin, der vor ihm lag.

Im Hotel des Grafen Böhlenburg war eine tiefe Stille am Morgen nach der glänzenden, lebhaften Ballnacht gefolgt, als wenn hinter einem Sturmwetter eine tiefe Stille der Erschöpfung eintritt.

Es war vier Uhr Morgens, Alles lag im Schlaf; die Diener, matt und müde von den Anstrengungen der Nacht, die ihre Beine tüchtig in Anspruch genommen, lagen in ihren Betten, nur die Excellenz saß noch auf am Schreibepult und neben ihm ein Mann, hoch in die Vierzig, dessen Augen mit einer blauen Brille bewaffnet waren.

Die Excellenz hatte sich in den Schlafrock geworfen, und, die goldne Dose zwischen den Finger drehend, sagte er mit einem Anklang von Ungeduld:

„Beschleunigen Sie Ihren Bericht, Herr Beinlich; bedenken Sie, daß ich müde, wie zerschlagen bin. Ach,

man ist bei solch einem Feste wie eine Spielkarte, die in Jedermanns Hand kommt."

Des Mannes Wangen verzogen sich zum Lächeln, ob seine Augen denselben Ausdruck aussprachen, blieb hinter den blauen Brillengläsern zweifelhaft.

„Ei, ei, solch ein großer Staatsmann, wie Dero Excellenz, muß, nach meinem unterthänigsten Dafürhalten, ein ganz andrer Mensch sein, als wie Andere," sagte er.

„Ja, aber nur nicht nach einer durchwachten Nacht, früh um vier Uhr, da findet die Diplomatie und die Politik ihren Grenzstein! Fahren Sie in Ihrem Bericht fort, Herr Beinlich, ich bitte recht sehr."

„Ew. Excellenz haben nur zu befehlen, ich bin Dero Diener und stehe ganz zu Befehl."

Diese Entgegnung sprach der Mann so langsam, daß es fast auffällig wurde. — „Also zu meiner Erzählung. Nun, es macht sich Alles brillant, ganz nach Wunsch, wie gesagt. Ich schnuppre so überall herum und höre da so Manches, was ein Anderer nicht zu Ohren kriegt. So zum Beispiel war ich gestern in einer Gesellschaft von Beamten — mein Gott! wie sind die Leutchen über die neue Ordnung aufgebracht, ich schäme mich fast, es zu sagen; sie verwünschen alle Adlige, die doch eigentlich . . ."

„Lassen Sie doch die Raisonnements, Beinlich," fuhr der Gesandte auf, „es ist ja nicht zum Aushalten

— vier Uhr des Morgens und solch eine Weitschweifigkeit, mit der man den Tod bannen könnte — ich will die Gesinnung der Leute, nicht die Ihre wissen."

„Es verwebt sich so hinein, ohne daß man es selbst will — oh, zürnen Ew. Excellenz nicht, ich bin gleich am Ende. Die bürgerlichen Büreaukraten — hm, ich möchte die Bemerkung machen, daß ich auch zu den Bürgerlichen gehöre und recht gut weiß, wie man loyal denken muß, um ein guter Bürger zu sein —"

„Gute Nacht!" rief der Gesandte aufstehend, „Sie treiben den Menschen zur Verzweiflung, Sie kalter, herzloser Teufel, der nicht einmal für den Schlaf eines Andern eine Achtung hat — gute Nacht!"

„Wann befehlen Ew. Excellenz, daß ich wiederkomme?" fragte der Andere mit der größten Ruhe, „ich bin zu jeder Stunde bereit."

Der Gesandte stand vor ihm.

„Entweder sind Sie ein Gott oder ein Teufel, Beinlich; ich habe noch nie solch eine ruhige Automatennatur gesehen; ich glaube, man könnte Sie mit Füßen treten und Sie schwiegen."

„Aus Loyalität, Excellenz, wenn nämlich der Tretende eine hohe Person ist," war die Antwort Beinlichs, „man lernt allmälig loyal zu sein und ich habe es vielleicht darin zu einer Art Vollkommenheit gebracht; das ist Talent."

„Ich will noch warten, aber sprechen Sie schnell."

„Zu Befehl, Excellenz. Also, man ist aufgeregt, die Zurücksetzung des Bürgerlichen greift in die Nieren und die neue Steuer wegen dem Militair lastet schwer auf dem Volk, weil der Adlige unverhältnißmäßig wenig Abgabe zu zahlen hat und alle Last auf den arbeitenden Classen liegt. Der Leichtsinn, nein, das wäre unloyal — die Vergnügungssucht Sr. Majestät und die Bevorzugung des Adels macht viel böses Blut."

„Reden Sie doch von den bewußten Personen, von der Frau —"

„Ach ja," fiel Beinlich ein, „die Frau ist schweigsam wie das Grab, sie weiß um diese Sache, ich habe es heraus, aber sie schweigt, wir müssen andere Mittel aufziehen."

„Haben Sie unter den alten Hofbedienten vielleicht schon nachgeforscht, Beinlich?"

„Nein, Excellenz, diesen Leuten ist schwer anzukommen. Sie fressen sich den Bauch voll und sind immer auf der Hut; man muß da ganz piano auftreten."

„Nun, auf einen Hieb fällt kein Baum," sagte der Gesandte auf- und abgehend; „die Briefe sind fort, es ist gut, man sieht doch, daß wir hier thätig sind. Die Bojerström scheint mir ganz geschaffen, den König in ihr Netz zu ziehen und man muß sorgen, daß diese kleine, glänzende Spinne auch ein glänzendes Spiel macht. Brauchen Sie Geld, Beinlich?"

„Ein Ducatenröllchen wäre mir sehr zuträglich, Excellenz.“

Der Graf öffnete eine Chatoulle, nahm eine gesiegelte Ducatenrolle heraus und indem er sie Beinlich gab, sagte er:

„Versäumen Sie nichts, die Spur ist da, wir müssen nun auch das Wild finden.“

„Verlassen sich Ew. Excellenz auf mein Hundetalent,“ entgegnete Beinlich scherzend.

„Unterdeß säen Sie, wie Sie nur können, Unfrieden unter das Volk; das ist nicht so schwer, das Schlimme glaubt man leichter, als das Gute und wenn einmal nur ein kleiner, wunder Fleck gefunden ist, dann muß man weiter bohren.“

„Ich beuge mich vor Ew. Excellenz Weisheit.“

Während hier die kurze Skizze zu einem Staatsstreich zwischen zwei so ungleichen Charakteren verhandelt wurde, wie der Gesandte und Beinlich waren, ereignete sich auf demselben Gange, auf dem am verwichenen Abend Oswald ein gesiegeltes Packet erhalten, eine Scene der Ueberraschung. Ein Mensch hatte schon mehrere Male an die kleine Thüre im Hintergrunde geklopft. Das lange Pochen brachte endlich deren Oeffnung zuwege. Franz trat ihm entgegen.

„Was soll's? wer sind Sie?“

„Pst, Herr Franz, nicht so laut, kennen Sie mich denn nicht?“

„Ach, Sie sind es, Louis? Hätte ich Sie doch nicht erkannt; es ist verdammt düster hier, man hat die Lampen gelöscht — Sie bringen mir ohnstreitig die Nachricht, daß der Courier bereits fort ist.“

„Nein, Sie sind im Irrthume, Herr Franz, im Gegentheile, der Courier ist noch da.“

„Noch da?“ fragte Jener, „mein Gott, warum? Excellenz ist in der festen Ueberzeugung, daß Ihr Prinzipal die ihm gewordenen Aufträge des gnädigen Vertrauens pünktlich besorgt.“

„Herr Franz,“ sagte der Andere, „Sie werden einsehen, daß der Courier nicht ohne Depeschen abgehen kann, die Schuld liegt nicht an uns. Ich war gestern Abend verschiedene Male an dieser Thür hier und wartete auf dem Gange, allein Sie ließen sich nicht sehen.“

„Wie?“ rief der Vorige, voll Entsetzen zurückprallend, „Sie warteten ...“, die Fähigkeit der Sprache schien ihm zu versagen; der Andere bemerkte den Ausdruck des ungeheuren Schreckens nicht und fuhr fort:

„Gewiß, ich wartete; endlich, es war nach eilf Uhr, ging ich fort. Klopfen durfte ich nicht — Sie verstehen? — wir glaubten, durch irgend eine Ursache wäre diese Zögerung entstanden und erwarteten, daß Sie an uns Jemand schicken würden; aber da Niemand kam und der Ball geendigt war, befahl mir mein Prinzipal, mich in's Hotel zu begeben. Mittelst eines

fingirten Briefes an Se. Excellenz, der soeben durch einen Courier an unser Haus gekommen sei und ein großes Geldgeschäft betreffe, gewann ich freien Einlaß bei dem Portier und will nun fragen, ob der Courier fort soll oder ob andre Ordre zu geben ist?"

Auf diese Details erfolgte keine Antwort; Franz lehnte an der Wand des Ganges, seine Arme hingen schlaff an den Seiten des Körpers nieder, er schwieg, er war vernichtet.

„Nun, Herr Franz, reden Sie doch, lassen Sie mich doch nicht so lange stehen," erinnerte der Andere nach einer Weile, „es ist ja kalt hier."

Auch auf diese Mahnung folgte keine Antwort.

„Was ist Ihnen denn, Herr Franz, fühlen Sie sich unwohl — Herr Gott, so sagen Sie doch, was Ihnen ist?"

Mit diesen Worten rüttelte ihn der Andere am Arme.

„Die Depesche ... die Depesche ... Himmel und Hölle! wer hat die Depesche?" stammelte Franz.

„Wer sie hat?" fragte der Commis des Bankierhauses erstaunt, „nun, das müssen Sie doch wissen, Herr Franz."

„Nein! nein! ich weiß es nicht — hier ist ein Betrug im Spiele — Himmel und Hölle, ich gab Sie Jemand, den ich für einen Commis hielt; auch der Courier war da — ja, ja, man hat sie in Empfang

genommen — das Geheimniß ist verrathen, ich bin des Todes."

Jetzt wendete sich das Spiel; der Andere war so erstaunt, daß er mit Mühe kaum die Worte: „Sie gaben sie jemand Anderem?" hervorstammeln konnte.

„Ich muß das Schreckliche der Excellenz melden und wenn es mich das Leben kosten sollte," antwortete Franz tiefgebeugt, . . . „warten Sie hier oder gehen Sie zu Hause . . . ich weiß mir nicht zu rathen und nicht zu helfen."

Franz wankte nun vom Gange in das Zimmer und Louis, der keine Ursache fand, ein Sturmwetter abzuwarten, welches jedenfalls über das Haupt des unglücklichsten aller Kammerdiener losbrechen mußte, verließ den Gang und das Hotel.

So schläfrig auch die Excellenz von Böhlenburg gewesen sein mochte, die Nachricht, welche Franz jetzt mit stammelnder Zunge hervorstotterte, ermunterte dieselbe plötzlich — Beinlich behielt die kalte, theilnahmlose Ruhe bei diesem Auftritt, die ihm eigenthümlich war.

„Mensch!" rief der Gesandte außer sich auf Franz zustürzend und ihn bei beiden Schultern fassend, „ist das Wahrheit, kein Mißverständniß, kein Betrug von Dir?"

„Ich will auf der Stelle sterben, Excellenz," ant-

wortete Franz, auf die Kniee sinkend, „wenn ich einen falschen Gedanken in meiner Seele habe.“

Der Gesandte taumelte zurück; der Verrath, der durch dies Mißverständniß aus Eilfertigkeit geschehen war, consternirte diesen in Intriguen und politischen Winkelzügen wohl erfahrenen Hofmann dermaaßen, daß er vielleicht in diesem Augenblick keines klaren Gedankens mächtig war — dieser Verrath compromittirte nicht ihn und mehrere hochgestellte Personen des hiesigen Hofes allein, nein, auch das Cabinet des Monarchen, dessen Gesandter Böhlenburg war, wenn die Papiere für ihn verloren blieben oder in eine Hand gekommen waren, die sie zu benutzen verstand. Eine lange Pause folgte, endlich sagte Beinlich:

„Das ist ein Unglück, Excellenz! ein großes Unglück!“

„Ja, es ist ein Unglück, das mich aus allen Himmeln stürzt!“ rief der Gesandte; „dieser einfältige Mensch, dem ich thörichter Weise mein Vertrauen geschenkt habe, ist die Ursache dieses Schlages, der mich vernichten muß, wenn es uns nicht gelingt, auf welche Weise es auch sei, uns dieser Papiere wieder zu bemächtigen. Wie aber das anfangen? wie? ich habe keinen klaren Gedanken — ich weiß kein Mittel, keinen Weg, um zu diesem Ziele zu gelangen.“

„Welch einen Preis würden Ew. Excellenz darauf setzen?“ fragte Beinlich langsam.

„Tausend Louisdor!“ antwortete die Excellenz.

„Ein schönes Sümmchen . . . fünftausend Thaler ohne das Agio — hm, vielleicht bin ich so glücklich, man muß es versuchen. Beschreiben Sie mir doch die Leute, denen Sie das Packet übergeben haben, Franz, ich werde einen Gang durch die Stadt machen, vielleicht ... ich verzweifle an nichts.“

Die Ruhe in Beinlichs Worten und Benehmen schien für den Gesandten ein Stab zu werden, an dem er seine gesunkenen Hoffnungen etwas aufrichtete.

„Zweitausend Louisdor!“ rief er heftig, „wenn Sie diesen Schlag von meinem Namen, von meinem Haupte wenden — es wäre ja entsetzlich, wenn es herauskäme, daß ich ... ...“

„Freilich, freilich,“ stimmte Beinlich bei und es schien, als ob seine Wangen sich zu einem Lächeln verzögen; die blauen Brillengläser machten diesen Ausdruck einer innern Bewegung bei ihm zweifelhaft, die Sprache seiner Augen war verdeckt; „nun, Franz, reden Sie doch ... es ist ja über vier Uhr schon, Excellenz sehnt sich nach Ruhe ... ach ja, ich glaube es gern, daß so ein Hofball sehr erschöpft.“

„Wollen Sie spotten?“ fragte der Gesandte, „wie könnte es mir möglich sein, jetzt mit dieser furchtbaren Unruhe, mit dieser mich erdrückenden Sorge an Schlaf zu denken!“

„Aber ich . . . ich brauche Ruhe ... ich bin schon

funfzig Jahre und bei diesem Alter sehnt man sich schon allmälig, früh um fünf Uhr in's Bett zu kommen,“ antwortete Beinlich und setzte scherzend hinzu: „die Loyalität ist ein sanftes Kopfkissen. Aber so reden Sie doch, Franz, ich will schlafen gehen, Sie hören es ja.“

In dieser kalten, fast monotonen Gleichförmigkeit, welche in Beinlichs Worten lag, in seiner nur durch wenige Bewegungen gestörten, gleichsam eisigen Haltung, drückte sich ein auf den Gesandten dämonisch wirkendes Uebergewicht aus; Beinlich war in dieser Ruhe und Bewegungslosigkeit ein Koloß des Verstandes, ein Wesen andrer Natur, das die Menschheit abgestreift zu haben schien und über derselben stand, nicht erschüttert von den Vorfällen und Begebenheiten, die auf dieselbe einzuwirken pflegen. Franz beschrieb, so viel er vermochte, die beiden Personen, denen er auf dem Gange das Packet in dem Glauben gegeben, sie wären die rechten Leute.

„Wir haben zwei Gegenstände, an denen wir unsre Leute erkennen müssen, wenn sie nämlich noch in der Stadt sind, der übergeschlagene Hemdekragen des Einen und der dreieckige Hut des Andern,“ redete Beinlich nach einer Weile, „der Erstere muß jung und kräftig sein, das geht aus diesem Trotz gegen die Kälte hervor, ein alter Mann ist sorgsam auf seiner Hut, der Andere muß dem Zopfthum angehören — nun,

wir werden sehen; ich muß schlafen und wünsche Ew. Excellenz die ruhigste Nacht und den anmuthigsten Traum."

Mit einer tiefen Verbeugung verließ Beinlich das Zimmer; der Gesandte warf sich, von den marterndsten Phantasien gequält, in einen Fauteil, Franz blieb in einer eben nicht besseren Gemüthsstimmung an der Thüre des Zimmers stehen.

Beinlich hatte das Hotel verlassen; man kannte ihn in demselben und setzte daher seinem Kommen und Weggehen durchaus kein Hinderniß entgegen, wie im letzteren Falle zu so ungewöhnlicher Stunde wohl einem Unbekannten von Seiten des Portiers geschehen sein würde. Die Straßen waren todt und leer, die Laternen schienen theilweise dem Schicksal der Auflösung alles Irdischen zu erliegen, sie brannten trübe und warfen einen düsteren Schein in die nachtdunklen Straßen herab, deren Einsamkeit nur von den weithinhallenden Schritten der Nachtwächter zuweilen gestört wurde. Alle Leidenschaften schienen jetzt zu schlummern, die Sünden im Arme des Traumgottes sich zu wiegen, nur einige Fenster in den Straßen wiesen den Schein eines Nachtlämpchens, das vielleicht im Zimmer eines Kranken brannte — die Lust des Lebens schien erstorben in dem großen Babel und die Vergessenheit auf dasselbe herabgesunken zu sein.

Beinlich, unberührt von der schneidenden Kälte des Morgens, ging langsam, nachdenkend durch die öden Straßen, bis er endlich, unfern einer Brücke, vor

einem Hause stehen blieb und es öffnete. Seine Wohnung war im zweiten Stockwerk belegen und ohne nur auf der finstern, gewundenen Treppe mit Stock oder Hand zu tappen, schritt er sie in der Dunkelheit rasch hinauf. Als er in sein Zimmer trat, begrüßte ihn ein pfeifendes Schnalzen und ein Wesen kreis'te um ihn her.

„Bist Du da, Puff?“ fragte Beinlich mit einem wahrhaft zärtlichen Tone, der gegen die Gleichgültigkeit in seiner Stimme gegen den Gesandten auffallend contrastirte, „nun, mein Junge, nur Geduld, nur Geduld, wir werden einander gleich sehen.“

Ehe noch Beinlich die Zündmaschine in Bewegung setzen konnte, hüpfte ihm Pfuff über den Rücken hinauf auf die Schulter und stieß ihm den Hut vom Kopfe.

„Pfuff, keine Feindseligkeiten,“ sagte Beinlich lachend, „Du wirst ungezogen.“

Jetzt brannte das Licht, ein mittelgroßer Affe saß auf seiner Schulter und sprang, so wie das Zimmer nur hell war, herunter von seinem Sitz, lief nach einem Winkel und in diesem sich postirend, begann er eine förmliche Kanonade mit Haselnußschalen gegen seinen Herrn. Beinlich fand es für nöthig, den entfallenen Hut als Schirm vor sein Gesicht zu halten. Nachdem diese Munition verschossen war, hüpfte Puff mit schnalzendem Pfeifen um seinen Herrn herum und saß mit einem lustigen Schwunge wieder auf dessen Schulter.

„Du bist ein undankbarer Schlingel,“ sagte Beinlich, das Gesicht zu ihm wendend, „Dir habe ich wohlgethan und Du thust wie ein Mensch — pfui, Puff, schäme Dich — was kann ich dafür, daß die Haselnüsse hohl waren?“

Puff schien eine Ahnung von dem Vorwurf zu haben, den sein Herr ihm machte, denn mit seinen behaarten, langen und dünnen Händen streichelte er ihm die Backen und wühlte ihm in den Haaren, dann sprang er herunter und setzte sich in eine Ecke des weichen Sophas.

„Er liebt mich doch,“ sagte Beinlich, „er ist kein Mensch und liebt mich — ich möchte keinen Menschen haben, der mich liebt — pfui, mich ekelt vor dem Menschen; dem Thiere will ich wohlthun, es ist allein dankbar und vergilt nicht Wohlthaten mit Uebelthaten, nicht Liebe mit Haß, nicht Sorge mit Hohn. Ich freute mich so, als ich jetzt durch die Straßen ging und Alles todt war und ich kein Gleißnergesicht, keinem Menschenantlitz begegnete — ha, käme eine Seuche und raffte Alle hinweg und ich blieb allein übrig mit Puff — ich allein mit dem Thiere, das mich streichelt und liebkos't! es wär ein Glück, ich brauchte nicht mehr zu hassen — in mir wäre Friede, ich hätte keine Anstrengung mehr nöthig, um den Menschen Schaden und Böses zuzufügen.“

Dieser entsetzliche Gedanke, schien dieses Mannes Seele wohlthätig zu durchglühen; seine Wangen rötheten sich, er nahm die blaue Brille herunter und seine Augen glänzten von einem Feuer, welches deutlich von einer gewaltigen Erregung in seinem Innern zeigte.

„Welch eine wohlthätige Erfindung!“ sagte er zu sich, die blauen Brillengläser mit Freude betrachtend; „hinter diesen kleinen Verstecken, die die Kunst erfunden hat, kann man die Sprache der Seele verbergen; oft ist das Auge ungehorsam und zeigt Freude, wo es Schmerz ausdrücken soll oder auch umgekehrt. Wer die Menschen, diese sich gegenseitig vertilgende Wolfsbrut, haßt, wer sie verfolgt, wer ihre Blößen auffsucht und geschworen hat, unter dem Scheine von Wohlthat ihnen nur Böses zu thun, sie zu verwunden in tiefster Seele, der kann nicht ohne solche Barrikaden gegen den nie zu vertilgenden Leichtsinn in uns, menschlich zu handeln, bestehen.“

Beinlich schritt im Zimmer auf und nieder, die Hände auf den Rücken gelegt; das oftmalige Schnalzen Puffs erinnerte ihn endlich an die Gewohnheit, sich neben dem Thiere niederzusetzen. Er that es und Puff schmiegte sich mit aller Zärtlichkeit an ihn, seinen Kopf an seine Schultern legend und zuweilen Töne von sich gebend, als wollte er sein Wohlgefallen ausdrücken, daß sein Herr sich neben ihn gesetzt hatte. —

Es konnte kein zerrissenereres Gemüth geben, als das dieses Mannes; in seiner Seele waltete kein Vertrauen auf Menschen mehr, ein Grabeskälte hatte sein Herz, sein Gemüth erstarrt; all sein Streben ging darauf hin, wo er nur konnte, Böses zu stiften. Ein furchtbarer Menschenhaß brütete in dieses Mannes Herz und vergiftete alle Quellen seiner Empfindungen, ihm war die Menschheit ein Gewürm, das zu vertilgen eine Wohlthat war; er glaubte an nichts mehr, er hoffte auf nichts mehr, er liebte nichts als seinen Affen, der ihm als eine satyrische Parodie auf das Menschengeschlecht erschien und der eben deswegen seine ganze Zuneigung erhalten hatte. In Puff sah er die Menschheit in ihrer ganzen, traurigen Blöße und Nacktheit und dieser Gedanke, so herabwürdigend er auch für ein denkendes Wesen sein mochte, machte ihm Freude. Puff besaß Leidenschaften, er war wollüstig, diebisch, boshaft, zornig, rachsüchtig, ja er war auch eitel und der Spiegel schien ihm viel Vergnügen zu machen. Beinlich sagte zu sich:

„Alle diese Eigenschaften Puffs gehören, bei vornehmen Menschen, zu den kleinen Schwächen; in besondern Umständen erhebt man sie zu Tugenden und nennt ihre Träger starke Charaktere; bei niedrigen Menschen, sind sie Verbrechen, die man verfolgt — der Raubmörder stirbt unter der Hand des Henkers, er hat den Einzelnen erschlagen; dem Eroberer aber, dessen

unersättliche Habsucht ganze Generationen hinwegtilgt und die Länder mit Blut düngt, werden Ehrensäulen gesetzt. Das Verbrechen, im Großen getrieben, ist Tugend; im Kleinen Laster und Alles, Tugend wie Laster, eine Lüge, die von Vater auf Sohn erbt."

Ein Mann, der solche Ansichten hegte, schreckte vor nichts zurück; aber er war kein Mörder und Todtschläger; — nein, er suchte nur die wunden Stellen am großen Körper der Gesellschaft auf und träufelte Gift in dieselben, damit sie unheilbar werden sollten; er trachtete darnach, den freien Geistesschwung, durch alle möglichen, ihm zu Gebote stehenden Mittel zu unterdrücken, die Gemüther zu verfinstern, zu fanatisiren, die Menschen vor sich selber zu entwürdigen und das Laster in ihrem Herzen heimisch zu machen, Unfrieden zu säen, Feindschaft und Verfolgung zu stiften. Beinlich hatte ein halbes Jahrhundert durchlebt, viel war an ihm vorübergegangen, was diesen furchtbaren Menschenhaß in seiner Seele hervorgerufen. Dieser Mann besaß einen scharfen, durchdringenden, sich der Verhältnisse bemächtigenden Geist; aber er war zu leichtgläubig gewesen, er war von Natur gutmüthig, bis er endlich erkannte, daß die Menschen, die er liebte, denen er mit Aufopferung wohl gethan, ihn wie eine leer getrunkene Flasche betrachteten, die unbeachtet bei Seite geschoben wird, wenn kein Tropfen mehr darin ist. Und wo er hinsah, fand er überall, mehr oder minder, diesen trau-

rigen Eigennutz, der die Dankbarkeit zur Maske braucht und nur für sich schöpfte, für sich.

„Außer uns, wer geht uns an?“ das war die Norm, nach der die Welt handelte und es reizte Beinlich an, diesen schrecklichen, alle innige Gemeinschaft ausschließenden und zerstörenden Grundsatz durch Thaten zu verkörpern. Um dies auszuführen, bedurfte es einer außerordentlichen Umwandlung in seinem eignen Charakter, in seiner äußern Erscheinung und daß er diese Veränderung, diese sichtbare Umgestaltung durchführte, war der Beweis seines großen, kräftigen Geistes. Es gehörte besondere Willenskraft dazu, das rege, leidenschaftlich aufwallende Gemüth in eine eiserne Fessel zu schlagen und der Heuchelei, der Verstellung unterzuordnen, sich in alle Lagen und Verhältnisse zu formen, wenn sie ihm auch schnurstracks zuwider waren — diese Selbstbeherrschung war sein Triumph.

Aber auch im Aeußeren hatte er sich bezwungen; er sprach langsam, gedehnt, oft von dem Gegenstand abschweifend, über den gerade die Rede war, um — auf diese Manier jede Kleinigkeit zu benutzen, welche er herausfinden konnte, einen Streich zu führen; überdies ließ ihm diese künstliche Ruhe hinlänglich Zeit, nachzudenken und sich zu beherrschen. Diese Manier war ihm fast zur zweiten Natur geworden, die er nur vergaß, wenn er in Gesellschaft seines Puffs war. Diesem Thiere gegenüber, das seine Neigungen so offen zur

Schau trug, war Verstellung unnütz und dann legte er auch den Zwang ab, unter dem er seine äußere Erscheinung gefesselt hielt, jene Bewegungslosigkeit, jene auffallende Ruhe in seinen Gestikulationen. Beinlich war eine Mittelfigur, mehr hager als voll, ein blasses, längliches Gesicht, welches durch das Tragen der blauen Brillengläser den Anstrich von Kränklichkeit erhielt, von Schwäche; aber er war gesund, diese Maske eine Lüge, mit der er die Welt betrog. Sein Notariatsgeschäft brachte ihn in mannigfache Verbindungen mit den verschiedensten Ständen; man liebte ihn nicht, aber man achtete seinen scharfen Verstand und belachte ihn als einen Sonderling; er hatte die verwickeltsten Prozesse durchgeführt und sich einen Ruhm erworben, den ihm Niemand streitig machte. So lebte er allein, eine alte Weibsperson führte seinen kleinen Hausstand; er hatte keine Verwandte, keine Freunde; er war ein Mann, den die Menschen brauchten wie ein Werkzeug, das man, wenn man es benutzt hat, wieder bei Seite legt.

Die Lampe brannte; der Morgen lag noch in tiefstem Grau über der Stadt; Beinlich schlief auf dem Sopha; Pfuff hatte ihn umklammert; Mensch und Thier gaben sich, Einer dem Andern vertrauend, der Ruhe hin, bis das helle Morgenlicht sie weckte. —

Wir wenden uns zu den Personen, mit welchen wir den Leser auf dem Festballe, welchen Graf Böhlen=

burg gegeben hatte, bekannt gemacht haben. Comteß Bettina von Bojerström war schon am nächsten Tage zur Ehrendame der Prinzeß Therese ernannt worden und hatte die Baronin von Kronenhelm, bei der sie bis dahin sich aufgehalten, verlassen, um eine für sie reizend eingerichtete Wohnung im Schlosse zu beziehen.

Baron Heinrich sah die Freude seiner schönen Verlobten mit Blicken des tiefsten Mißmuthes; es bedurfte keines langen Grübelns, wer der Urheber dieser so schnellen und plötzlichen Veränderung sei — Heinrich kannte zu gut die leidenschaftliche Schwäche des jungen Königs, um zu zweifeln, daß er die Prinzeß, seine erlauchte Schwester, zu dem Wunsche bestimmt habe, Bettina in ihre unmittelbare Nähe zu ziehen. Heinrich würde ruhiger in seinem Herzen gewesen sein, wenn ihn nicht die Furcht gepeinigt hätte, daß, sowohl die geschmeichelte Eitelkeit, als vorzüglich die schöne, äußere Erscheinung des Königs, der Glanz, der ihn umgab, einen tiefen, nicht zu leicht zu verwischenden Eindruck auf sie gemacht habe. Er fürchtete, daß Bettina zu schwach sein würde, um der Zuneigung dieses für schöne Frauen glühenden Monarchen zu widerstreben und diese qualvolle Furcht, dies nicht ungegründete Mißtrauen gegen die weibliche Charakterstärke, verdüsterte Heinrich nicht wenig; denn er liebte sie mit der Glut der größten Leidenschaftlichkeit. An zu vielen Beispielen am Hofe hatte er gesehen, daß die Ehre des Weibes nur ein

Schemen sei, welches der Versuchung, wenn sie mit der Herrlichkeit Hand in Hand geht, nur zu leicht weiche.

Und Bettina, dieses reizende, lebhafte Wesen, dessen erstes Entfalten unter ungünstigen Umständen, fern von dem Luxus der großen Welt, in einer Zurückgezogenheit stattgefunden, welche alle Wünsche ihres jungen Herzens nur zu Phantasien, zu schönen, aber erfüllungslos gebliebenen Träumen gemacht hatte, sah sich jetzt in eine glänzende Wirklichkeit versetzt, und dieser Zauber sollte so kalt an ihr vorübergehen?

Bettina war weit heiterer, seitdem sie in der Nähe der Prinzeß lebte, als wie sie es bei der Baronin von Kronenhelm gewesen. Aber auch welch ein Unterschied! Alles am Hofe war jung, heiter, das Leben anlächelnd; Bettina glich einer Blume, welche nur im Lichte gedeiht und jetzt erst in ihr Element versetzt wird. Diese, mit ihrem innersten Wesen so eng verbundene Bedingung des wahren Lebens mußte demnach, als sie ihr gewährt wurde, einen außerordentlichen Einfluß auf sie ausüben.

Die Abendzirkel bei der Prinzeß waren wie ein lockendes Spiel, Witz, Laune, Fröhlichkeit dessen Grundphasen; bei der Baronin hofmeisterte die strengste Etikette, das Selbstbewußtsein, von einem alten, ahnenreichen Adelsgeschlechte abzustammen, engte jede, sich zu laut machende Fröhlichkeit als ungebührlich, in starre Schranken ein; der Glanz des Hauses war nicht wohl-

thuend, nicht zurückwirkend auf die, von denen er ausging, eine goldene Fessel, mit der man prunkte, ohne sich behaglich zu fühlen, weil tausenderlei Rücksichten walteten.

„Sie fühlen sich wohl sehr glücklich, Bettina?“ fragte Heinrich von Kronenhelm, in einem der Abendzirkel bei der Prinzeß.

„Zweifeln Sie daran?“ lächelte die schöne Schwedin, „sehen Sie doch um sich, Baron, überall Heiterkeit, überall Lachen, und ich liebe die Heiterkeit so sehr; ich zittere schon vor dem bloßen Gedanken, einmal ernst sein zu müssen, wie Ihre gnädige Tante; glauben Sie nicht auch, daß nur Derjenige, der auf den Höhepunkt der Gesellschaft sich schwingt und die Rücksichten und Anforderungen einer beengenden Convenienz belächelt, statt sich ihnen ängstlich zu unterwerfen, das Rechte erfaßt? Gestern sagte der König zu mir: „„Man muß sich nie von den Verhältnissen des Lebens beherrschen lassen, sondern sie beherrschen,““ ich glaube, der König hat Recht.“

„Die Verhältnisse des Lebens beherrschen, heißt so viel, als sich über das Urtheil der Welt erheben,“ antwortete Heinrich verdüstert; „ich gestehe, daß ich zweifle, ob auch ein König wohl thut, jede Rücksicht um Anderer willen aufzugeben.“

„Ein König?“ fragte Bettina und ihr Auge leuchtete; „ah, Baron, Sie haben eine traurige Ansicht

von der Erhabenheit eines Königs, wie mir scheint. Können Sie der Sonne Vorschriften machen, wohin sie ihre Strahlen werfen soll? Sie umgiebt das mit Glanz, was uns vielleicht werthlos scheint, und keine Rücksicht hindert sie daran. So auch, denke ich, ist ein König zum Herrschen geboren und glücklich ist der, auf den ein Strahl seiner Gnade fällt."

„Ich glaube, dies Glück sei Ihnen bereits zu Theil geworden, Comteß," antwortete Heinrich, noch unmuthiger; „der loyalste Vertheidiger des Königthumes kann nicht schwärmerischer und enthusiastischer von seinem Ideale eingenommen sein."

Bettina schien sowohl durch den Vorwurf, der in diesen Worten lag, als vorzüglich durch den Ton, womit Heinrich denselben aussprach und den mit Mühe unterdrückten Mißmuth in seinem Antlitz aufmerksam zu werden; ihr schönes Auge ruhte einige Sekunden lang auf ihm, dann sagte sie:

„Sie lieben den König nicht, man hört es."

Nach diesen Worten wendete sie sich von ihm ab und eilte in die Nähe der Prinzeß. Mit düsterm Blicke sah ihr Kronenhelm nach; er fühlte es, der junge, glänzende Monarch besaß ihr Herz, ohne daß sie es vielleicht nur ahnte; er fühlte es aber auch, daß er durch diese kurze Unterredung diese ihr vielleicht noch unbewußte Hingebung zur bewußten erhoben habe. Und Heinrich zürnte dem König, der zu ihr gesagt hatte:

„man muß sich nie von den Verhältnissen des Lebens beherrschen lassen, sondern sie beherrschen.“

Ha, warum konnte er diese Meinung zu der ihrigen machen wollen? Er liebte sie, er strebte danach, sie zu gewinnen, darum war er bemüht, solche Grundsätze ihr einzuflößen, welche, einmal festgewurzelt in ihrem, der Eitelkeit und der Schönheit, vielleicht auch dem Stolze geöffneten Herzen, ihm einen Weg in dasselbe bahnen mußten. Dieser Weg war schon trefflich angebahnt, die Ueberzeugung davon verstärkte sich noch mehr, als der König, in Begleitung mehrerer Cavaliere, jetzt eintrat.

Heinrichs Blick war ein scharfer, unbestechlicher Wächter; — ha, er sah, wie Bettina's schöne Augen leuchteten bei dem Anblick des jungen Monarchen, wie sein erster Blick Bettina suchte, und da er sie gefunden, gleich einem Blitze strahlte. Heinrich hatte sich zurückgezogen, er beobachtete. Bettina war glücklich, sie lächelte, der König sprach mit ihr, die Tochter des Nordens glühte in der süßen Lust des Bewußtseins, das Herz dieses schönen, liebenswürdigen, ersten Mannes seines Volkes errungen zu haben.

„Nun, Heinrich, wirst Du heute wieder eine Partie mit der Frau Obersthofmeisterin machen?“ fragte Frederic, der mit dem Könige eingetreten war; „sie sagte mir, Du seiest ihr Revange schuldig.“

Heinrich wendete sich zu ihm. „Ich werde verlieren, meine Partie steht schlecht,“ antwortete er.

„Im Voraus?“ lachte Frederic, „hast Du unsre Lenormand, die alte Dame von Winger befragt?“

Heinrich schien von diesem Scherz verletzt zu sein.

„Dort ist mein Spiel verloren und Du weißt darum,“ sagte er.

Frederic folgte der Richtung der Augen Heinrichs, er konnte über den Sinn von dessen Worten nicht im Unklaren bleiben; lächelnd zuckte er mit den Achseln. Eine Zornglut flog über die Wangen Heinrichs.

„Ich glaube gar, Du wirst eifersüchtig?“ fragte Frederic scherzend.

„Es wäre lächerlich,“ antwortete der Baron fast unverständlich; „ich weiß das, Du würdest es nicht, Deine Loyalität geht in's Unendliche, Du würdest Dir noch Glück wünschen, ein Opfer dieser Art bringen zu können. O, Du bist ein treuer Cavalier!“

„Was könnte ich machen?“ entgegnete Frederic mit einem frivolen Achselzucken; „es geschieht so viel, was man nicht weiß, und es bekümmert Einem nicht, warum sollte ich über das, was ich weiß, mich entsetzen? Ich finde da keine Ursache zu irgend einer Prüderie, es ist so natürlich, so in der Ordnung. Sei vernünftig, Heinrich, lache dazu und sage zu Deinem Aerger: „„geh, ich liebe die Albernheit nicht!““ Was Dich jetzt kränkt, ist die erste Stufe zu Deinem Glück;

vergiß nicht, daß es eine Ehrensache für den König wird, Dich auf andere Weise zu entschädigen; es giebt Ehrenstellen, man kann Minister werden, und wofür? — für ein rechtzeitiges Schweigen.“

Heinrich antwortete nicht, aber er warf ihm einen Blick der Verachtung zu. Frederic betrachtete ihn eine Weile, dann sagte er lachend:

„Du bist ein Närrchen, aber Du dauerst mich; Du hast einen kleinen Ansatz von bürgerlichen Gesinnungen, der Alles für sein ausschließliches Eigenthum hält, was er sich als solches einmal eingebildet hat; ich werde Dich formiren, Du sollst anders denken lernen.“

„Ich danke,“ antwortete Heinrich kalt und verließ ihn.

Frederic sah ihm nach. „Er wird nie die Fähigkeit haben, ein bedeutender Mann zu werden; er hängt an Fäden, die ihn am Steigen hindern,“ sagte er zu sich. — —

Heinrich durchlebte in den wenigen Stunden des Abends die Ewigkeit einer Hölle und — Bettina war so glücklich! sie schwelgte in einem Wonnemeer; der König zeichnete sie aus vor allen Anderen.

Einige Tage später fuhr sie an der Seite der Prinzeß aus; die Equipage hielt in einer der lebhaftesten Straßen der Hauptstadt; ein Modewaarenhändler hatte eine prachtvolle Ausstellung von französischen, englischen und indischen Luxusgegenständen veranstaltet; die vornehme Damenwelt strömte in dem großen, brillant

decorirten Gewölbe zusammen, um zu bewundern; das Volk stand auf der Straße und gaffte.

Beinlich befand sich unter der Menge; er versäumte derlei Gelegenheiten nie, sie konnten seinem Zwecke nützlich werden, wenigstens gaben sie ihm ein Bild der Meinungen der Masse, die sich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich unverhohlen äußern. Das Gedränge war groß; Polizisten, jederzeit in der Nähe, wo ein Zusammenfluß vom Volk vermuthet wird, hielten Ordnung und verständigten sich mit einigen ungestümen Gemüthern, die ein unveräußerliches Recht zu haben glaubten, sich des besten Standpunktes zu versichern, um Alles aus der ersten Hand zu sehen, auf eine wenig schmeichelhafte Weise. Dies gab Unordnung unter den Andrängenden.

Plötzlich hörte man ziemlich laut rufen: „Thoms, da ist die schöne Frau!“ Ein Polizist schien, da die Prinzeß und Comtesse Bettina gerade ausstiegen, sich tief im Innersten seiner loyalen Seele verletzt zu finden; er sah sich um; dicht neben Beinlich drängte sich Oswald Ehrenhaupt und sein Schatten, Thoms, der rüstige Waidmann, hindurch. Beinlich war im höchsten Grade überrascht, plötzlich die beiden, von Franz, wenn auch unvollkommen, doch ziemlich kennbaren Personen hier neben sich auftauchen zu sehen.

„Mütze herunter!“ rief der Polizist, indignirt von der Dreistigkeit Oswalds; die edle Manier der

Handgreiflichkeit verfehlte nicht, sich hier im glänzendsten Lichte zu zeigen, des Polizisten Hand warf Oswald das Sammetbarett herunter.

„Sehen Sie nicht, daß die allerhöchsten Herrschaften hier aussteigen? Haben Sie nicht so viel Lebensart . . .“

Der würdige Diener der Polizei wurde an der Beendigung seiner salbungsvollen Ermahnung gehindert; Oswald, der nichts von der Nothwendigkeit dieses Institutes kannte, und dem ebensowohl die rühmliche Auszeichnung aller Militairpersonen, oder militairisch organisirten Glieder öffentlicher Sicherheitsanstalten, überall mit bedecktem Haupte zu erscheinen, fremd war, übte an dem Stürmer, den der Polizist auf dem Kopfe recht kecklich sitzen hatte, ein augenblickliches Vergeltungsrecht. Dieser entsetzlichen, aller Civilisation Hohn sprechenden Handlung folgte eine kurze Pause; Volk und Polizei erstarrte; dergleichen war noch nie erhört, man war erschrocken: Oswald hatte mit einem einzigen Schlage ein tausendjähriges Recht erschüttert und angegriffen, ohne es zu ahnen.

Indeß, die Pause lös'te sich, das Volk brach in Gelächter aus, die natürliche Abneigung, welche es gegen alle die nährt, denen irgend eine Macht verliehen ist, es zu haranguiren, fand sich belustigt; aber, wie immer, gab es auch wieder loyale Seelen, denen eine ungesetzliche Handlung ein Greuel ist. Oswald sah sich von meh-

reren Fäusten gepackt, Polizeier griffen mit zu, die nächste Folge davon war ein kleiner Aufstand; Oswald, der sich hier beleidigt und angegriffen sah, fand es für zweckmäßig, sich zu vertheidigen, und Thoms erhob seinen Eichenstock mit nachdrücklicher Faust.

Dies Gemenge, welches sich zu Oswalds Vortheil zu entscheiden schien, denn die riesige Körperkraft des Jünglings schlug ohne große Anstrengung die Angriffe der Polizisten zurück, wurde nur durch Herbeikunft mehrerer Militairs geendigt; Oswald, Thoms und Beinlich, der mit einem der Polizisten sich schlug, wurden verhaftet. Der Letztere hatte keinen andern Beweggrund, sich gegen die Polizei aufzulehnen, als eine Annäherung an Oswald zu erringen. Sein Calcül hatte ihn nicht betrogen, eine Viertelstunde später befanden sich Oswald, Thoms und Beinlich zwischen den engen vier Mauern eines schmutzigen Gefängnisses eingesperrt. Das von Schmutz und Alter erblindete Fenster, dicht mit einem Eisengitter vergattert, lähmte das Licht des Tages und ließ nur einige schwache Strahlen in den düstern Raum eindringen.

Beinlich saß in dumpfem Schweigen auf der Kante der Pritsche, den Ellbogen auf ein Knie gestemmt, das Gesicht in die Hand gedrückt, und durch die etwas auseinandergespreizten Finger lauernd. Er betrachtete den Jüngling, der am Fenster dieser traurigen Höhle lehnte und, wie es schien, ganz befangen

und geisteszerstört war von dem unerwarteten Wechsel, der ihn betroffen.

Beinlich war ein Physiognomist, er studirte die Züge des Antlitzes, jene Schrift, welche die Natur, oft deutlich, oft verwischt, dem Erdgebornen wie eine Prophezeihung auf den Weg giebt. Beinlich erkannte, daß in Oswalds Gesicht die seltenen Züge des Muthes, der Kühnheit, der Offenheit sich ausdrückten, obwohl sie jetzt vom Schleier der Befangenheit etwas verhüllt waren. Thoms kam nicht in Betracht, der erste Blick zeigte, daß er ein Schatten sei, eine Figur, die einmal aufgezogen, in einem Marionettenspiele mit agirt. Es herrschte unter den Dreien eine lange Pause, endlich rief Oswald:

„Thoms, was ist mit uns geschehen?"

„Hm," antwortete der alte Waidmann, „weiß ich es?"

„Man hat uns eingesperrt," fuhr Oswald fort, „was hat man mit uns vor? ich war im Recht — wer gab dem Burschen die Befugniß, mir die Mütze vom Kopfe zu schlagen? konnte ich das dulden? sollte ich mich verhöhnen lassen vor den Leuten auf offener Straße? Nein, gewiß nicht. Ich war im Recht."

Thoms antwortete darauf:

„Man hat hier in der Stadt besondere Rechte und wir werden noch manchen Aerger haben; ich glaube, wir passen nicht recht hierher."

„Du bist ein Narr, Thoms!“ rief der Jüngling angeregt; „es gefällt mir hier, gerade hier, sage ich Dir; ich möchte nicht wieder zurück in die Haide. Ha, dieses Leben von früh bis Abends! Das immer Neue! Welcher Glanz, wohin man sieht! Thoms, ich glaube, man muß in der Stadt geboren worden sein, um das Leben hier so zu verstehen, wie es zu verstehen ist.“

„Was wird der ehrwürdige Herr dazu sagen!“ rief Thoms.

„Ja, der Vater!“ sagte Oswald, „das drückt mich, Thoms, er ist immer so furchtsam und erschrickt, wenn ich etwas gethan habe, was er nie gethan haben würde; aber ich bin auch ein Anderer, als er!“

„Neugierig bin ich,“ redete Thoms, „was man eigentlich mit uns will? Das ist ein jämmerliches Loch, in das man uns gebracht hat; wofür mag man uns nur halten?“

Peinlich, der genau auf jedes Wort gelauscht, hatte, trotz seiner Gabe, zu combiniren, nichts über die näheren Verhältnisse dieser beiden, ihm so merkwürdigen Personen zusammenbringen können, obgleich das, was er gehört hatte, immer hinreichend war, seine Aufmerksamkeit zu steigern. Ihre Reden verriethen eine gänzliche Unkenntniß der bestehenden Verhältnisse, sie waren fremd; der Jüngling hatte von der Haide gesprochen,

als ob diese seine Heimath sei, die er jedoch nicht gegen das lebendige Treiben der großen Hauptstadt wieder vertauschen wollte. Und doch lag durchaus auch nicht der geringste Anstrich von jenem bäurischen Wesen, von jener Unbeholfenheit, die man gewöhnlich, oder wenigstens größtentheils, an Leuten sieht, welche auf dem Lande erzogen sind, in seinem Benehmen; seine Sprache war rein, edel, selbst ohne Beimischung von Dialekt.

Beinlich erinnerte sich, daß, als er ihn so plötzlich erblickt hatte, Oswald mit Begeisterung rief: „Thoms, da ist die schöne Frau!“

Wen konnte er damit gemeint haben? Brachte Beinlich des Jünglings plötzliches Vordrängen, als wenn er sich durch die Menge durcharbeiten wollte, mit dem gerade stattfindenden Aussteigen der Prinzeß und der Comtesse Bojerström in Verbindung, so konnte sein Ausruf niemand Anderem, als eben einer dieser beiden Damen gelten. — In welcher Beziehung stand, wenn es so war, dieser Jüngling zu so hohen Damen?

Das blieb Beinlich unerklärlich und er freute sich, daß er auf den Gedanken gekommen sei, sich mit ihm und Thoms, in dem er augenblicklich einen dienstbaren Geist der dritten oder vierten Position erkannt hatte, arretiren zu lassen; es gab kein besseres und schnelleres Mittel, sich über sie in Kenntniß zu setzen.

Der einfache, graue Rock, bis an den Hals zugeknöpft, den Beinlich trug; das Schlichte, rein Bürger-

liche in seinem Aeußeren, ließ die Polizisten nicht auf den Gedanken kommen, daß sie es mit einem Manne zu thun hatten, welcher in seiner Mitverhaftung nur ein Mittel zu seinem Zwecke fand, und dem es nicht schwer werden konnte, sich schnell aus dieser Haft zu befreien. Jedenfalls hatte man ihn, als zu dem Jüngling und Thoms gehörend, angesehen.

„Wofür man uns hält?“ sagte er jetzt, sich aufrichtend; „für Verbrecher, die sich gegen die Obrigkeit thätlich vergangen haben.“ —

Dieser Erklärung folgte eine kurze Pause.

„Gegen die Obrigkeit?“ entgegnete Oswald; „ich habe keine gesehen. Meinen Sie vielleicht damit die Leute mit den übergehängten Säbeln, den großen Hüten und den farbigen Krägen und Aufschlägen?“

„Dieselben,“ bejahte Beinlich; „Sie scheinen noch nicht lange in der Stadt zu sein?“

„Nein,“ antwortete Oswald, „wenige Wochen erst. Hat aber diese Obrigkeit ein Recht, mir, weil ich sie nicht kenne, die Mütze vom Kopfe zu schlagen?“

„Nein,“ entgegnete Beinlich fast lächelnd.

„Nun, siehst Du, Thoms, ich war im Recht!“ rief Oswald; „oh, mich anzutasten, hat Niemand ein Recht, und — wofür hätte ich Arme?“

„Junger Mann,“ sagte Beinlich nach einer kurzen Pause, „rechnen Sie es als einen Glücksfall, daß ich für jetzt Ihr Schicksal theile.“

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete der Jüngling.

„Ich auch nicht," brummte Thoms nach; „dies jämmerliche Loch hier ist gewiß kein Glück."

„Nein, aber hören Sie: daß ich hier bin, ist nur die Folge eines Mißverständnisses; ich wehrte mich allerdings, wie Sie, gegen die Polizisten, allein nur, weil sie in blinder Wuth auf mich mit einschlugen, da ich neben Ihnen stand. Meine Haft kann höchstens einige Stunden dauern, ich werde dem Präsident meine Karte zuschicken und man wird mich frei lassen."

„Uns nicht?" rief Oswald.

Thoms knurrte.

„Nein," fuhr Beinlich fort zu sprechen, „Sie gewiß nicht."

Der Jüngling ließ den Blick an den schmutzigen Wänden hinstreichen. „Hier will man uns festhalten? in dieser stinkenden, unreinlichen Kammer, oder was es sein soll?" fragte er; „nein, das ist nicht möglich!"

„Es ist möglich," redete Beinlich, „Sie lernen hier eine Schattenseite der Gesellschaft kennen; ich hörte Sie vorhin das Leben in der großen, glänzenden Stadt loben; Sie haben blos den Tag gesehen und das" — Beinlich deutete den Raum an, in dem sie sich befanden — „ist nur der Anfang der Nacht."

„Bei uns in der Haide würde man kein Vieh in solch' ein schmutziges Loch sperren," sprach Oswald.

„Hier Menschen," sagte Beinlich trocken; „Menschen sind auch wohlfeiler, wie Vieh, Sie werden das später erst in Erfahrung bringen."

„Wie?" rief Oswald angeregt und durch die trockne, bestimmte Sprache Beinlichs unangenehm überrascht, „in dieser schönen Stadt wäre —"

„Das Elend zu Hause," fiel ihm Beinlich in's Wort; „ja gewiß, es ist so. Es giebt hier Hunderte, die alle Die beneiden, welche in noch traurigeren und ekelhafteren Orten wohnen, wie dieser ist — doch lassen wir das. Ich kann Ihnen nützlich sein und ich werde es auch sein, denn ich werde bezeugen, daß man Sie durch Rohheit zu einer Handlung verleitet hat, die sonst in der Regel hart gestraft wird. Ich nehme Antheil an Ihnen, junger Mann; Sie sprachen, wenn ich nicht irre, von Ihrem Vater; es müßte schmerzlich für ihn sein, wenn er nicht wüßte, wo Sie wären."

„Gewiß," sagte Oswald mit Herzlichkeit, „ich möchte ihm keine böse Stunde machen; er liebt mich so sehr und ist so furchtsam, so ängstlich, daß er vor Kummer vergehen würde, käm' ich und Thoms nicht zu Hause."

„Um desto mehr sehe ich es als Pflicht an, ihn zu beruhigen über Ihr Ausbleiben, wenn man Sie, was ich leider fürchte, für diese Nacht hier festhält."

„Hagel und Wetter!" rief Thoms; „eine ganze Nacht hier? — Oh, bei Jena —"

„Ruhig, Thoms," sagte der Jüngling, „wenn es so ist, müssen wir uns drein ergeben, das wird uns nicht umbringen, obgleich ich lieber unter unsern großen Haidebäumen übernachtete. Aber Sie scheinen mir ein guter Mann zu sein, weil Sie dem Vater Nachricht geben wollen, damit er sich nicht unnöthig kränkt."

Ueber Beinlichs blasses Gesicht flog ein zweifelhaftes Lächeln, die blaue Brille verdeckte jedoch den Ausdruck der Ironie. Oswald nahm keinen Anstand, ihm die Wohnung am Ende des povren Viertels zu beschreiben. Beinlich wußte ihn allmählig zu einer Schilderung der Zeit vor ihrer Ankunft in der Stadt zu bringen, und seine Aufmerksamkeit steigerte sich immer mehr, denn vor ihm entfaltete sich der Schauplatz eines außergewöhnlichen Geheimnisses, er traute seinen Ohren kaum, als er den Namen des verstorbenen Freiherrn Anselm von Thonradel nennen hörte.

Der scharfe Geist Beinlichs zog Schlüsse aus der warmen, lebendigen Schilderung des Jünglings, die er natürlich nicht aussprach, dafür aber desto fester in seine Ueberzeugung einprägte. Und sonderbar war es, dieser Mann, der die Menschen haßte, in dessen Antlitz nur der Hohn ein Lächeln hervorrief, der nur ein einziges Wesen außer sich, seinen Affen, liebte, schien eine wärmere Theilnahme an diesem, ihm so fremden Jüngling zu nehmen, als er es seit Jahren gegen einen Menschen gethan.

Der Abend dunkelte bereits mächtig herein, als ein Polizist aufschloß und ein anderer Wasser und Brot hereinbrachte.

„Ist der Herr Präsident noch zugegen?“ fragte Beinlich.

„O ja, aber nicht für Euch,“ sagte der Polizist grob.

„Nun, wir werden sehen,“ entgegnete der Vorige ruhig; „wenn Ihr ihm diese Karte zustellt, könnte es wohl kommen, daß er eine halbe Stunde Zeit hätte, um für mich zugegen zu sein.“

„Oho, das klingt hoch; — wer sind wir denn?“

„Notar Beinlich!“ las der Andere.

„Ich mache es Euch zur Pflicht, diese Karte in die Hände des Herrn Präsidenten zu geben,“ redete Beinlich ernst, „sowie er meinen Namen gelesen haben wird, erhaltet Ihr von ihm den Befehl, mich zu ihm zu führen.“

„Das wäre!“ lachte der Vorige, „nun, wir werden sehen, ob der Herr Präsident so vielen Respekt vor Euch hat, wie Ihr denkt.“

Die Thüre wurde wieder geschlossen; indeß, kaum war eine Viertelstunde vergangen, als man sie auch schon wieder öffnete.

„Herr Notar Beinlich wird ersucht, zum Herrn Präsident zu kommen!“ hieß es jetzt.

„Mein junger Freund,“ sagte Beinlich leise, „ich werde für Sie handeln; sollten Sie heute Abend noch

aus diesem elenden und traurigen Gefängniß geführt werden, so denken Sie, daß ich es war, der in Ihrem Interesse sprach; ich werde nicht eher ruhen, bis Sie dies Haus verlassen haben. Vor allen Dingen prägen Sie sich die Lehre ein: jeder Widerstand in diesem Hause verlängert die Zeit Ihres Aufenthaltes in demselben. Auf Wiedersehen in der Freiheit!"

Beinlich verließ das Polizeigefängniß und eine halbe Stunde später auch frei, das Haus.

Oswald und Thoms wurden in ein anderes Gemach geführt. Der nächste Weg des Notars ging nach der Wohnung des ehrwürdigen Magisters am Ende des armen Viertels.

Von dem bedeutenden Ereignisse an, welches wir schilderten und zwar in der einfachen Weise, welche fern alles Wortschmuckes sich für eine solche unbedeutende Begebenheit auch nur eignet, schürzt sich allmählig der Knoten unserer Geschichtserzählung.

In dem bisher von keinem größeren Ereignisse bewegten Dasein Oswalds war die Begegnung mit Beinlich eine außerordentliche Anregung zum Nachdenken; der Augenblick und die Lage der Dinge fesselten ihn, daß Beinlichs Worte besonderen Eindruck auf ihn machten. Eine Erkenntniß dämmerte in ihm auf, daß es

dunkle Schattenseiten in diesem glänzenden Leben der Stadt gäbe, Rechte, Verhältnisse, von denen er noch nichts gehört hatte.

Die Ruhe Beinlichs, die Furchtlosigkeit vor dem, was ihrer harrte, die Bestimmtheit, mit der er sprach und welche von einem festen, kräftigen Charakter zeugte, mußten auf ein Gemüth, das selbst energisch Alles ergriff, einen guten Eindruck machen, noch mehr aber die Erfüllung seines Wortes, vermöge dessen sie diesen schmutzigen Aufenthalt mit einem bessern vertauschen sollten. Dadurch hatte er den Jüngling zur Dankbarkeit verpflichtet; in einem edlen, unverdorbenen Herzen pflegt die geringste Wohlthat, die demselben in einer traurigen Lage erwiesen wird, ein Saame zu sein, der eine unter jeden Umständen sich treu bewährende Zuneigung zu dem Wohlthäter hervorruft; und kann es für einen Menschen, der nur an Freiheit gewöhnt ist, wohl einen größeren Beweis einer Theilnahme geben, als ihm die Last eines von ihm mit Ekel und Abscheu betrachteten Aufenthalts, in dem er eingesperrt ist, erleichtern zu helfen? Die schlechten Gefängnisse, welche auch den nur auf Verdacht Verhafteten zu Theil werden, diese ekelhaften, schändlichen Behältnisse, die den Menschen, der noch einen Funken Selbstachtung in sich trägt, mehr zu entwürdigen vermögen, als ihn zu einem Nachdenken über seine Schuld zu bringen, sind ein Krebsschaden, welchem leider zu wenig Aufmerksamkeit

gewidmet wird, trotz aller Vereine, die tagtäglich neu in's Leben treten, um dem sittlichen Verderben der Menschen entgegenzuarbeiten.

Wir wissen wohl, daß es dem wahren, eingefleischten Verbrecher gleich ist, in welches Gefängniß er gebracht wird, aber man denkt nicht daran, daß bei einem minder geistig Verdorbenen, das Aeußere seines Gefängnisses einen nicht zu vertilgenden Eindruck hinterläßt.

In das nämliche Gefängniß, welches die erste Wohnung eines auf einer bösen That ertappten Verbrechers zu sein pflegt, wandert auch der minder Schuldige, wie der Unschuldige, auf den man wegen zufällig zusammentreffender Umstände einen Verdacht geworfen hat. Der nämliche Schmutz, dieselben mephitischen Dünste, dieselben Entbehrungen aller Art, belasten alle Dreie; darum sind auch die Diener der Gerechtigkeit, der Sicherheit, vom Volke gehaßt, von den Besseren gemieden. Jeder trägt einen Abscheu gegen sie in seinem Gemüth; dies ist ein dunkler, Vielen ganz unbewußter Instinkt, der sich gewöhnlich bei Volksaufständen sehr bald an den Tag stellt. Warum? weil sie die Menschheit mit Füßen treten, das heißt, gefühllos für ihre Nebenmenschen erscheinen.

Sehet in den Polizeihäusern, in den Gerichtspalästen diese Kammern, die den einzigen Vorzug der Festigkeit besitzen und man schaudert, man wendet sich mit Abscheu weg; selbst mit den größten Verbrechern em-

pfindet man Mitleid, wenn man bedenkt, daß schon der Aufenthalt in diesen dumpfen, stinkenden Lokalen eine schwere Strafe ist.

Diese Arresthäuser sind auch in diesem Bezug gewöhnlich mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt, Jeder scheut sich, diese traurigen Wohnungen zu untersuchen — man schließt die Augen davor, man schweigt und vergißt, daß es ein Recht des Volkes ist, wenigstens gesunde, schmutzlose Aufbewahrungsorte für alle die, welche gegen die Gesellschaft sich vergangen haben, fordern zu können und überläßt dies aufgegebene Recht des ganzen Menschenverbandes den Behörden ohne sonderliche Controlle.

„Ei," sagt dann der Minderschuldige oder der im Verdacht stehende Gefangene zu sich, „man wirft mich in die nämliche Klasse mit dem Dieb, mit dem Frevler an fremdem Eigenthum, mit dem Landbeschädiger; bin ich denn nicht wenigstens um Etwas besser, als dieser?"

Diese Frage wird verneint, wenn er seine Umgebung betrachtet; sie stellt schonungslos den Besseren, vielleicht auch den ganz Schuldlosen, auf dieselbe Stufe, wie den anerkannt Schlechten, sie schwächt sein Ehrgefühl und erlangt er seine Freiheit, hat er nicht selten mit dem befangenen Urtheile Derer zu kämpfen, mit denen er in Berührung kommt.

Warum gibt es noch keine Vereine, deren Mitglieder es sich zur Pflicht machen, wöchentlich an unbe-

stimmten Tagen diese Höhlen des Jammers und der Unsauberkeit persönlich zu untersuchen?

Das wäre mehr werth, als Betstunde halten; aber freilich, man käme mit den betreffenden Behörden in Conflict, denn man müßte sprechen und dies . . .

. . . .

Beinlich hatte die Wohnung des Magisters aufgesucht; die große Entfernung vom Mittelpunkt der Stadt erschien dem scharfsinnigen Notar nicht als Zeichen der von Armuth bedingten Nothwendigkeit, sondern als eine von geheimen Rücksichten bedingte Erforderniß, sich so weit als möglich dem Conflict zu entziehen, welcher dann unumgänglich eintreten mußte, wenn der Magister das Innere der Stadt, oder wenigstens dessen angrenzende Nähe, zum Aufenthalt gewählt haben würde.

Beinlich, der die Fäden so mancher Geheimnisse des großen Babels in der Hand hielt, ohne daß es Jemand ahnte, fühlte, daß er jetzt auf der Spur eines größern Geheimnisses schritt, als er je erwarten durfte, in dessen Besitz zu gelangen.

Dieser ruhig und leidenschaftlos scheinende Mann war nie so gespannt gewesen, die Bekanntschaft eines Fremden, wie der Magister es ihm doch war, zu machen, als eben jetzt.

Die Gartenthüre, durch welche man schreiten mußte, um zwischen einem niedrigen Spalier, das den Raum des kleinen Gartens von der Passage, die in

das Haus führte, trennte, nach der Thüre des Letzteren zu gelangen, war offen; Valentin stand in derselben, er spähte nach Oswald.

„Wohnt hier der Herr Magister Ehrenhaupt?“ fragte Beinlich.

„Ja,“ war die Antwort, „Ehrwürden wohnen hier.“

„Ich danke,“ sagte Beinlich und wollte an ihm vorbei.

„Will der Herr mit seiner Ehrwürden sprechen?“

„Muß ich Ihnen das sagen?“ fragte Jener, „ist der Herr Magister vielleicht abwesend?“

„Das nicht, Ehrwürden sind da, aber es wäre besser, der Herr käme zu einer andern Stunde, jetzt wird es Ehrwürden höchst unlieb sein, Sie warten schon mehrere Stunden auf Ihren Sohn und ....“

„Nun,“ fiel ihm Beinlich ins Wort, „in diesem Falle ist mein Besuch rechtzeitig. Führen Sie mich zu Sr. Ehrwürden, ich komme nur allein in dieser Angelegenheit.“

„Herr, du meine Güte, da ist ein Unglück geschehen!“ rief Valentin.

„Nein,“ sagte Beinlich, „kein Unglück; aber führen Sie mich.“

Während Valentin dieser Mahnung Folge leistete und die Treppe hinauf voranschritt, hörte ihn Beinlich vor sich hinmurmeln:

„Da ist ein Unglück geschehen, Herr, du meine

Güte, das bringt Se. Ehrwürden um; der Oswald kommt nicht zu Hause, auch der Thoms nicht — ach, was wird das geben!"

Unter diesen Befürchtungen hatten sie das erste Geschoß erreicht. Valentin öffnete und nachdem Beinlich in das erste Zimmer eingetreten war, in dem eine kleine, sogenannte Gockellampe auf einem Tische brannte und die Gegenstände höchst kümmerlich beleuchtete, eigentlich in einem halben Duster ließ, klopfte Valentin an die Verbindungsthüre zum andern Zimmer, welches, wie wir schon erwähnt haben, fast ausschließlich nur von dem Magister bewohnt wurde, da dieser hier unter der ehrwürdigen Gesellschaft längst verstorbener Theologen haus'te.

„Ehrwürden!" rief Valentin halblaut — „Ehrwürden!"

„Kommt Thoms endlich mit dem Kinde?" hörte Beinlich von innen fragen.

„Ach nein, Ehrwürden," antwortete Valentin, „es ist jemand Anders dafür gekommen und bringt Nachricht von . . ."

Diese Antwort Valentins wurde durch ein angstvolles „vaeh! misere!" von innen unterbrochen, Beinlich hörte gleich darauf Schritte sich der Thüre nahen und Valentin öffnete diese. Der Magister, die Lampe mit dem grünen, veralteten und unscheinbar gewordenen Papierschirm in der Hand, erschien auf der Schwelle.

„Valentin," sagte er mit bebender Stimme, in der der höchste Ausdruck der Angst lag, „wer ist da? wer? — mein Gott! wie viel Uhr ist es denn, Valentin? das Kind! das Kind! Wer ist denn da, Valentin?"

„Aengstigen Sie sich nicht, mein lieber Herr," redete Beinlich, jetzt vortretend, „fürchten Sie kein Unglück, wenn auch ein Ihnen ganz Fremder, statt Ihres Sohnes, erscheint."

Diese Anrede verblüffte den ehrwürdigen Geistlichen; Beinlich sah die Verlegenheit, die Ungewißheit in seinen Zügen, er wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte. Valentin hatte ihm die Lampe abgenommen und den Deckel zurückgeklappt, das volle Licht fiel nun auf alle Gegenstände — die blauen Brillengläser Beinlichs funkelten, dieser Anblick war dem Magister fremd, er überraschte ihn.

Nach einer Pause, in der Beinlich ihn ebenfalls gemustert, redete er weiter und erzählte von Oswald und Thoms und deren Aufenthalt.

Der Magister erbleichte und sank auf einen Stuhl; er war gänzlich unfähig, zu sprechen, seinem außerordentlichen Schreck Luft zu machen. Erst nach einer Weile stellte sich diese Fähigkeit wieder ein.

„Mein Himmel! . . . das Kind! . . . das Kind! . . . in einem Gefängnisse! . . . ach, wie soll ich da helfen? . . . das Kind in einem Gefängnisse! . . . was

kann ich da thun, um es zu retten? . . . ich weiß es nicht . . . ach, das unglückliche Kind!“

So komisch es auch klang, daß der Magister den kräftigen, lebensmuthigen Jüngling ein Kind nannte, so wurde doch jeder Anstrich des Lächerlichen durch die häufig über die gefurchten Wangen des alten Mannes rollenden Thränen zurückgedrängt.

„Euer Ehrwürden,“ nahm Beinlich das Wort, „es ist nicht möglich, daß Sie heute Ihren Sohn hier bei sich sehen; ich habe schon gethan, was zu thun war, daß er ein anständigeres Arrestlokal erhielt — mehr ließ sich für heute nicht durchsetzen. Seien Sie aber versichert, daß ich morgen mit dem Frühesten schon für sein Interesse, das heißt für seine Freigebung, handeln werde. Betrachten Sie als ein Glück, daß mich, der ich ein bekannter Advokat hier bin, der Zufall mit in die Angelegenheit Ihres Sohnes, der, so wie ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, gänzlich ohne Kenntnisse der hiesigen Verhältnisse ist, verwickelt hat — ich erbiete mich, die Sache Ihres Sohnes zu führen und glaube Ihnen mit Gewißheit versprechen zu können, daß Sie ihn morgen bei sich sehen werden.“

„Ach, mein Herr,“ sagte der Magister von seiner eigenen Angst zu einem gewissen Muth getrieben, „Sie sind ein Gottgesandter, Sie wollen sich des armen Kindes annehmen — der Herr vergelte es Ihnen. Denken Sie doch nur, welch ein unwürdiger Aufenthalt ein

Gefängniß für einen ....“ der Magister schien über seine eigene Rede zu erschrecken, er hielt ein und sagte in der größten Verwirrung:

„Das Kind ist noch nie in einem Gefängnisse gewesen!“

„Ich glaube das,“ antwortete Beinlich, ein Lächeln verbergend, „der junge Mann ist so sehr an die Freiheit, an ein gewisses Herrenrecht gewöhnt, daß es sich leicht voraussetzen läßt, daß noch Niemand ihm eine auch nur geringe Beschränkung seines Willens aufgelegt hat.“

„Er ist auf dem Lande erzogen,“ bejahte der Magister; „es ist möglich, daß ihm zu viel Willen gelassen worden ist ... mein Himmel, er ist noch so jung, so lebhaft dabei ... wir hatten auch da gar kein Gefängniß, wo wir wohnten.“

„Nun, ängstigen sich Euer Ehrwürden nicht,“ sprach Beinlich, „die Angst mindert einen Unfall nicht, sie macht ihn noch schlimmer. Ich interessire mich für Ihren Sohn, wie ich mich für alle die interessire, welche, wie er, gleichsam aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in das Gewirr der Lebensverhältnisse einer solchen Stadt, wie die hiesige ist, geschleudert werden. Auch ich habe einen Sohn gehabt, der in diesem Chaos von Leidenschaften, Verirrungen und Verlockungen untergegangen ist.“

„Untergegangen?“ rief der Magister erschrocken.

„Ja, untergegangen,“ bejahte Beinlich, „die Welt hat mir meinen Sohn geraubt!“

Eine Pause folgte; Beinlichs Gesicht war auf die Brust niedergeneigt, der Ton seiner Stimme ein schmerzlicher gewesen. Daß diese Erinnerung, welche den Notar hart zu berühren schien und ihn sichtlich niederbeugte, bei dem Magister einen Anklang von Mitgefühl, von Theilnahme, Vertrauen, überhaupt jene Sympathie erwecken mußte, welche sich schnell bei Allen denen einfindet, welche ein gleiches Schicksal oder auch nur ein ähnliches haben oder befürchten, war natürlich. Und hatte er, der selbst das Leben und seine mannichfachen Verhältnisse und wunderbare Verschlingungen der Wege nicht kannte, dessen Herz furchtsam der Zukunft Oswalds entgegensah, nicht ein ähnliches Schicksal für den Jüngling zu befürchten?

Der Gedanke allein war schon hinreichend, den ehrwürdigen Geistlichen in die allergrößte Angst zu versetzen, diese Empfindung, die eine Aehnlichkeit mit einer beginnenden Verzweiflung hatte, machte ihn gewissermaaßen muthig. Er trat dem Notar einen Schritt näher und sagte mit tiefem Gefühl:

„Ach, wenn auch das Kind untergehen sollte! mein Gott! mein Gott! — Mein Herr, wir kennen uns nicht; aber ich glaube, Sie haben ein gutes Herz — rathen Sie mir, helfen Sie mir — ich bin hier ganz fremd — es mag sein, daß ich hier gar nicht am Platze

bin, ich kenne das Leben hier gar nicht. Wenn das Kind untergehen sollte!“

Dieser Gedanke erschütterte den ehrwürdigen Mann so heftig, daß er die Schranke des Fremdseins zwischen sich und dem Notar gänzlich vergaß und dessen Hand ergriff.

„Ich beschwöre Sie, mein Herr, stehen Sie mir bei, sagen Sie mir, was ich mit dem Kinde beginnen soll?“

„. . . ich weiß es nicht! — Das ist eine zu ernste Angelegenheit, Ehrwürden, um sie gleich durch einen Entschluß beseitigen zu können,“ antwortete Beinlich; „so wie ich Ihren Sohn kennen gelernt habe, würde er sich nicht leicht in einen Zwang fügen und wenn er es auch aus Gehorsam für Sie thäte, so dürfte doch eben dieser Gehorsam nur zu leicht die Quelle seines Unglücks werden — ich glaube, er muß erst das Leben kennen lernen, um sich für irgend eine Laufbahn entscheiden zu können. Lassen Sie uns jetzt nicht davon sprechen, denken wir nur an seine nächste Zukunft; erwarten Sie mich morgen früh in der neunten Stunde, ich hole Sie in einem Wagen zum Herrn polizeipräsidenten ab — es ist nothwendig, daß Sie die Gefangenen legitimiren, ohne erst von polizeiwegen dazu aufgefordert zu werden. Wir müssen diesen erschwerenden Umständen zuvorkommen. Verlassen Sie sich auf mich, Ehrwürden, ich halte mein Wort, denn wie gesagt, ich interessire mich für den Jüngling und das ist eine Seltenheit bei mir —

es sind lange Jahre her, daß ich die Menschen verabscheue um ihrer Schlechtigkeit willen."

In diesem Tone lag eine Wahrheit, die auch der Magister herausfühlte, obwohl er keine Kenntnisse über Lüge und Wahrheit im Munde der Menschen besaß.

Beinlich verließ ihn. Der Abend dieses Tages war für den ehrwürdigen Geistlichen ein sehr kummervoller und trauriger.

Die Abwesenheit Oswalds und Thoms, an Beide durch eine lange Reihe von Jahren gewöhnt, an den Ersteren mit wahrhafter Vaterliebe hängend und wie eine Gluckhenne mit steter Angst für ihr Küchlein, so für ihn fürchtend, war für den alten Mann neu und deshalb um so drückender, als alles Neue einen störenden Eindruck auf sein zaghaftes Gemüth machte. Der einzige Lichtpunkt in diesem Gewirr von Entmuthigung, Angst und quälenden Bildern blieb die Erinnerung an Beinlich.

Er hatte diesen Mann nie gesehen und dieser hatte ihm seinen Beistand angeboten — an dieser Erinnerung hielt er deshalb fest, wie ein Verzweifelnder am letzten Trost. Die Nacht blieb schlaflos für ihn.

Wie wäre es auch möglich gewesen mit solchem Kummer sich dem Schlummer hinzugeben; das frühe Morgengrau sah ihn schon wieder munter, — ach, er zählte die Stunden bis neun Uhr, wo der Notar ihn abzuholen versprochen hatte.

Auf diesen Letzteren hatte die Begegnung mit Oswald und die Bekanntschaft mit dessen ehrwürdigem Vater eine ebenfalls außerordentliche Wirkung hervorgebracht, wenigstens außerordentlich bei einem Manne, der eine Tendenz seinem Lebenswege vorgezeichnet hatte, welche nur auf das Verderben der Menschen abzielte. Seinem scharfen Blicke war es nicht entgangen, daß er heute bereits eine Herrschaft über den Magister erworben, die sich nicht nur auf morgen und übermorgen sondern auf eine lange Zeit erstrecken werde.

Einem zaghaften Gemüthe imponirt die Kraft, das Energische, es schlingt sich diesem an, es wird willenlos bei einer vorsichtigen Behandlung.

Anders war der Jüngling; seine feurige Seele liebte die Entschlossenheit und war dankbar — es ist nichts schwerer, als einen jungen Menschen an sich zu fesseln, wenn kein Motiv vorhanden ist, welches denselben zur Bewunderung oder zur Dankbarkeit leitet. Beinlich rechnete darauf, daß er einen günstigen Eindruck auf Oswalds Gemüth bewirkt habe und er täuschte sich nicht.

„Er muß mein Geschöpf werden,“ sagte der Notar auf dem Wege nach der Stadt zu sich, „ich will diesen jungen Feuergeist, der noch nicht von dem Nebel der Leidenschaften getrübt ist, der rein und makellos, wie am Tage seiner Geburt, in's Leben tritt, führen und leiten zum Verderben Derer, die an der Menschheit

sündigen, die das Ebenbild Gottes zum Fußschemel ihrer Launen machen, zum Thiere, das den beladenen Erntewagen unter Schweiß und Anstrengung in die Scheuer zieht, ohne mehr als sein kärglich Futter davon zu haben. Menschen gegen Menschen, Unterdrückte gegen Tyrannen — eine Hetze auf Tod und Leben.

Ein fast lautes Gelächter entflog unwillkürlich dem Munde des Notars; es war der Jubel seines Herzens, seiner Seele, einen Feuerbrand zwischen die Schranken tausendjähriger Rechte und Ordnungen werfen zu können — der Gedanke begeisterte ihn — er haßte ja die Menschen, jeder Tropfen seines Blutes war von diesem Haß vergiftet.

Oswald war ausgeschlossen von diesem Hasse, er gehörte ja nicht unter die Menschen, welche der Notar verfolgte und ihnen alles Böse anthat; er war ein Unwissender, ein noch nicht von niedrigen Leidenschaften Vergifteter. Ihn in die Welt einzuführen, die Menschen ihm in jenem Lichte zu zeigen, welches geeignet war, Haß in seiner Seele gegen sie zu erregen. Diese Idee war zu schön, Beinlich hielt sie fest; aus Haß liebte er den Jüngling, in ihm wollte er sich einen Genossen erringen, einen Menschenverderber.

Es war schon fast in der achten Abendstunde, als in einem an eine der Vorstädte grenzenden Hause von

alter, schwerfälliger Bauart, dessen Aeußeres bei Tage düster aussah, wie ein Gefängniß, eine Gesellschaft von Leuten verschiedenen Standes sich versammelte.

Düster, wie das Haus von Außen, sah es in demselben aus; die Wände von dunkelgrauem Sandstein boten einen trüben, drückenden Anblick, es war nichts Gefälliges, nichts Augerquickendes zu erblicken, wo man auch hinsah; die tiefe Stille, welche hier das Regiment führte, als sei jeder Lebenslaut verpönt, wirkte unheimlich ein. Auf der gewundenen, aber breiten Wendeltreppe brannte eine Hängelampe und beleuchtete die Gestalten Derer, die hier lautlos wie Gespenster, in Mäntel eingehüllt, hinaufstiegen.

Wir begleiten diese Schweigsamen in einen kleinen Saal, mit dunklen Tapeten ausgeschlagen, in dem schon eine ziemliche Anzahl Leute sich versammelt hatte.

Die Fenster dieses Saales gingen in den Hof des Gebäudes heraus, mithin keinem neugierigen Blick irgend eine Einsicht gestattend, wie dies wohl der Fall gewesen sein würde, wenn sie der Straße, oder der jenseitigen Häuserreihe zugewendet gewesen wären. Der Raum war durch einen Kronleuchter erhellt; im Hintergrund, der Eingangsthüre schief gegenüber, befand sich ein mit einer schwarzen Decke überhangener, mäßig großer Tisch, auf dem zwei brennende Lichter standen, zwischen ihnen ein Crucifix und ein auf einem kleinen Pulte aufgeschlagenes Buch.

Der Saal war zur kirchlichen Benutzung eingerichtet. Dem erwähnten Altar gegenüber, hinter dem ein Sessel stand, war ein Positiv aufgestellt, um den Gesang der hier Versammelten zu leiten. Tische und Stühle für die Anwesenden befanden sich in großer Anzahl da.

Die Stille, welche im Hause selbst herrschte, war auch hier heimisch. Kaum schienen es diese Leute zu wagen, mit einander zu flüstern.

Eine halbe Stunde war so fast verflossen, als die Eingangsthüre sich plötzlich weit öffnete und ein Geistlicher, lutherischer Confession, die Hände andächtig über der Brust gefaltet, den Blick zu Boden gesenkt, herein dem Altar zuschritt, sechs oder acht Personen folgten demselben und begaben sich schweigend an ihre Plätze, die sie bei diesen frommen Abendversammlungen gewöhnlich einzunehmen pflegten.

In einem fast winselnden Tone eröffnete der Geistliche die Andacht und dann folgte eins jener alten Kirchlieder, welche einen wahren Aufwand von obscönen Bildern und niederträchtiger Verwerfung alles menschlichen Verstandes in sich fassen, Lieder, die eher einer Zote, als einem Ausdruck erhabenen Gefühls des Bewußtseins eines liebenden, fern aller schmutzigen Leidenschaften waltenden Gottes glichen.

Wir sind nicht Willens, in die Details dieser Abendandacht einzugehen, weil es für denkende Menschen,

deren Geist frei genug ist, um sich über den Sumpf des Mysticismus zu erheben, nur eine Erweckung einer traurigen Empfindung sein müßte, zu wissen, daß es leider in der Dummheit Verblendete hinreichend giebt, die sich an Unsinn erbauen.

Es war dies eine jener Muckerversammlungen, welche unter dem Namen die „Frommen" stillschweigend geduldet werden, indem ihr Treiben und ihre Lehren ganz besonders tauglich sind, die Menschen zu verdummen und in Geistesmündigkeit zu erhalten. Sie betrachten den ewigen Schöpfer wie einen mit Orden verzierten Geheimerath und sind Knechte des Buchstabens, der allmälig den Geist tödtet.

Es erfolgten Rechenschaftsberichte über Missionairgeschäfte, salbungsvolle, mit mystischen Bildern durchwebte Reden über die Unchristlichkeit der Gegenwart, einige andere der schon erwähnten Kirchenlieder und der Prophet vom Lamme, welcher, in einem Anflug von poetischem Schwung, die Glieder dieser würdigen Versammlung „Locken des unschuldigen Lammes" nannte, entließ sie dann mit einem Segensspruch und der Mahnung, Alles aufzubieten, um der verirrten Schafe so viele als möglich zu der Heerde des Herrn zu sammeln.

Die kleine Gemeinde ging so still, wie sie gekommen war, von dannen und nur einige der Personen, welche mit dem Diaconus in den Saal getreten waren, blieben zurück und begaben sich dann in ein wohlgeheiz=

tes, großes und mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehenes Zimmer.

Diese kleine Gesellschaft bestand aus drei Damen und zwei Herren außer dem Diaconus und Jedes nahm nach seinem Belieben Platz.

Die ältere Dame, eine Frau in die Funfzig, ließ sich auf's Sopha nieder und der Diaconus nahm neben ihr Platz; sie sprachen leise mit einander.

Die beiden anderen Damen waren jung, der Zwang der Frömmigkeit schien besonders der einen sehr lästig zu werden; dies war ein hübsches, junges Mädchen von vielleicht siebzehn Jahren, eine Blondine mit einem heitern, ausdrucksvollen Gesichtchen, das nicht zu ernsten Bußandachten paßte, aus deren Blick Lebenslust strahlte.

Die Mädchen, in eben so dunkele Farben gekleidet, und sehr demüthig die Augen zu Boden gesenkt, präsentirten Thee herum.

Ein lautes Gekicher berührte das Ohr der ältern Dame, sie wendete den Blick nach der Blondine.

„Eva! was ist das?“ fragte sie, mit einem unnatürlich gezogenen, schleppenden Tone, „Du eitles Weltkind — was soll das Lachen? es ist nicht nur unartig, in Gegenwart eines so frommen Herrn, sondern auch im höchsten Grade unchristlich.“

„Das ist die Verführung des Bösen, der sich in das Fleisch eingewurzelt hat,“ sprach der Diaconus mit derselben dünnen, winselnden Stimme, welche seinen

Vortrag in der Versammlung so widrig machte, „haben Sie Nachsicht, fromme Schwester, mit der Jugend Eva's — wenn sie das Glück gehabt haben wird, ein Jahr in diesem gottseligen Hause zu leben, wird die Weltlust von ihr gewichen sein."

„Aber ich bin des Herrn Werkzeug, dies in Unwissenheit und Sünde erzogene Wesen zum Himmel zu führen," sagte die Frau sehr ernst; „Nachsicht könnte hier zum ewigen Verderben führen."

„Aber Milde ist so göttlich," entgegnete der Diaconus; „wenn erst die wahre Taufe des Geistes über Eva gekommen sein wird, dann wird selbst die in jedem Fleische wohnende Sünde eine Stufe zum Himmel werden, weil sie nur als ein uns aus der ewigen Gnade geschenkter Anlaß zu einer innigeren Buße und Bekehrung in uns wirkt."

Ohne auf ihn zu hören, rief die Vorige Eva zu sich.

„Warum hast Du gelacht, Eva?" fragte sie.

Die Blondine stand vor ihr; in dem grauen Kleide, das bis herauf an den Hals geschlossen, glich sie einer jungen Novize, der man zum ersten Mal das düstere Ordensgewand angelegt.

Das Mädchen war schön, die Jugend glühte auf ihren Wangen, das blonde Haar, glatt, gescheitelt, glich einer feinen, glänzenden Gardine, welche die offene, freie Stirne halb verhüllte — sie hielt die Augen nie-

dergeschlagen, als sie vor der älteren Frau stand, — es war, obwohl die Demuth dieser lieblichen Blondine ungemein wohl ließ, doch ein betrübender Anblick, dieses Mädchen, vom Schöpfer offenbar zu Lust und Freude bestimmt, in einer so unnatürlichen Sclaverei zu sehen.

Der Diaconus, ein Mann in die Vierzig, mit einem immer, frommen Blicke und einer zur Schau getragenen Ergebung und Leidenschaftslosigkeit, blinzelte zwischen den halbgeschlossenen Augen nach dem reizenden Antlitz Eva's; er hatte die Hände gefaltet, als versenke er sich in alle Tiefen der Gottseligkeit.

„Therese ersuchte Herrn Steglich, das letzte Lied, welches wir in der Versammlung gesungen haben, ihr auf Noten zu setzen,“ antwortete Eva.

„Und deshalb lachst Du — deshalb?“

Eva schwieg.

„Welch' eine Ursache lag in dieser christlich-frommen Bitte Theresens, die Dich zu einer so unwürdigen Frivolität verleitete?“ forschte die Vorige streng.

„Ich hielt es für Scherz von Theresen, denn das Lied war so abgeschmackt,“ antwortete Eva.

Die ältere Frau stieß einen Laut des Schreckens aus und sank zurück an die Lehne des Sophas, der Diaconus blieb, wie es schien — eine Pause folgte.

Endlich hatte sich die Erstere erholt.

„Nun, was sagen Sie zu dieser Gottlosigkeit?“ fragte sie den Diaconus.

„Sie haben Recht; die schlechte, leichtfertige Erziehung,“ antwortete dieser, „aber seien Sie nachsichtig, gnädige Frau.“

Diese warf ihm einen scharfen Blick zu.

„Sie werden es gleich sehen,“ sagte sie; „Therese! komm her! Herr Steglich, ich bitte, auch Sie.“

Therese trat näher. Ein häßlicher, schadenfroher Blick flog aus Theresens Augen auf Eva.

„Sie wünschen, Mama?“ fragte sie.

Die sehr erzürnte Gnädige machte eine etwas heftige Bewegung, um Theresen Schweigen anzudeuten und wendete sich dann zu Eva.

„Du findest das, was Andere erbaut und von ihnen als heilig betrachtet wird, für abgeschmackt,“ sagte sie, „ich finde Dich als gottlos, unchristlich. Nieder auf die Kniee, Du vom bösen Feind des Unglaubens besessenes Wesen und bitte Therese um Vergebung für Deine Frivolität!“

Eva, dies heitre, lebenslustige Kind, regte sich nicht, nur ein tiefes Dunkelroth auf ihren Wangen sprach die innere Bewegung aus, den Zorn, sich hier bis zur Entwürdigung gedemüthigt zu sehen.

„Wie?“ rief die Gnädige, „Du setzest mir Widerstand entgegen? Widerstand?“

Der Diaconus erhob sich jetzt aus dem Sopha.

„Lassen Sie mich machen, meine geliebte Freundin in dem Herrn — Sie sind etwas zu heftig, zu

streng. Lasset die Kindlein zu mir kommen — o erinnern Sie sich an diese Milde — die Kindlein sind nicht von Natur böse, nur durch eine falsche Erziehung irregeleitet; durch Milde und Güte bezwingen wir das Böse in der Kindlein Gemüth."

Nach diesen Worten wendete sich der sehr fromme Herr zu Eva und sprach in einem süßlichen Tone, der wo möglich noch widerwärtiger, als sein salbungsvoller war:

„Meine Tochter, willst Du halsstarrig dem Befehl der gnädigen und gütigen Tante widerstreben? Die Sünde ist nur ein wohlthätiges Erinnerungsmittel zur Tugend, also kniee, mein Tochter, leiste Abbitte — thue Buße — die Reue ist so schön und die Buße so lieblich."

Er ergriff ihre Hand, um sie bei dieser Buße zu unterstützen.

Eva, welche bis jetzt im Schweigen verharrt, ward plötzlich lebendig; sie trat schnell einen Schritt zurück und ihm ihre Hand entreißend, sagte sie:

„Rühren Sie mich nicht an, Sie sind ein Scheinheiliger!"

Der Zusammensturz der Zimmerdecke hätte vielleicht weniger Schreck erregt, als eben diese Bezeichnung, welche Eva so frank und frei ausgesprochen; Eva, die man als ein von der Gnade des Himmels eben nicht sehr bedachtes Wesen anzusehen gewöhnt war — diese

Empörung des jungen Mädchens gegen einen unnatürlichen Zwang, gegen eine erheuchelte Frömmigkeit hatte man nicht vermuthet. Es erfolgte eine Pause, in der Jeder der Betheiligten seine Empfindungen auf die seinem Charakter eigenthümliche Weise ausdrückte.

Der Diaconus schien die Rolle der seligen Ehehälfte Loths übernommen zu haben; Therese, die Tochter der Gnädigen, hielt sich, entsetzt über das Ungeheure, an dem Arm des Herrn Steglich an; der Dritte dieser saubern Clique, ein kleines, untersetztes Männlein, welches vor lauter Bußübungen kaum über seinen Bauch hinwegsehen konnte und bis jetzt in einem dicken Folianten geblättert hatte, schien es nur der festen Lehne seines Stuhles und dessen stammhaften Füßen zu verdanken zu haben, daß er nicht das Loos des jüdischen Hohenpriesters Heli theilte, welcher, bei der Nachricht von dem Tode seiner gottlosen Söhne, mit dem Stuhle, auf dem er saß, kopfüber stülpte und das Genick brach — die Gnädige war blaß geworden, das Blut in ihren Wangen schien erstorben; aber sie fühlte, daß sie sprechen müsse, als Frau vom Hause. Sie erhob sich, es mußte nun zu einem éclat kommen.

„Habe ich wirklich in thörichter Barmherzigkeit ein Geschöpf in mein Haus aufgenommen, welches so verwahrlos't ist, daß es die Personen, denen man nur mit der größten Achtung begegnen darf, da sie in Besitz der göttlichen Gnade sind und ihre Frömmigkeit als ein

wunderbares Beispiel unter den Gottlosen der Zeit ist, verachtet, beleidigt und beschimpft?" fragte sie in strengem Tone; „Du wirst Buße thun, wie Jonas im Bauche des Wallfisches; ich will die Gottlosigkeit in Dir ausrotten, damit ich nicht verliere in der Gnade des Herrn. Du wirst Dich auf Dein Zimmer begeben und fasten; Du wirst es nicht verlassen, bis ich weiß, daß Du gebessert hervorgehst. Fort jetzt — keine Widerrede, Du unchristliches Wesen; zwinge mich nicht zu größerer Strenge."

Und der Diaconus die gefalteten Hände fast bis über Kopfhöhe emporhebend, rief in einem fast kläglichen Tone:

„Herr, verzeihe der Unwissenden, sie weiß nicht, was sie thut!"

Eva nahm indeß von dieser frommen Acclamation keine Notiz, sie verachtete den Pharisäer zu sehr, um auf ihn nur zu hören; ihr offener Charakter war jeder Heuchelei fremd und obwohl sie wußte, daß sie sich selber böse Tage schaffe, so schien ihr doch die Gelegenheit erwünscht, sich einmal ganz auszusprechen, wie sie dachte und fühlte; es ekelte sie an, stumm zu bleiben, wo sie verabscheute.

„Gnädige Tante," sagte sie, „da ich in Ihrem Hause bin, muß ich mir freilich Vieles gefallen lassen, — Sie behandeln mich unwürdig, Sie lassen mich fühlen, daß ich eine arme Waise bin, die keine Stütze

mehr hat und nur aus Gnaden von Ihnen aufgenommen worden ist. Ach, lassen Sie mich fort, lassen Sie mich mein Fortkommen selber suchen; ich bin jung, ich bin nicht hochmüthig, ich will dienen um's Brot, gewiß, ich werde nicht verhungern."

„Wirklich?" rief die Gnädige; „nun, ein schöner Entschluß; also, meine Nichte will eine Magd werden?"

„Bin ich es nicht hier?" rief Eva; „o mein Gott, Sie erniedrigen mich noch mehr, als ein Brotherr thun könnte; Sie wollen mich zwingen, meinen Verstand aufzugeben, Sie wollen mich zu einer Heuchelei" — sie konnte nicht aussprechen, die Gnädige schien rasend werden zu wollen, der Diaconus schloß sie in seine Arme und hielt sie so zurück.

„Es müssen Aergernisse kommen, es müssen, meine theure Freundin in dem Herrn!" rief er; „fassen Sie sich, denken Sie an den Erlöser zurück, welchen Spott, welche Lästerungen er von seinen Feinden getragen!"

„Bringen Sie dies unwürdige und undankbare Geschöpf aus meinen Augen!" stöhnte die Gnädige außer sich.

„Denken Sie an die Leiden des unschuldigen Lammes!" redete der Diaconus sehr salbungsvoll und wendete sich dann zu Eva:

„Gehe auf Dein Zimmer, verblendetes Kind, das

die Heiligen des Herrn kränkt mit Spott und Lüge — gehe, sage ich Dir, fahre aus!“

Eva blieb einige Augenblicke noch stehen, dann, ohne den frommen Mann eines Blickes zu würdigen, verließ sie schweigend das Gemach.

Es folgte eine Pause, die der Diaconus mit den Worten aufhob:

„Der unreine Geist ist hinweg, die Frommen des Herrn sind geborgen vor seinen Angriffen!“

„Ihre Herzensgüte, Mama, bestraft sich selber,“ sagte Therese; „erinnern Sie sich, ich habe Sie gewarnt, Eva in's Haus zu nehmen, nach dem Tode ihres Vaters; sie gefiel mir nicht, dies freie Wesen ist unsittlich; Sie aber glaubten, sie bessern zu können; nun, ich zweifle daran, wer nach einem halben Jahre noch verstockt bleibt, der zeigt wenig Hoffnung zur Besserung.“

„Ja, es ist ein sehr unchristliches Geschöpf!“ fügte der kleine, untersetzte Mann hinzu; „ich habe es öfter bemerkt, wie sie in unsern Hausandachten gottlos gelacht hat über die Lieder, aber ich schwieg, um Sie, meine gnädige, gottselige Freundin, nicht zu kränken.“

„Solch ein Schweigen ist Sünde, Herr Schuldirector, schwere Sünde!“ rief der Diaconus; „eine Entwürdigung des Heiligen, — o hätten Sie doch früher gesprochen!“

Der Schuldirector schlug den Blick zur Erde und

antwortete nicht darauf, er schien zerknirscht, wie die Gnädige indignirt.

Es ist nothwendig, dem Leser eine kleine Schilderung dieser frommen Gesellschaft vorzuführen. Frau von Kauritz, die Mutter Theresens, hatte bis jetzt die Carrière aller jener Weiber durchgemacht, die in ihrer Jugend die Welt lieben und in spätern Jahren, wenn ihre Reize verblüht sind, Betschwestern werden. Frau von Kauritz gehörte zu jenen Charakteren, welche Alles mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit ergreifen, energisch sind und nicht so leicht ihre Entschlüsse aufgeben. Diese Frau, die einst in der großen Welt, ihrer galanten Abenteuer willen, sich einen Namen errungen, lebte jetzt nicht mehr der Welt, das heißt, sie suchte sich durch den schneidenden Contrast, den sie gegen ihre vorige Laufbahn ergriffen, wieder einen Namen zu erringen; indeß man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß Frau von Kauritz der Welt ganz abgestorben war, indem sie die Maske einer frommen, büßenden Magdalene vornahm; die Leidenschaften, denen sie sich sonst ergeben hatte, waren jetzt nur mit einem nicht leicht durchdringlichen Schleier überdeckt; die Stille des Hauses, welches sie als ihr Eigenthum bewohnte, eignete sich ganz dazu, diesen Schleier festzuhalten, hier blieben alle Gesellschaften fern, als nur die der Strenggläubigen. Das Bollwerk einer sehr gottseligen Frömmigkeit diente dazu, hier ein Asyl zu schaffen, in dessen

Bereich Niemand eindrang, der nicht zu den Eingeweihten gehört. Von einer so talentvollen Mutter mußte eine Tochter natürlich die Fähigkeit der Heuchelei vor der Welt in einem sehr vollkommenen Grade erlernen. Therese war derselben überaus mächtig; von Gemüth aus ganz für jene zur Schau getragene Ergebung tauglich, die stets der Demuth und liebenswürdigen Bescheidenheit so täuschend ähnlich sieht, verbarg sie unter diesem Schein einen Hang zur Habsucht, zur Wollust, die sich nicht allein an den obscönen Bildern der mystischen Frömmigkeit erbaute, sondern in der That Befriedigung suchte, natürlich unter'm Deckmantel des Geheimnisses. Wenn die sinnliche Frömmigkeit ihre Einbildungskraft bis zur Gluth erhitzt hatte, dann fand sie in den Armen gleichgesinnter Männer ein verschwiegenes Glück; der Diaconus, dieser fromme Seelenhirt, hatte das Verdienst, Therese so vollkommen ausgebildet zu haben; er war ihr innigster Vertrauter, wie er es der ihrer Mutter war.

Viele unsrer Leser werden vor dem Gedanken schaudern, daß es eine Entwürdigung des geistlichen Standes sei, ein Glied desselben als unmoralisch zu schildern; indeß es wäre eben so lächerlich, wenn wir uns scheuen wollten, die Wahrheit rein und grade auszusprechen.

Diakonus Stutenthal war ein Mann, der vor der Welt stets in einer Verpuppung lebte, ein glänzender

Leichenstein, der nur Moder und Verwesung deckt. Ein vollkommen lasterhafter Mensch, ernährte er sich sehr gut von seinem Amte, selbst freidenkend, fand er es für seine Zwecke angemessen, die Vernunft als ein Gespenst der Hölle und des Abgrunds zu verfolgen und den Menschen eine Frömmigkeit anzupreisen und in's Herz einzureden, die bei einiger Uebung tauglich ist, die Klarheit des Geistes in den Hintergrund zu drängen, oder auch ganz zu verwischen. Stutenthal war Witwer; immer öffentlich das theure, ihm nicht aus dem Sinn weichende Andenken an seine verstorbene Gattin im Munde tragend, sah man es als eine besondere christliche Pietät an, daß er sich nicht zum zweiten Male verheirathete und der mit dieser wohlgepflegten Heuchelei im besten Einklang stehende Lebenswandel dieses Mannes verblendete seine Mitbürger. Der Diaconus war keineswegs ein schöner Mann, dessen Aeußeres bestechen konnte, im Gegentheil eine ganz gewöhnliche Figur und besonders hager.

Der Schuldirector, dieser wohlgenährte Präses der Jugend, war ganz einverstanden mit dem würdigen Diaconus; desgleichen Herr Steglich, einer der loyalsten Beamten bei der Stadt, der sich nebenbei von Wucher christlich nährte und ein sehr demüthiger Mann war vor den Menschen.

Die Hauptperson, welche wir leidend eingeführt haben, Eva, war die Nichte der Frau von Kauritz.

Nicht adlich, wie die Letztere, war Eva die Tochter eines Bürgerlichen, eines Kaufmanns. Ida von Weninghsen, die Schwester der Frau von Kauritz, hatte eine Mesalliance geschlossen, wie man diese ungleiche Heirath nannte, und lebte mit Berger, ihrem Gatten, sehr glücklich und fern von aller Verbindung mit ihrer Schwester. Eva, dies liebenswürdige Kind, war die Freude ihrer Eltern nnd als ob das Glück, diese launenhafte Göttin, Freude an Eva und der zärtlichen Elternliebe, die ihr wurde, gehabt habe, so begünstigte es fast auffallend alle Speculationen Bergers und machte ihn zum reichen Manne. Das bürgerliche Haus, das bisher in Einfachheit und dem Prunke entfremdet geblieben war, der so oft die Grundfesten aller Wohlhabenheit untergräbt und zahllose Familien in's Unglück stürzt, wuchs im Glück und artete aus; Feste unterbrachen die einfache Stille, Luxus baute sich einen Heerd und vertrieb das gemüthliche Wohlleben. Die Nachahmungssucht ist es, welche das größte Unheil stiftet; die tolle Verschwendung, welche oft als Deckmantel für eine bereits untergrabene und dem Untergangene nahe Familie gilt, um sich, so lange als möglich, in Credit zu erhalten und die Leute zu täuschen, frißt oft mehr oder minder schnell die Lebenskeime hinweg.

Berger war ein reicher Mann geworden und verfiel in diesen Abgrund. Mit dem Glücke flieht der Frieden in den Familien. Seine Gattin starb aus

Kummer; sie sah ihres geliebten Kindes glänzende Zukunft zerstört, gewiß der ärgste Schmerz für eine Mutter, Zwietracht zerriß die Bande der Liebe. Nach ihrem Tode sah sich Berger genöthigt, sich zurückzuziehen; er verließ die glänzende Hauptstadt, sein Name war verschollen, wie Jedes Name, der die Rolle einer Eintagsfliege oder einer Sternschnuppe spielt, eine kurze Spanne Zeit glänzt und dann verschwindet. Bis vor wenig Jahren waltete eine arge Spannung zwischen Frau von Kauritz und ihrem Schwager, der in dem entgegengesetzten Fall, wie die meisten Bankrottirer, gerieth und geizig wurde. Eva's glänzende Tage der Kindheit hatten sich in ernste und eben nicht sehr freudenreiche verwandelt; ihr Vater hatte die Macht des Geldes kennen gelernt und zitterte vor dem Gedanken, in Armuth untergehen zu können; diese traurige Idee machte ihn zum Sklaven des Goldes; er scharrte zusammen, wie er nur konnte und als er starb, stellte es sich heraus, daß seine Tochter, laut Testament, doch nur ein ganz geringes Erbe von einigen hundert Thalern übrig behielt und ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienen mußte, wenn Frau von Kauritz sich nicht der Waise erbarmt hätte.

So kam Eva in die Residenz zurück, aber sie war weit unglücklicher, als in den Tagen der Armuth. Der freie, offene Sinn des Mädchens, aller Heuchelei fremd, durchschauete bald das Leben und Treiben ihrer vorneh-

men Verwandten; die Scheinheiligkeit, welche hier die Hauptrolle spielte, mußte dies natürliche Geschöpf anekeln. Ohnehin lag ein großes Mißtrauen in des Mädchens Seele gegen ihre Tante, ein Mißtrauen, das sich zu tief eingewurzelt hatte und dem Gefühle glich, welches man wohl in dem Herzen gegen Jemand verbirgt, von dem wir glauben, daß er ein großes Unrecht an uns begangen habe. Dieses Gefühl trübte natürlich Alles, was Eva in diesem Hause sah. Es war unmöglich, daß sich Eva mit Therese befreunden konnte; diese Gemüther waren einander zu entgegenstehend, zu schroff von einander geschieden.

Doch wir wenden uns zu den Personen zurück, die nach Eva's Verlassen des Zimmers in demselben zurückblieben und nun unerwartet durch den Eintritt einer Person, welche der Leser schon kennt, auf einen anderen Gegenstand abgeleitet wurden.

Beinlich nahte sich der Gnädigen mit einer tiefen Verbeugung.

„Wir haben Sie in der Andacht vermißt,“ sagte Frau von Kauritz.

„Meine Gnädige,“ antwortete Beinlich, „nur meiner ausgedehnten Bekanntschaft danke ich es, daß ich jetzt schon hier bin.“

Er erzählte nun von seiner Verhaftung und Oswald Ehrenhaupt, von dem ehrwürdigen Magister, dessen Vater, und wie der alte Mann in großer Angst

sei, um die Zukunft dieses Jünglings, der gar keine Kenntnisse über die Verhältnisse des Lebens.

„Ein junger Wilder also?“ lächelte Therese.

„Das ist ein Fingerzeig des Herrn!“ rief der fromme Diaconus; „o lassen Sie, guter Beinlich, diesen jungen Herzenseinfältigen nicht aus der Hand, führen Sie ihn ein, in die Gemeinschaft der Frommen, daß wir ihn zu einem Werkzeuge der Gnade machen.“

„Es ist dies meine Absicht,“ sagte Beinlich, „der Jüngling soll in der Gnade erstarken, denn er ist noch reinen Herzens, wie ein neugebornes Kind.“

„Welch ein glücklicher Gedanke!“ rief Frau von Kauritz, „o bringen Sie uns dies unentweihte Herz!“

Wir übergehen einen kleinen Zeitraum, in dem Oswald Ehrenhaupt aus dem Polizeigefängnisse erlös't und in Beinlichs Leitung allmälige Fortschritte in der Kenntniß der socialen Verhältnisse machte. Die Dankbarkeit und die geistige Ueberlegenheit, welche Beinlich über den Jüngling besaß, fesselten diesen an ihn. Der Notar hatte sich nicht sowohl seines, als auch des ehrwürdigen Magisters Vertrauen ganz bemeistert; die gediegene Ruhe in dieses Mannes Wesen, mußte auf zwei

Gemüther von solcher Beschaffenheit einen außerordentlichen Einfluß üben; Beinlichs Sachkenntnisse von Allem, was Oswald auffiel, machte ihn dem Jüngling unentbehrlich; er hatte keinen Freund, keinen Rathgeber, außer ihm, und so war es nur die natürlichste Folge, daß der feurige Jüngling, der einem im tiefsten Dunkel Erzogenen glich, der plötzlich in einer klaren, mond- und sternehellen Nacht aus seinem Dunkel herausgeführt, die wunderbare und ihm so gänzlich fremde Schönheit erblickt, sich unwiderstehlich zu seinem Freund und Führer hingezogen fühlte, der weit entfernt, ihm den geringsten Zwang aufzulegen, ihn im Besitz der vollkommensten Freiheit ließ, wohl wissend, daß diese am besten geeignet sei, ihn in die mannigfaltigsten Lagen zu führen und den Glanz des Lebens, der jetzt, trotz mancher Erfahrung, die Oswald bereits gemacht hatte, immer noch blendend vor dessen Augen stand, allmählig zu verfinstern und ihm jene Eiskälte, jenen Haß einzuimpfen, der das Herz eng macht und die Gefühle für die Menschheit abstumpft und nach und nach gänzlich ausrottet. Das war eine schwere Aufgabe, die sich Beinlich gestellt hatte; aber er verzweifelte nicht daran — in der Ausführung derselben fand dieser Mann einen Reiz, welcher ihn jede Schwierigkeit übersteigen half, es war ein Anflug des Glückes für ihn, einen solchen Zweck zu verfolgen — welcher Triumph für ihn, der Menschheit ein Herz entreißen zu können, dessen

volle Pulsschläge eben so für das Wohl, als für das Verderben derselben schlagen mußten, wenn sie für Eins oder das Andere geleitet wurden. „Er kennt die Menschen nicht, er muß erst fühlen lernen, wie sie ihrer Leidenschaften willen Alles verläugnen, wie der Freund den Freund verräth, der Bruder den Bruder moralisch tödtet, der Sohn seinen Vater abschwört, die Mutter die mit Schmerzen geborne Tochter an das Laster verhandelt und wie selbst das Elend noch der Boden für die Undankbarkeit ist — das muß er fühlen lernen, er muß es erfahren lernen!“ sagte Beinlich zu sich, „dann wird er dieser Brut Böses thun, wo er kann, jeder seiner Gedanken wird ein Fluch sein, der die Menschheit trifft.“

In der That, diese Idee begeisterte den Notar und darum liebte er den Jüngling, darum allein, er sollte der Erbe seines Hasses werden.

„Das ist ein boshaftes Thier,“ hatte Oswald, auf den Affen deutend, gegen Beinlich bemerkt; „sehen Sie, er flescht die Zähne, er wirft nach Ihnen.“

„Deswegen liebe ich ihn; er trägt seine Bosheit zur Schau, ich weiß, woran ich mit ihm bin,“ antwortete Beinlich lächelnd.

Oswald lachte auch.

„Sie haben einen Sohn gehabt,“ sagte er; „liebten Sie den denn weniger, als dieses Thier?“

Beinlich beobachtete ein kurzes Schweigen, dann entgegnete er:

„Als mein Sohn noch lebte, hätte ich es nicht für möglich gehalten, ein Thier so zu lieben, wie ich diesen Affen liebe. Aber dahin hat man mich gebracht durch die Einsicht, wie das Thier, mit allen seinen Fehlern, besser ist, als der größte Theil der Menschheit.“

Oswald schwieg, die Stirn des Notars hatte sich zusammengefaltet, daß der Jüngling fühlte, wie nur eine furchtbare Erkenntniß diesen Mann so weit getrieben haben konnte; aber eine Frage mußte er noch an ihn thun:

„Warum zeigen Sie sich gegen mich so gütig?“ wendete er sich zu ihm.

Beinlich lächelte.

„Weil Sie ein natürlicher Mensch sind und Ihre Neigungen unverhüllt tragen; weil ich wünsche, durch die Erfahrungen, die ich unter den Menschen gemacht habe, Sie vor denselben zu bewahren,“ antwortete der Notar; „ich will Sie die Menschen kennen lernen; Sie sollen nicht das glänzende, heitre Gesicht, sondern das finstere, von den unwürdigsten Leidenschaften und Eigenschaften bewegte Herz der Menschen kennen lernen — die Nuß hat eine schöne Schale, aber der Kern ist verdorben.“

Oswald schien nachzusinnen, er verstand diese Rede nicht genau; aber er war scharfsinnig genug, — trotzdem, daß er noch keine Erfahrungen so trüber Art gemacht hatte, welche ihn nur im Entferntesten berechtigt

hätten, einen solchen Schluß fällen zu können, — zu ahnen, daß die glänzende Seite, welche er bis jetzt gesehen, auch eine eben so düstere Schattenseite haben müsse. „Ich kann mir denken, daß nicht Alles durch und durch so schön sein wird, als es von Außen aussieht," sagte er, „es wird so wie mit dem Wasser sein. Wir hatten in der Haide einen Teich unweit vom Herrenhause; er glänzte wunderbar im Sonnenschein, aber der Boden war tiefer Schlamm: so mag es vielleicht auch hier in der großen Stadt sein. Aber ich habe doch Jemand gesehen, der gewiß auch recht glücklich ist, so glücklich, wie schön."

„Und wer wäre das?" entgegnete Beinlich.

„Haben Sie die schöne Frau gesehen, welche mit einer andern aus dem Wagen stieg, an dem Gewölbe, vor dem sich die Menschen so arg drängten und ich mit dem Polizisten in's Handgemenge kam?"

„Es stiegen drei Damen aus," sagte Beinlich, gleichgültig scheinend; „die Eine im rothen Mantel mit rothem Mantel, mit weißem Pelz ausgeschlagen, war die Prinzeß Therese, des Königs Schwester, die Andere im silbergrauen Mantel — —"

„Die meine ich!" rief Oswald lebhaft, „nicht wahr, sie ist schön — sie hat mir außerordentlich gefallen!"

„Sie meinen Comteß Bettina von Bojerström," sagte Beinlich.

„Ja, gewiß, Contes heißt sie," unterbrach ihn Oswald. —

„Comteß ist nur die Bezeichnung ihres angebornen Ranges," erklärte der Notar, „Bettina von Bojerström ihr Name. Nun, kennen Sie dieselbe? Ich erinnere mich, Sie damals rufen gehört zu haben: Thoms, da ist die schöne Frau!"

„Ja, so rufte ich," bejahte Oswald, „ich wollte hin zu ihr, mit ihr sprechen, sie fragen, wo sie wohnt?"

„Und warum?"

Oswald erzählte von seinem Abenteuer im Hotel des Gesandten, von dem empfangenen Packet und wie er dasselbe an die schöne Frau habe abgeben wollen, da er sie in dem Hause gesehen und dort Niemand kenne, da er jedenfalls den, der es ihm übergeben, nicht mehr herausfinden würde.

„Diesen Wunsch können Sie erfüllen," sagte Beinlich, „diese Dame wohnt im königlichen Schlosse und wenn es Ihnen Vergnügen macht, so können Sie noch heute das Packet übergeben."

„Aber wie werde ich ihre Wohnung finden?"

„Ich werde Sie bis dorthin führen."

Oswald war außer sich vor Freude; er hatte die schöne Bettina nicht vergessen und je mehr er sich derselben erinnerte, desto lebhafter stand ihr reizendes Bild vor seiner Seele.

Beinlich streichelte seinen Affen und hielt ihm Zuckerbrot hin.

„Wer sich am Mittagsglanze das Herz erquickt, dem ist die Nacht um so furchtbarer,“ sagte er lächelnd zu sich. —

Der Abend war herangekommen, überall funkelten die Laternenlichter; in den Gängen des königlichen Schlosses brannten die Lampen taghell. Beinlich und Oswald wandelten durch dieselben.

„Dort ist die Thüre, an welcher Sie sich melden müssen,“ sagte der Erstere, „erwähnen Sie meinen Namen nicht; Niemand braucht zu wissen, daß ich Sie hergeführt habe.“

Oswald nickte bejahend.

Beinlich entfernte sich; der Jüngling klopfte an Thüre, welche ihm sein Führer bezeichnet hatte — sie wurde geöffnet von einem Kammermädchen. Oswald dankte es jedenfalls seiner äußern Erscheinung, daß er keinen Widerstand fand, gemeldet zu werden. Das Zimmer wurde ihm geöffnet und er trat ein. Wie herrlich war dieses Gemach und doch hatte Oswald keinen Sinn für dessen Schönheit; sein Blick wurzelte auf Bettina, welche, eine Guitarre im Arm, in einem Divan ruhte. Einige Secunden lang blieb der Jüngling, von dem schönen Anblick geblendet, stehen, dann nahte er sich einige Schritte.

„Ach, der junge Herkules!“ rief Bettina, sich ein wenig emporrichtend.

„Nein, Oswald Ehrenhaupt,“ war die Erwiederung.

Ueber Bettina's schönes Antlitz schwebte ein Lächeln.

„Und was führt Sie zu mir?“

„Ich wünschte Sie zu sehen.“

„Allerliebst!“ rief Bettina lachend.

„Gewiß, ich habe noch nie eine so schöne Frau gesehen,“ antwortete Oswald; „ich habe immer an Sie gedacht, seit ich Sie in dem großen Hause sah; heute aber sind Sie noch schöner, als damals, Sie sprechen mit mir, das macht mich froh. Ich bewundere wohl die schönen Bilder, die man hier in der Stadt sieht, aber sie lassen kalt, sie sind todt.“

„Und Sie freuen sich also, ein lebendiges Bild vor sich zu sehen?“

„Gewiß, ich könnte Alles für Sie thun, so schön sind Sie!“ rief Oswald mit Anflug von höherem Feuer.

Eine Pause folgte.

Bettina betrachtete den Jüngling aufmerksam, sie konnte sichs nicht leugnen, daß seine Art und Weise, sich ihr zu nahen, eine ungewöhnliche sei, eine ganz von aller sonstigen Sitte abweichende. Wenn auch Bettina an die ceremoniellen Reden und Begrüßungen unter den höheren Ständen gewöhnt war durch Erziehung und

Umgang, so war doch die Manier Oswalds, sich einzuführen, eine zu schmeichelhafte für ein weibliches Herz, als daß sie ihm über diese freie Redeweise, welche die scharfgezogenen Schranken des Ranguntersschiedes gar nicht beachtete, hätte zürnen können. Und sein Aeußeres unterstützte das Wohlgefallen, das sie empfand, bedeutend.

Von irgend einer erkünstelten Naivetät konnte hier keine Rede sein; Oswald war ein Naturmensch, eine seltene Erscheinung unter den glatt dressirten Leuten. Bettina's heiteres Gemüth faßte die heitere Erscheinung Oswalds in dem nämlichen Verhältnisse auf, wie ein reiner Wasserspiegel die sich in ihm spiegelnden Gegenstände ungetrübt klar und hell in sich aufnimmt.

„Nun," sagte sie scherzend, „ich errathe; Sie wünschen, daß auch ich etwas für Sie thun soll — nicht wahr?"

„Für mich?" fragte Oswald; „nein, ich bringe Ihnen nur etwas."

Bettina war erstaunt.

„Was wäre das?"

Oswald zog das kleine, versiegelte Packet aus der Brusttasche seines Rockes. Er erzählte ihr, auf welche Weise er dazu gekommen und endete mit den Worten:

„Ich kenne Niemand in dem Hause und ich könnte es in die Hand eines Menschen geben, dem es gar nicht gehörte; denn wo sollte ich Den finden, von dem

ich es empfangen habe? Zu Ihnen habe ich Vertrauen, Sie kennen jedenfalls Die, welche in dem Hause wohnen."

„Niemand, als der Gesandte, Excellenz Graf Böhlenburg, bewohnt mit seiner Gemahlin das Hotel," antwortete Bettina.

„Excellenz! richtig, von einer Excellenz war die Rede, das erinnere ich mich," bestätigte Oswald schnell; „nun, dann gehört es jedenfalls dieser Excellenz."

„Also war es das, was Sie zu mir führte?" fragte Bettina.

„Gewiß nichts Anderes," bejahte Oswald.

Die Comtesse betrachtete das Packet; indem sie es in der Hand umwendete, entfiel es ihr — da sie schnell darnach griff, faßte sie es noch im Fallen, aber der versiegelte Umschlag zerriß, es entschlüpfte Bettina's Hand und fiel auf den Teppich. Oswald hob es schnell auf.

„Es ist zerrissen!" rief er.

„Wer kann dafür!" lächelte Bettina leichthin, da sie seinen Schreck sah; „ein zerrissenes Geheimniß ist keines mehr — lassen Sie uns sehen, was es enthält."

„Aber es ist nicht unser Eigenthum; es gehört einem Andern, nur aus Mißverständniß mir übergeben," sagte Oswald.

„Wenigstens erfahren wir, an wen es bestimmt war und von wem es kam," entgegnet die Comtesse, die vor Neugier zitterte, den Inhalt zu erfahren. In der That war die Art und Weise, wie Oswald das Packet

empfangen hatte, auffallend und ganz geeignet, Neugier zu erwecken.

Oswald stand einige Schritte von dem glänzenden Mahagonytische, neben dem Divan, auf dem Bettina jetzt mehrere Papiere ausbreitete, die sie, den Riß vergrößernd, mit ihren zarten, weißen Fingern herausnahm.

In des Jünglings Brust war in dieser Minute ein arger Zwiespalt. Das Rechtlichkeitsgefühl sagte ihm, daß es unrecht sei, eines Andern Geheimniß zu erkundschaften, und doch war Bettina zu schön, diese Neugier an ihr zu reizend, um einen Widerspruch dagegen laut werden zu lassen.

Bettina entfaltete ein Papier nach dem andern, es waren deren drei, sie las sie, ihre Aufmerksamkeit steigerte sich sichtbar. Oswald sah, wie sie zuweilen einen Blick der höchsten Ueberraschung auf ihn warf, — er schwieg, er wußte sich diese auffallenden Blicke nicht zu deuten, er empfand eine Unbehaglichkeit, sogar ein Gefühl von Unheimlichkeit und war sehr froh, als Bettina das letzte Papier durchlesen hatte und es auf die beiden andern legte. Dann lehnte sie sich in die Kissen zurück, ihre Hand mit dem Tuche bedeckte ihr Gesicht — eine lange Pause folgte.

„Was ist Ihnen? Sind Sie krank geworden?“ fragte Oswald in der größten Verwirrung.

„Nein,“ antwortete die Comteß, die Hand mit dem Tuche sinken lassend — das heitere Lächeln war von

ihrem schönen Antlitz verwischt, es sah ernst aus, nachdenkend.

„Wem gehört das Packet?“

„Wie ich richtig vermuthete, dem Grafen Böhlenburg, Excellenz.“

„Und Sie, schöne Comteß, wollen es ihm übergeben?“

„Ja, ich kenne ihn.“

Die Veränderung in Bettina's Aeußern und Wesen war zu auffallend, als daß sie Oswald hätte übersehen können.

„Ich habe freilich kein Recht, zu fragen, was in den Papieren steht, aber ich meine, es muß etwas Betrübendes gewesen sein; Sie sind ganz anders, als vorher, Sie lächeln nicht mehr und das Lächeln stand Ihnen so schön.“

„Wirklich?“ entgegnete Bettina, mit Mühe ein Lächeln erkünstelnd; „nun, sehen Sie, ich lache wieder. Aber warum stehen Sie so fern? Fürchten Sie sich vor mir?“

„Nein,“ sagte Oswald, nähertretend, „ich fürchte Sie nicht; aber man hat mir gesagt, daß Sie eine vornehme Dame sind, der man viel Achtung schuldig sei.“

„Nun, ich entbinde Sie vor der Hand derselben; setzen Sie sich zu mir.“

„Sie wünschen es und so thue ich es,“ antwortete

der Jüngling, durch diese Freundlichkeit schnell wieder seinen fröhlichen Humor gewinnend.

Indem er sich ehrerbietig auf den Divan setzte, ergriff er zugleich Bettina's Hand und küßte sie.

„Hat man Ihnen dies auch gesagt?“ fragte die Comteß.

„Was?“

„Daß Sie mir die Hand küssen sollten.“

„Nein; aber ich that es, weil ich froh bin,“ antwortete Oswald mit Feuer; „gewiß, ich bin sehr froh, ich war noch nie so froh, seit ich in der Stadt bin und der König, der mit in diesem Schlosse wohnt, kann sich nicht so sehr freuen, als ich jetzt, daß Sie mir erlauben, diesen weichen Sitz mit Ihnen zu theilen.“

Er lachte plötzlich vor sich hin.

„Ueber was lachen Sie jetzt?“ fragte Bettina.

„Ich denke eben an meinen Vater, an den alten Thoms und an Valentin — ha, ha, ha — gewiß, sie würden gar nicht glauben, daß ich es sei, der hier neben einer so schönen Dame sitzt.“

Die Heiterkeit, mit der Oswald dies sagte, schien auch bei der Comtesse ihre natürliche Munterkeit zu erwecken; in der That, Oswald repräsentirte das Glück in Person; sein edel geformtes Antlitz, das, da er nicht mehr so sehr der frischen Haideluft und allen Einwirkungen der Witterung ausgesetzt war, mehr weiß geworden, schien von Sonnenschein überstrahlt; jeder Zug seines

Gesichtes drückte die vollkommenste, ungetrübteste Heiterkeit aus.

„Sie sprechen von Ihrem Vater — wer ist es?“

Oswald erzählte; natürlich mußte seine Schilderung in der Erzählung von seinem Leben im Herrenhause wurzeln; Bettina hörte aufmerksam zu, sie unterbrach ihn nicht, obwohl er in seine Schilderung seine kleinen Jagderlebnisse mit einflocht.

„Und Ihre Mutter?“ fragte sie dann.

„Meine Mutter ist zeitig gestorben; sie soll sehr gut gewesen sein.“

„Der Freiherr liebte Sie sehr, Ihr Wille wurde durch nichts beschränkt, wie Sie sagen; hatte der Freiherr keine Gemahlin?“

„Ich weiß nichts davon.“

„Nun,“ hob Bettina an, „ich habe von ihm sprechen hören und man sagt, daß er in früheren Jahren zuweilen von einer Dame besucht worden wäre, welche ....“

„Ach ja, jetzt erinnere ich mich; das ist aber schon viele Jahre her, ich war noch ein kleiner Knabe — das ist nur noch so dunkel in meiner Erinnerung.“

„Sie haben diese Dame gesehen? O, erzählen Sie mir von ihr, ich bitte.“

„Wenn es Ihnen Freude macht; aber lassen Sie mich erst nachdenken, ich habe seit langer Zeit gar nicht mehr an die gute Frau zurückgedacht.“

Oswald legte die Hand an die Stirn, so daß die

Augen bedeckt wurden, als wollte er sich der äußern Eindrücke entschlagen, dann warf er nach einer Weile den Kopf auf, ließ die Hand sinken und sagte:

„Das ist sehr undankbar von mir, daß ich so auf die gute Frau vergessen habe und sie hat mich doch sehr lieb gehabt.“

„Erinnern Sie sich vielleicht noch so deutlich an sie, daß, wenn Sie ein ähnliches Bild sehen würden, Sie dieselbe wieder erkennen würden?“

„Nein, wie könnte ich das auch?“ entgegnete der Jüngling; „ich war damals vielleicht noch nicht einmal acht Jahre alt — ich weiß weiter nichts von ihr, als daß sie sehr groß war — vielleicht kam mir das auch nur so vor, weil ich damals noch sehr klein war; aber das weiß ich noch, wenigstens ich glaube es noch zu wissen, daß sie immer in einen mit einem Pferde bespannten Wagen im Herrenhause ankam und nur eine noch ältere Frau bei sich hatte — der Vater muß das noch deutlicher wissen als ich; aber was kann Ihnen das, schöne Comteß, für Vergnügen machen?“

Bettina zeigte eine kleine Verwirrung, die sie schnell verbarg und antwortete:

„Sie müssen wissen, daß ich an der Familie des verstorbenen Freiherrn großen Antheil nehme und vorzüglich an dieser Dame, die in sehr naher Beziehung zu ihm stand.“

„Wenn es das ist,“ sagte Oswald, „dann will ich

so viel, als ich nur weiß, mich besinnen — o den guten Vater Anselm habe ich so lieb gehabt und er mich auch — das Leben hätte ich für ihn gegeben. Nun, die Dame brachte mir, das weiß ich noch deutlich, Spielsachen mit — damals glaubte ich, sie käme blos wegen mir, denn ich mußte den ganzen Tag, wenn sie da war, bei ihr bleiben und spielen; ich nannte sie auch bei einem Namen, aber den weiß ich nicht mehr, das aber weiß ich noch, daß sie immer ein blaues Kleid trug, ja, das weiß ich ganz gewiß. Sie war sehr gut gegen mich; nur eins konnte ich nicht an ihr leiden: wenn sie mich küßte, weinte sie immer, als hätte ich ihr etwas zu Leide gethan. Freilich, damals war ich noch ein unverständiges Kind!“

„Es ist auch möglich, daß sie einen Sohn gehabt hat, dem Sie ähnlich sahen und welcher ihr gestorben war,“ sagte Bettina.

„Das kann sein, ich weiß das nicht.“

„Weiter wissen Sie nichts von ihr?“

„Nein, aber wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich den Vater darum fragen; er ist ein alter Mann, der sich davon mehr gemerkt haben muß, als ich, und gewiß, er wird mir Alles sagen. Wir haben gar nicht mehr von der blauen Dame gesprochen, sie kam nicht mehr — Thoms nahm mich mit auf die Jagd in den Wald und so kam es, daß ich ganz auf sie vergessen

oder wenn ich auch noch zuweilen an sie gedacht habe, doch nie mit dem Vater darüber weiter gesprochen."

Bettina schwieg.

„Jetzt zum Beispiel würde ich auf die gute Frau nicht so leicht vergessen — an Sie, schöne Comtesse, werde ich stets denken, stets, weil Sie so gütig gegen mich und so schön sind — ich liebe alles Schöne."

„Und was gedenken Sie hier in der Stadt anzufangen? Sie werden sich einer Laufbahn widmen wollen."

„Ich will Maurer werden," antwortete Oswald; „denken Sie nur, welch eine Freude das sein muß, wenn ein prächtiges Haus so unter der Hand aufwächs't, jeden Tag größer wird, bis es dasteht, stolz und keck, als hätte es schon Jahrhunderte auf demselben Platze gestanden — gewiß, das denke ich mir schön, sehr schön — Sie nicht auch?"

„O ja!" bejahte Bettina; „aber ich glaube, wenn Sie Militair würden . . ."

„Soldat?" rief Oswald, ihr in's Wort fallend; „ich? Soldat? Nein, nie! Ich habe hier Soldaten gesehen — sie thun nichts, als die Glieder bewegen und sind Knechte, die aufs Wort folgen müssen. Ich bin frei und will frei sein und bleiben — kein Knecht — arbeiten will ich, gewiß, das will ich, aber ich kann keinen Zwang ertragen. Wenn mir Einer zuriefe: „Augen

rechts“ und Sie ständen links und ich sollte nicht nach Ihnen hinsehen — wäre das nicht traurig?“

Bettina mußte lachen.

Das Mädchen öffnete die Thüre und ein großer Mann, mit einem Anflug von grauem Haar, trat ein.

„Mein Vater!“ rief Bettina aufspringend und ihm entgegeneilend.

Oswald stand auf. Bettina schien auf ihn vergessen zu haben, sie hing an ihres Vaters Halse. Oswald fühlte, daß ein Dritter bei einer Wiedersehensscene überflüssig sei.

Als Bettina mit ihrem Vater die ersten Begrüßungen gewechselt hatte, trat er auf sie zu und nachdem er ihr die Hand geküßt hatte, fragte er:

„Erlauben Sie mir, wieder einmal zu Ihnen kommen zu dürfen?“

„Gewiß, gewiß!“ rief Bettina; „es wird mir sehr angenehm sein.“

Oswald verbeugte sich und verließ schnell das Zimmer.

„Wer war dieser Gelblockige?“ fragte Graf Bojerström seine Tochter.

„O mein Vater, der Himmel sendet Sie zu meinem Beistande!“ rief diese; „hier, lesen Sie — lesen Sie!“

Sie führte ihn zu dem Tisch vor dem Divan und Graf Bojerström durchflog nun die drei Papiere.

„Ist es möglich?“ rief er; „welch ein Geheimniß!“

„Und dieser junge, gelblockige Mensch, den Sie hier sahen, ist die Person, von welcher in diesen Papieren die Rede ist,“ antwortete Bettina.

„Derselbe? Weiß er es?“

„Nein, mein Vater.“

Bettina erzählte, wie Alles zusammenhing — der Graf durchwandelte das Zimmer, die Rechte an die Stirn gedrückt; Bettina begleitete fast ängstlich jeden seiner Schritte. Endlich blieb er dicht vor ihr stehen.

„Meine Tochter,“ sagte er, „das Glück drängt sich uns nur einmal auf, nur einmal im Leben; ich meine, ein so großes Glück, wie ein solches Geheimniß für den ist, der es zu fassen versteht — wir müssen es fassen und festhalten, es muß für uns die Stufe werden, auf der wir emporsteigen.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Vater, — was meinen Sie?“

„Du sollst es erfahren, Du bist meine Tochter und wie ich den Wunsch hege, noch mein Haupt emporzuheben aus dem Dunkel, in welches die Armuth unsern Namen, unser Haus begraben, so wirst Du es auch — halten wir das Glück fest und wir haben die Macht in unsern Händen und mit dieser Macht Alles, wonach wir streben. Aber vor allen Dingen verbirg diese Papiere, sie sind gefährlich — Niemand darf sie sehen, dann laß uns mit einander sprechen.“

Bettina verschloß die Papiere und den Umschlag in ihre Chatoulle, dann nahm sie neben dem Grafen, ihrem Vater, Platz; das Gespräch wurde leise geführt; aber in Bettina's schönem Antlitz drückte sich ein Gemisch von Entzücken und Angst zugleich aus. —

Wir verlassen diese beiden Personen und wenden uns zurück zu Oswald, der rasch die Gänge des Schlosses durcheilte, aber, unbekannt in diesem Labyrinthe, endlich zu einem ganz andern Ausgang herauskam, und nun sich im Freien befand, jedoch auf einer ihm unbekannten Seite des alterthümlichen Schloßbaues.

Seine Gedanken waren so sehr mit der reizenden Bettina beschäftigt, daß er wenig Acht auf den Weg gab, und ganz glücklich in seinem Innern, gleichsam im wachen Traume auch gar nicht eher bemerkte, daß er sich bedeutend verlaufen haben müsse.

Die Laternenlichter waren in dieser Gegend seltener; nur alle zwei- oder dreihundert Schritte von einander entfernt, flammte so ein kleines, sparsam erhellendes Licht und gab soviel Hellung, daß Oswald zu der Ueberzeugung gelangte, er befinde sich zwischen Gartenmauern, die eine Straße bildeten, welche außerordentlich einsam war und durch die tiefe Dunkelheit, welche der Abend mitgebracht hatte und die so dürftig gelichtet war, noch einsamer wurde.

Während Oswald nachsann, ob er hier zurückgehen müsse, oder ob er vielleicht auf die Zurechtweisung

eines Menschen, denn er hörte in der Entfernung Schritte, warten solle, schlug eine Glocke die achte Abendstunde. Dem Tone nach mußte sie nahe sein und da Oswald auch nicht mehr die Schritte des in der Entfernung Kommenden hörte, so schloß er ganz richtig, daß jedenfalls eine andere Straße sich in diese, wo er sich befand, einmünden müsse; er schritt also vorwärts und in der That, seine Vermuthung begründete sich — er hörte wieder Schritte in der etwas besser beleuchteten Straße, auf welche auch aus einigen Fenstern Lichtschein herabschimmerte.

Der Abend war kalt — die Kälte hatte sich mit dem Einbruch der Dunkelheit zugleich eingestellt.

Oswald wollte den ziemlich entfernt von ihm Gehenden einholen, er eilte rasch die Straße entlang hin. Indeß er hatte kaum eine Strecke von einigen funfzig Schritten zurückgelegt, als er beinahe niedergestürzt wäre; unter seinen Füßen wand sich ein Schmerzenslaut empor. Er war über einen im Wege liegenden Menschen gestolpert und war nicht wenig erschrocken über diese Entdeckung.

Die Manier, die Straße zur Lagerstätte zu machen, war ihm neu und ungewöhnlich — das konnte nur ein Erkrankter oder ein Betrunkener sein, indeß, in jedem Falle war er ihm Beistand schuldig; der Betrunkene bleibt trotz seines Lasters ein Mensch — die Kälte des Abends mußte ihm, wenn er liegen blieb, todtschädlich

werden. Er rüttelte an dem Liegenden. Dumpfe, unverständliche Laute, wie Schmerz ohne deutliches Bewußtsein, drangen in sein Ohr.

Trotz aller Bemühungen war es ihm nicht möglich, den Mann zu einer Antwort zu bringen; nichts, als dies thierische Grunzen blieb die Erwiederung auf jeden Versuch, den Oswald machte, ihn zu ermuntern.

In dieser Verlegenheit blieb Oswald nichts übrig, als an dem nächsten Hause zu pochen, nachdem er den Mann in die Höhe gehoben und über die Schultern gelegt hatte.

Auf den Lärm, den er an einem Fensterladen machte, hinter dem er sprechen gehört, wurde dieser endlich, unter einer Menge Scheltworten, von innen geöffnet und aufgestoßen.

„Was ist das für ein Gepoche? Wer hat denn Lust, zum Fenster, statt zur Hausthüre hereinzukommen?“ fragte die belfernde Stimme eines alten Weibes, hinter welchem Kopf und Hals eines Mannes hervorragte.

„Leuchtet heraus, Frau, ich habe da Jemand im Wege gefunden,“ sagte Oswald.

„Geld?“ fragte die Frau hastig.

„Nein, einen Menschen, er lag hier auf der Straße,“ antwortete der Vorige.

„Von uns ist es Niemand — was geht das uns an? sind wir dafür da, um Rechenschaft darüber zu

geben, wenn's Jemand gefällt, sich auf der Straße umherzuwälzen?"

„Geht zum Teufel und laßt uns in Ruhe!" ergänzte der Mann die grobe Rede des alten Weibes; „mach die Laden zu, Anne, was geht uns das Volk an!"

Die Alte wollte den Fensterladen an sich ziehen; Oswald war von dieser Engherzigkeit empört und riß den Laden mit Gewalt zurück.

„Herausleuchten sollt Ihr, oder ich schlage Euch das Fenster in Stücken!" rief er zornig. „Seid Ihr denn Menschen?"

„Laß mich her, Anne, ich werde dem Burschen Eins auf den Schädel geben," rief der Mann; „der soll an uns denken."

Bei diesen Worten hatte der Mann die Alte bei Seite geschoben und langte jetzt von innen heraus, indem er sich über die Fensterbrüstung lehnte, um einen Hieb nach Oswalds Kopf zu führen; indeß dies Manöver bekam ihm übel — Oswald hatte mit kräftiger Faust sein Handgelenk erfaßt, indem Jener nach ihm schlug. Die Muskelstärke des Jünglings widerstand dem Versuch, den sein Gegner machte, sich schnell loszureißen und derselbe kam in Gefahr, durch Oswald über den Sims hinübergezogen zu werden.

„Zum Henker, laßt los, Ihr habt Eisenhände!" rief dieser.

„Ihr fliegt herüber, so wahr ich lebendig bin, wenn

die Alte nicht mit dem Lichte ans Fenster tritt, daß ich sehe, wer der Mensch ist, den ich hier aufgehoben habe."

„Anne, leuchte her — das ist ein Teufel!" rief der Mann nach einem abermaligen Versuch, sich loszuringen; „leuchte her, Alte — er zerquetscht mir sonst die Adern und zerbricht mir den Knochen."

Jetzt nahte das Weib mit einem Lichte — kaum fielen die hellen Strahlen auf die Kleidung dessen, der wie ein Stück Schlachtvieh über des Jünglings Schultern hing, als das Weib und der Mann zugleich ausriefen:

„Das ist der Lumpenschneider — pfui Teufel! der Kerl gehört im Schmutz — schmeißt ihn weg!"

„Nein," sagte Oswald, „jetzt ist er in meinem Schutze und wenn er der Schlechteste von allen Schlechten wäre, ich lasse ihn nicht liegen. Gehört er hier ins Haus?"

„I bewahre Gott, solch einen Söffling könnten wir brauchen!"

„Wohin denn?"

„Da, in das große Haus neben dem Spittel; tragt den Trunkenbold nur dahin und laßt Euch's Finderlohn hübsch bezahlen."

„Dorthin?"

„Ja, wo die Laterne brennt."

Oswald lies das Handgelenk des Mannes los und

schritt fort nach dem bezeichneten Gebäude, über dessen Thüre eine Laterne brannte.

Oswald war aufgeregt, die Rohheit, die Gefühllosigkeit dieser Menschen hatte ihn empört.

„Gewiß, sie wären höflicher gewesen, wenn ich Geld gefunden hätte," sagte er zu sich; „aber wer muß dieser Mensch sein, der so ganz verachtet ist von den Leuten? Lumpenschneider! — hm, ein seltsamer Name!"

Er hatte endlich, schwitzend unter der sich aufgelegten Last, das Haus erreicht und öffnete dessen Thüre; ein dunkler Flur starrte ihm entgegen. Es war unmöglich, hier einen Schritt zu thun.

Oswald rief in das Haus hinein, es schallte furchtbar darin. Man öffnete im Hintergrunde eine Thüre.

„Wer schreit denn so?"

Oswald trat nun in den Flur.

„Wer ist das?" fragte der Mann, welcher mit einer Lampe näher trat und unter andern Umständen gewiß Oswalds Heiterkeit erregt haben würde, denn es war eine wahrhaft komische Figur — ein kleiner, stammhaft-untersetzter Kerl, mit einer Latzschürze von blauer Leinwand, Holzpantoffeln und einer Zipfelmütze auf dem ziemlich umfangreichen Kopfe.

„Was? Der Lumpenschneider? Alle Hagel! ist er

todt! — Gott sei Dank!" diese Worte stammelte der Zipfelmützige mit schwerer Zunge.

„Gehört er zu Euch?"

„Was ist denn los, Tobias?" fragte eine Frau, zur Thür herauskommend; „Du concertirst hier und ich sitze drinnen im Finstern, und Du weißt doch, Tobias, daß mir die Finsterniß nicht zusagt."

„Ne! ne! das bringt 'n Maulwurf um! wie kann man mit 'nem todten Lumpenschneider concertiren? Ursel, das war stockdumm."

„Todt! ist er todt?" fragte die „Frau; wie ist's denn alle mit ihm geworden?"

„Er gehört nicht zu Euch, und wohin also?"

„Fünf Treppen hinauf."

„Nun, so werdet Ihr mir herauftragen helfen," sagte Oswald; „Ihr begreift, daß ich hier Hilfe brauche."

„Tobias, Du greifst nicht an!" schrie die Frau; „das gebe ich nicht zu, Du bist nicht Leichenträger — ich lasse mich von Dir scheiden, Tobias — ich habe keinen Mann geheirathet, der Todte hinaufträgt; Du bist Hausmann, Du mußt 'ne Ehre im Leibe haben."

„Aber, Ursel, ich bitte Dich — —"

„Der Mann ist ja nicht todt," sagte Oswald; „was streitet Ihr Euch? Seht doch her!"

„Wenn er nicht todt ist, Ursel, ist's meiner Ehre auch nicht zuwider — meinst nicht?"

„Ach, das arme Weib! die arme Katharina! wie wird sie erschrecken — das ist 'n schreckbarer Mensch, der Lumpenschneider — ich möcht ihn nicht.“

„Nun, so schließ die Thüre, Ursel; es hilft nichts, wir müssen ihn hinauftragen.“

Ursel schloß die Thüre und trabte nun mit der Lampe, die ihr Tobias in die Hand gegeben hatte, die Stiege hinauf.

Diese Fahrt ging natürlich sehr langsam; Tobias klappte mit seinen schweren Holzpantoffeln voran, die Beine des röchelnden Lumpenschneiders wie zwei Stangen an einer Sänfte tragend, Oswald hatte den Oberkörper des Unglücklichen umklammert und ging, der Letzte, hinterdrein.

So viel als er bemerken konnte, war dies Haus ein neugebautes, die innere Einrichtung sogar elegant zu nennen. Die Treppe war breit, steinern und gewunden, die Thüren in den Etagen, die sie passiren mußten, wiesen sich als große, breite Flügel, mit glänzenden Messingschlössern. Der Mann, den sie hinauftrugen, war der schreiendste Contrast gegen diese Eleganz.

Das Licht, welches Frau Ursel vorantrug und welches einzelne, düstre Streiflichter zurückwarf, fiel auf das Gewand des Lumpenschneiders; es drückte die größte Armseligkeit aus; Flecken und Lappen, in bunter Auswahl, wechselten mit einander ab, die ursprüngliche Farbe

schien grau zu sein, jedoch die mannigfaltigen Einsätze machten die Entscheidung darüber höchst ungewiß.

So hatten sie endlich die vierte Etage erreicht; die Eleganz der untern Stockwerke verschwand hier, die Thüren bestanden nicht aus zwei Flügeln, nur aus einem, die Messingbeschläge der Schlösser waren durch ganz gewöhnliches Eisenzeug ersetzt. Sie mußten mit ihrer Last ruhen, die Höhe und die Schwere des Mannes hatten sie erschöpft.

„Ursel, geh' hinauf und ruf' die Frau Kath'rinel; insinuire ihr's, daß sie nicht erschrickt; die Frau ist so immer krank."

Frau Ursel stieg nach diesem weisen Einfall eine hölzerne Treppe hinauf, die einer schief angelegten Leiter auf's Haar ähnlich sah, nur daß die Sprossen aus schmalen Brettstücken bestanden, statt aus runden Hölzern.

„Dort oben wohnt der Mann?" fragte Oswald erstaunt.

„Versteht sich; 'ne wunderschöne Aussicht hier oben, die Aussicht allein ist acht Thaler Miethzins werth."

„Das ist aber der Boden des Hauses."

„Freilich, der Boden, aber doch immer besser, als gar kein Logis; die Leute kriegen kein anderes, sie bezahlen nie die Miethe und Herr Steglich wird sie auch nächste Ostern herauswerfen lassen."

Oswald erschrak; der Gedanke, diese Leute, welche er nicht einmal kannte, die aber mehr als arm, die von Allen verachtet waren, aus dem Hause geworfen zu wissen, ohne Obdach, ohne Hülfe, ohne Kleidung, war herzergreifend; solch ein tiefes Elend kannte er noch nicht, es überraschte ihn und er schauderte.

„Aber denken Sie sich, das Volk ist trotzdem noch so hochmüthig, daß es durchaus nicht an's Arbeitshaus sich wendet," sagte Tobias; „na, es wird dies Jahr wohl Feierabend mit ihnen werden, 's ist auch recht gut, wenn's so kommt. Im Arbeitshause oder in der Armenanstalt verhungern sie doch wenigstens nicht."

Von oben herunter hörte man jetzt Geräusch, das Lampenlicht der Frau Ursel wurde wieder sichtbar, und hinter ihr die Gestalt einer langen, schmächtigen Frau, welche sich in eine zerlöcherte, wollene Decke eingehüllt hatte.

„Tobias! na, komm herauf; Frau Kathrinel weiß um die saubre Geschichte."

„Na, da wollen wir ihn vollends hinaufschaffen," sagte Tobias; „packt an, Freund, aber nehmt Euch auf der Hühnersteige in Acht, daß wir mit dem Lumpenschneider nicht rücklings hinunterkutschiren; um den wär' kein Schade, aber was sollte meine Ursel machen, wenn ich den Hals gebrochen hätte!"

Die geringe Bildung Tobias fand jedenfalls diesen

Vorzug, den er sich vor dem Unglücklichen gab, nicht verletzend, da er ihn in Gegenwart der Frau desselben ohne Scheu aussprach; es schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen, zu denken, daß die Aermste vielleicht anderen Sinnes sein könne, als er und viele Andere mit ihm; aber Oswald fühlte sich förmlich eiskalt angegriffen von dieser Verachtung des großen Unglücks; und doch war Tobias kein harter Mensch, vielmehr ein ziemlich gemüthliches Subject, ein seelensguter Kerl, der in seiner beschränkten Einfachheit sich ganz wohl befand und Leidenschaften an Anderen ganz nach derselben, daher sehr einseitig beurtheilte.

Oswald warf einen Blick auf die arme Frau hinauf; sie zuckte nicht; wie ein lebloses Bild des Elends stand sie oben ohne Regung, ohne einen Laut des Schreckens von sich zu geben. Sie hatten glücklich und ohne Unfall die gefährliche Treppe passirt, die Frau machte die Thür ihrer Wohnung auf und jetzt erst sprach sie: „Treten Sie leise auf, meine Kinder schlafen,“ bat sie; die Stimme klang schwach, heiser; unwillkürlich erfolgte ein krampfartiger, tiefer Husten darauf, ein Zeichen, daß die Kraft in den Brustorganen dieser Aermsten zerstört war.

Das Local, in das nun Oswald eintrat, war im höchsten Grade traurig, eine Bodenkammer mit schiefer Dachlage, durch deren Sparrwerk ein feiner, kalter Luftstrom eindrang. Von Möbeln war hier keine Rede.

Unweit des Eingangs lagen einige Schütten Stroh, aus demselben guckten zwei Kinderköpfe hervor, die bis an den Hals damit bedeckt waren, und einige Lumpen von Kleidungsstücken lagen darüber hingebreitet.

„Na, legt ihn hieher, junger Mensch!“ sagte Tobias, auf einen Fleck deutend, der auf dem Strohlager frei war.

Oswald fand dies nicht für gut. „Es wäre besser, wir trügen den Mann in die Stube,“ sagte er; „hier . . .“

„In die Stube? in welche denn?“ fragte Ursel; „hier giebt's keine Stube, das ist die Wohnung des Lumpenschneiders.“

Oswald erstarrte. Solch' ein entsetzliches Elend hatte er nicht für möglich gehalten; vor Schreck ließ er fast den Kopf des Aermsten aller Armen auf das dürftige, kaum den Boden der Kammer bedeckende Stroh niederfallen. Die Frau schien nicht im Geringsten von diesem Elend angegriffen, wir meinen in moralischer Beziehung, denn in physischer zeigte ihr hageres, verfallenes Aeußere hinlänglich die Spuren desselben; sie nahm die zerrissene Decke, die in früherer Zeit wahrscheinlich den Fußboden eines Vorsaales geziert hatte, von ihren Schultern und breitete sie schweigend über ihren Mann. Eine lange Pause folgte, die Frau blieb neben dem traurigen Lager kauern, eine dünne, geflickte Jacke und ein defecter Rock, der mit Bindfaden um

ihre schmalen Hüften befestigt war, bedeckte ihren Körper.

„Na, wir wollen gehen,“ sagte Frau Ursel; „will die Frau Kathrinel nicht ’n Lämpel anstecken?“

„Ich habe kein Licht, keine Lampe,“ war die Antwort.

„Das ist schlimm; na, ’n Betrunkener braucht eigentlich auch kein Licht; gute Nacht, Frau Kathrinel! — Na, junger Mosje, kommen Sie mit, hier können Sie doch nicht bleiben und im Finstern können Sie sich auch nicht herunterfinden.“

„Und dieses arme Weib mit dem kranken Mann wollt ihr allein lassen?“ fragte Oswald; „hier muß geholfen werden.“

Frau Ursel starrte ihn an.

„Ist’s nicht genug, daß wir ihn heraufgebracht haben? Denke doch, soll’n wir etwa noch mehr thun?“

„Ohne Licht! bedenkt doch nur, Leute,“ redete Oswald; „das ist ja entsetzlich. Ich will es Euch bezahlen, schafft eine Lampe herbei, hier ist Geld.“

„Hm, Ursel, was meinst?“ fragte Tobias.

„Na, ich bin gern wohlthätig, wenn’s mich nichts kostet, denn Jeder muß für sich sorgen, daß er nicht untern Schlitten kommt und übrigens, wenn Herr Steglich erführe, daß wir gar so freundlich wären mit den Leuten hier, die schon ’n halb Jahr keinen Pfennig Miethe gezahlt haben, er kündigte uns den Dienst auf.“

„Jetzt ist er in der Betstunde," bemerkte Tobias.

„Richtig, heute ist Freitag," bestätigte Frau Ursel, „vor zehn Uhr kommt er nicht zu Hause; 's mag gehen, wir werden eine Laterne, mit einer Lampe d'rin, heraufbringen. Na, gute Nacht, Frau Kathrinel; gräm' sich die Frau nicht, das wär' Unsinn, an dem Mann erlebt sie so nichts Gutes. Mosje, kommen Sie."

„Ich warte, bis Ihr das Licht heraufbringt."

„'N komischer Kauz," bemerkte Tobias, aus der Kammer gehend.

„Jedes Menschen Wille ist sein Himmelreich," entgegnete Ursel, ihm folgend; „was schadet's uns?"

Die Kammer der Armuth wurde finster, Oswald lehnte an der Brettwand; eine tiefe Stille, nur durch die Athemzüge der Frau und der schlafenden Kinder, durch das zuweilen laut werdende Röcheln des Mannes in etwas gestört; Oswald hatte keinen Muth, eine Frage an die Arme zu richten, er empfand eine Scheu in sich, die er nicht überwinden konnte, denn er fürchtete, durch das geringste Wort diese Unglückliche zu verletzen; aber seine Seele schauderte, — welch' einen Contrast hatte er erlebt!

Aus dem glänzenden Zimmer der schönen, in Reiz und Jugendfülle prangenden, von ausgesuchten Lebensgenüssen umgebenen Bettina in diese Höhle des größten Elends versetzt zu sein! — Welch' eine Unmasse von Abstufungen des Glückes bedurfte es, um

die ungeheure Kluft zwischen dem Glanzpunkte, auf dem sich Bettina befand, und diesen Abgrund des Jammers auszufüllen; er ahnte jetzt, daß eine solche Stufenfolge bestehen müsse, denn es war nicht denkbar, daß diese Unglücklichen, von aller Hülfe Entblößten, immer in dieser Lage gewesen sein konnten, sie mußten erst nach und nach in dieselbe gesunken sein. Welche Erfahrung in einer so kurzen Spanne Zeit, wie dieser Abend! — Das Stroh raschelte, eins der schlafenden Kinder erwachte, es begann zu weinen.

„Sei ruhig, mein Herz, sei ruhig," besänftigte die Frau, die nur für ihre Kinder eine Sprache zu haben schien; „'s ist bald Tag, schlafe wieder."

„Mich hungert, Mutter! es friert mich," klagte das Kind, der Stimme nach ein Mädchen; „und mein Kopf thut mir so sehr weh, — wo bist Du denn, Mutter?"

„Hier, hier," sagte die Frau, „gieb mir Deine Händchen, Julchen; — ach, mein Gott, wie Du frierst, armes Kind!"

„Und mich hungert; ein Stückchen Brot, Mutter."

Eine Pause folgte.

„Ich habe nur noch ein kleines Stückchen, ich wollte es euch morgen früh geben."

„Mich hungert so sehr," klagte das Kind wieder.

„Ich werde Dir geben, Julchen, aber dann habe ich *morgen* nichts für Dich."

Mit einem tiefen Seufzer erhob sich das Weib und schritt nach einem Winkel der Kammer; Oswald hörte sie dort mit den Händen tappen und dann ein Stück hartes Brot auseinanderbrechen. Unwillkürlich stieß er die Worte aus:

„Ach, wie arm seid Ihr!“

„Ist Jemand bei uns?“ fragte das Weib erschreckend, wenigstens lag dieser Ausdruck der Ueberraschung in ihrer krankhaft klingenden Stimme.

„Ich bin es,“ antwortete Oswald, „fürchtet Euch nicht.“

„Wofür?“ war die Entgegnung, „uns kann Niemand etwas mehr zu Leide thun. Ihr seid wohl der junge Mensch, der meinen Mann heraufgetragen?“

„Ja!“

„Warum seid Ihr denn bei uns geblieben? Ich kann Euch nichts geben für Eure Hülfe, die Ihr meinem Mann geleistet, wir haben nichts.“

„Ich will auch nichts,“ war die Entgegnung Oswalds; „ich blieb deswegen da, um mich zu überzeugen, daß Euch die Leute unten aus dem Hause die Laterne mit dem Lichte wirklich heraufbringen.“

„Da wär't Ihr ja kein Mensch!“ sagte die arme Frau.

„Wie meint Ihr das?“

„Die Menschen kümmern sich nicht um uns,“ war die Antwort.

Der Ton, in dem die Frau diese Worte sprach, klang herzzerschneidend; ein nicht zu beschreibender Ausdruck des Schmerzes, ein tief verhaltener Groll, der an der Wurzel des Lebens dieser Unglücklichen fraß und nur zuweilen, gleich den einzelnen Feuerausbrüchen eines Vulkans, aus der kummervollen Brust heraufstieß, lag in diesem Tone. Die Frau schien keinen Glauben mehr in sich zu haben an ein Mitleid, eben so wenig einen Drang, sich an Jemand anzuschließen, sich mitzutheilen, Vergnügen darüber zu empfinden, wenn Jemand Theilnahme an ihrem Elend zeigte; die schöne Menschlichkeit Oswalds schien sie kalt zu lassen, ungerührt. Die schweren, klappenden, fast taktmäßigen Tritte Tobias' erschallten von unten herauf und Oswald fühlte an der leichten Bewegung der Luft, daß die Frau aus dem Winkel zurück nach dem traurigen Lager ging und hörte sie niederknieen auf dem Stroh.

„Da, iß, Julchen, wecke aber den Otto nicht auf; wenn ich Euch heute das Brot gebe, dann habt Ihr morgen kein Frühstück.“

Das Kind biß in das Brot, daß es prasselte; es schien eine harte Rinde zu sein.

Jetzt war Alles wieder ruhig, nur das Schnorpsen der Zähne des hungrigen Kindes in dem harten Brote, und die schweren, schallenden Tritte des Hausmanns, der soeben die fünfte Treppe heraufstieg, machten die Scene etwas lebendig. Wenige Augenblicke später

durchdrang Lichtschein die Kammer; Tobias erschien mit einer Stalllaterne, in der eine Lampe brannte. Der Anblick, den das Licht auf's Neue Oswald bot, war ein wenig veränderter; die Frau saß nur auf einem schmalen Streif Stroh neben ihrem Mann, auf dessen Kopf eine ihrer Hände ruhte, indeß sie mit der andern die Stirn hielt. Das Lager war nothdürftig so breit, daß zwei Erwachsene und zwei Kinder nebeneinander liegen konnten, jedoch waren sie genöthigt, sich hart aneinander anzuschmiegen des Platzes wegen und vorzüglich wegen der gegenseitigen Wärme, die sie sich einander mittheilten. Die Frau hatte jetzt kaum eine Handbreit Platz auf dem Strohe, der Körper ihres Mannes nahm seinen und ihren Lagerraum fast gänzlich ein.

Das an der harten Brotrinde beißende Kind hatte sich, durch den ungewohnten Anblick des Lichtes in dieser Kammer aufgemuntert, in die Höhe gerichtet; das andere schlief ungestört fort.

„Na, Frau Kathrinel, da ist Licht und hier eine Obertasse voll Oel, wenn's etwa ausgehen will; morgen hole ich mir die Laterne mit dem Lämpel wieder herunter."

Mit einem tiefen Athemzug schlug der Mann jetzt die Augen auf und starrte umher; im ersten Moment schien er nicht zu begreifen, was mit ihm geschehen sei. Das war nicht der stiere Blick eines Be-

trunkenen, den der Rausch zu verlassen anfängt, sondern das matte Auge eines Todtkranken.

„Käthchen! ... Wasser ... gieb mir Wasser!“ stammelte er.

Die Frau stand auf und holte einen Topf mit Wasser; er trank. Dann richtete er sich, von ihr unterstützt, auf.

„Wer ist das?“ fragte er auf Oswald deutend.

„Ich weiß es nicht,“ sagte die Frau.

„Ich auch nicht,“ pflichtete Tobias bei.

Oswald antwortete nicht; er blickte den Mann an, dessen tief eingefallenes, bleiches, von einem schlecht gepflegten Backenbart beschattetes Gesicht mit einigen Blutflecken bedeckt war; an der Stirn hing eine ziemlich große Beule, als Zeichen seines Falles auf der Straße. Dies Leidensantlitz, auf dem der Hunger und die Verzweiflung ihren vollkommensten Stempel aufgedrückt hatten, erweckte sein tiefstes Mitleid. Wie arm mußte dieser Mensch sein, der in solch' einer Kammer, in welche Niemand ein Thier gesperrt hätte, aus Sorge, es verkommen zu sehen, mit seiner Familie zu wohnen genöthigt war.

Da ihn Oswald jetzt genauer betrachtete, so fand er erst, daß, obwohl der Arme eine schwächliche Mittelfigur, doch von einem fast zierlichen Körperbau war, gewiß nicht zu solch' einem elenden Dasein oder zu einer

harten, die Muskeln ausprägenden Arbeit in früher Zeit bestimmt gewesen sei. Die ziemlich hell brennende Lampe in der Laterne warf hinreichende Hellung über diese Gruppe des Elends, welche noch durch das Erwachen des zweiten Kindes, das, als es das Licht erblickte und Tobias und Oswald stehen sah, laut zu weinen anfing.

Mit Mühe beruhigte diese arme Mutter ihr Kind durch den letzten Rest der harten Brotrinde; die Gier, mit welcher die Kleine — es war auch ein Mädchen — die Zähnchen in die Kruste einschlug, wies nur zu deutlich, wie sehr der Hunger sich hier eingenistet hatte, welch' ein furchtbarer Quäler er bei dieser bedauernswürdigen Familie sei. Der Mann hatte auf seine Frage, wer Oswald sei, vergessen: seine Blicke hingen an dem harten Stück Brote, an dem sein jüngstes Kind nagte; er vergaß auch seine Umgebung, das gräßliche Gefühl des Hungers erwachte bei ihm.

„Hast Du noch Brot, Käthel?“ fragte er; „ich habe seit heute Morgen nichts gegessen.“

„Nein, das war das letzte,“ sagte die Frau leise, das Gesicht tief auf die Brust geneigt.

Der Mann sank, wie vernichtet, in sich zusammen. Oswald fühlte eine Eiskälte durch seine Adern schleichen.

„Habt Ihr denn heute nichts verdient?“ fragte Tobias.

„Nein,“ antwortete der Mann dumpf, „ich habe

immer an der Post gestanden, um den Reisenden Gepäck forttragen zu helfen, aber man sieht mich an, man zuckt mit den Achseln, oder kehrt sich verächtlich von mir weg; — man hält mich für einen Spitzbuben, Niemand vertraut mir nur für einen Pfennig Werths an."

Ein Laut, wie ein kurzes, abgebrochenes Gebrüll des verzweiflungsvollsten Schmerzes folgte seiner Antwort.

„Ich habe nicht einmal so viel Geld zu Blausäure für uns!" rief er.

Oswald verstand den Sinn dieser Rede nicht; er wußte nicht, daß der Elende beklagte, sich nicht einmal im Besitz eines schnellwirkenden Giftes setzen zu können, aber er begriff, daß hier eine rasche Hülfe nothwendig sei. Er hatte noch ein einziges Stück Geld in der Tasche.

„Ich habe nicht mehr," sagte er; „aber kauft Euch Brot dafür, es wird hinlangen, Euch zu sättigen."

Die Bezeichnung des unentbehrlichsten Gegenstandes, der ihnen so gänzlich mangelte und der ihnen so unverhofft gewährt wurde, oder wenigstens das Mittel, sich in Besitz desselben zu setzen, machte einen außerordentlichen Eindruck auf diese Armen. Die Frau, welche kalt, abgestorben für Alles schien, warf den matten Blick auf den Geber.

Ha! dieser Blick wurde lebhaft, glänzend; das in

dieser Brust fast erloschene Feuer schien noch einmal aufzuflammen und den Weg durch das Auge zu suchen — Brot für ihre Kinder! Und der Mann, dem Oswald das Geldstück in die Hand gedrückt hatte, schien erstarrt, als wäre diese Wohlthat zu groß für ihn, daß er sie begreifen könne; der Sechstelthaler lag in dem Teller der abgezehrten Hand und er starrte darauf hin. Welch' ein Reichthum für ihn! Er begann zu zittern und dicke Thränentropfen fielen auf sein geflicktes Gewand, dann blickte er auf.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er leise.

„Na, Mosje, gehen Sie mit? Das wird mir hier oben zu lange; meine Ursel hat mir aufgetragen, gleich wieder zu kommen, die Ursel fürchtet sich vor Gespenstern; 's ist 'n albernes Weibsstück.“

„Ja, ich gehe mit,“ stimmte Oswald bei; „morgen komme ich wieder.“

Der Mann erhob sich.

„Ich will keinen Schnaps mehr trinken,“ sagte er, „das verspreche ich Ihnen.“

„Und ich gehe mit hinunter, ich hole Brot — Brot! — Ach, guter Gott! wer hätte geglaubt, daß wir uns heute noch satt essen sollten!“ rief die Frau. „Wo ist denn meine Jacke? — — ach, ich finde mein Camisol nicht.“

„Hier, Mutter,“ sagte das größte der Kinder; Du hast uns damit zugedeckt.“

„Ach ja, ja!"

Oswald machte die Bemerkung, daß, obgleich diese Jacke, welche die Frau jetzt überzog, ebenso defect war, wie Alles, was sich in dieser Behausung vorfand, die Bewohner miteingerechnet, doch Alles wohlgeflickt sich zeigte, wenn auch mit Lappen, die nicht mit dem Grundton des ursprünglichen Stoffes harmonirten. Tobias hatte ein Stückchen Wachsstock an dem Lampenlicht in der Laterne angezündet und sie verließen nun diese Höhle des Elends.

„Gott segne Sie, junger Herr!" rief ihm der Mann nach.

„Na, Sie sind nun ein paar Groschen ärmer geworden, Mosje; wenn Herr Steglich das sähe, der würde denken, Sie wären verrückt," lachte Tobias, während sie die Treppen hinuntergingen.

„Schweigt, ich habe nicht nach Eurem oder Jemandes Urtheil gefragt!"

„Schon gut, schon gut; wenn man's nur weiß, daß Sie kein Späßchen vertragen," antwortete Tobias mit der größten Ruhe; „ich brauche ja gar nichts zu reden, 's geht nicht aus meinem Geldbeutel, das ist das Beste."

Oswald war empört über diese Gefühllosigkeit, die nicht einmal in einem bösen Herzen wurzelte, sondern nur in einer außerordentlichen Dummheit, auf die Tobias, der diese Eigenschaft als eine besondere Auszeich-

nung und jedenfalls für eminenten Witz hielt, mit dem er für's Leben gern kokettirte, sogar sehr stolz zu sein pflegte. Mit der Frau zugleich verließ Oswald das Haus, sie mußte ihm den Weg zeigen, wo er am nächsten nach der Schloßgasse kam; von da aus konnte er sich schon zurecht finden. Er erfuhr, daß diese Gegend, wo er sich jetzt befand, nur unter dem Namen: „am Spittel" bekannt sei. Er mußte die Straße entlang gehen, und die Frau, die zu einem Bäcker in derselben ging, begleitete ihn. Sie blieb an einem erleuchteten Fenster stehen und klopfte; Oswald stand neben ihr. Das Fenster wurde geöffnet.

„Ein großes Brot!" verlangte die Frau, vor Kälte und Begier nach dem theuren Schatze zitternd.

„Ist das nicht des Lumpenschneiders Frau?" fragte der Bäcker, ein ausgefressener, vierkantiger Kerl, mit einer von Ruß und Rauch nicht wenig geschwärzten, weißwollenen Mütze auf dem Schädel; „ei, der Teufel, wie kommt Ihr denn zu so viel Geld? das ist doch nicht bei Euch gewachsen? — Habt's wohl mitgehen heißen, weil's Euch wo im Wege gelegen hat?"

„Ich bin keine Diebin," antwortete die Frau; „ich habe das Geld zum Geschenk bekommen."

„Ich habe es ihr gegeben," sagte Oswald; „wofür? wird Euch nichts angehen."

„Bewahre!" lachte der Vierkantige frivol lachend;

„ich beneide den Herrn um den fetten Braten nicht, Jeder nach seinem Geschmack.“

Mit diesen Worten reichte er das Brot heraus; Oswald mußte es ergreifen, denn die Frau schien alle Lust darnach verloren zu haben; das Fenster des Bäckers klappte zu.

„So nehmen Sie doch, Frau,“ sagte Oswald, ihr das Brot hinhaltend. Ein paar warme Tropfen fielen auf seine Hand. — „Sie weinen? warum denn nur?“

„Haben Sie nicht gehört, was der Bäcker sagte? — ich habe im heftigsten Hunger, in der größten Noth keine Thränen vergossen, ich ertrug Alles mit Ergebung, aber der Spott und diese schreckliche Ueberzeugung, daß die Armuth zu Allem fähig sei, diese Demüthigung macht mich weinen ... aber ich habe Brot für meine Kinder ... für meinen armen Mann. Gott segne Sie!“

Pfeilschnell eilte die Aermste davon; Oswald sah ihr nach, bis sie im tiefen Schatten der Häuserreihe gänzlich verschwand, dann verließ auch er den Platz und wandelte den Weg, welcher ihm beschrieben worden war. Auf der Schloßgasse glänzten die Gewölbe im hellen Lampenschimmer, der Reichthum lag ausgebreitet und beleuchtet, elegante Equipagen rollten hin und her; hier sah man keinen Armen, kein Elend, keinen Hunger; die Wogen eines raschen und heiteren Lebens

schlugen hier zusammen und verbargen künstlich „die heulende Tiefe.“

Im Hause der Frau von Kauritz, dieser wahrhaften Himmelstochter, ging es, wie immer, still und fromm zu, als musterhaftes Beispiel für die ganze Umgegend. Man hörte hier nie Lärm, oder auch nur laute Reden, nur selten sah man die Besitzerin und ihre Tochter an einem der Fenster; man wußte, daß dies Haus ein Sitz der Frömmigkeit sei und kümmerte sich im Ganzen wenig darum. Das Aushängeschild der Wohlthätigkeit fehlte nicht; jeden Sonnabend sah man eine Anzahl Arme beiderlei Geschlechts in dem Hausflur auf die gnädige Frau wartend, die mit mildthätiger Hand Almosen unter ihnen austheilte, mit verschiedenen Floskeln aus dem alten und neuen Testament sie begleitend, und diese armen und meistentheils hochbetagten Leute zur Gottseligkeit ermahnend. Diese Philanthropie war so unschuldiger Natur, daß Jeder es für eine große Thorheit gehalten haben würde, sich mit Gedanken über den frommen Sinn der Gnädigen zu plagen; die Frau war Betschwester geworden, nachdem sie früher im höchsten Grade weltlich gesinnt gewesen, dergleichen ist nichts Neues, und die Heiligen-Legenden beweisen solche Sinneswandlungen in überreicher Zahl; warum hätte

man sich noch wundern sollen? Indeß für die Nachbarn blieb das ehrwürdige, graue und finstre Haus immer ein Geheimniß, denn Frau von Kauritz hielt sich von aller profanen Gesellschaft fern und führte ein stilles, beschauliches Leben. Wenn man auch anfänglich die Köpfe zusammensteckte über die Betstunden, so war man dies doch allmälig gewohnt worden und kein Mensch bekümmerte sich jetzt mehr darum, da der Grundsatz: „Jeder nach seinem Geschmacke“ auch in der That keinen Einspruch gegen die Betstunden aufkommen ließ. Unter diesem Banner des Friedens gedieh die Muckerschaft so vortrefflich, als sich die dabei Betheiligten es nur wünschen konnten. Ein anderer Grund, der die Leute in Schach hielt und eigentlich jede, vielleicht gehässige Bemerkung gegen diese Frommen unterdrückte, lag wohl in der Ueberzeugung, daß diese ehrenwerthe Gesellschaft fast meist aus solchen Personen bestand, die in den höheren Ständen heimisch und angesehene Leute waren, die sich für Spott leicht und empfindlich rächen konnten; insgeheim lachte man freilich über die gar zu große Frömmigkeit und sagte: „das sei pharisäisch.“

Wir haben den Leser mit den Personen bekannt gemacht, welche dieses Haus bewohnten, dessen täglicher Besucher der Diaconus Stutenthal war. Seit jenem Abend, den wir schilderten, hatte sich wenig verändert. Eva war eine Gefangene, die ihr Zimmer nicht ver-

lassen durfte; ihre Gesinnungen hatten sich nicht gewandelt, sie verabscheute das Treiben, zu dessen Theilnehmerin man sie machen wollte. Dieses junge und aller Unnatur fremde Geschöpf haßte bereits und zwar den Diaconus, diesen süßfreundlichen, heuchlerischen Sünder, dessen Nähe, wenn es sich zuweilen gefügt hatte, daß sie auf kurze Zeit allein mit ihm im Zimmer sein mußte, ihr eine unbeschreibliche Angst erregte, wie ungefähr bei dem kleinen, buntgefiederten Sänger der amerikanischen Oeden, der Bereich einer Klapperschlange hervorrufen mag. Die blinzelnden Blicke, die zuweilen unter den, aus lauter Gottseligkeit fast immer herabsenkenden Augenlidern des Diaconus sich hervorstahlen und ihre schöne, volle und kräftige Gestalt mit Gier überschweiften, ängsteten Eva besonders; sie zitterte fast, wenn dieser gottesfürchtige Freund ihrer gnädigen Tante mit einer Masse von Bibelsprüchen auf sie zutrat und mit seinen Händen ihre Schultern berührte, oder gar ihren Busen, wie durch Zufall. Das elastische, dem Druck seiner Finger nachgebende Fleisch dieser schönen Büste schien dann jedesmal den heiligen Mann zu electrisiren, seine Augen funkelten und sein Gesicht, welches er in der Regel unter strenger Controle hielt, wies einen Anflug von Ungehorsam; ein wohlbehagliches Gefühl brach durch den gleißnerischen Frömmigkeitsschein seiner Züge — ach, sie kannte die Geheimnisse dieser „Stillen im Lande“ noch nicht, sie ahnte

nicht, daß diese Betstunden, die den freien Geist zu entwürdigen, mit unsittlichen, trivialen Bildern zu beflecken und auf diese Weise zu erniedrigen bestimmt waren, nur der Anfang wären, die erste Einweihung in die Orgien, welche diese gottseligen Freunde in stiller Nachtstunde feierten.

Die Spannung zwischen der Gnädigen und deren Nichte Eva war sehr ernstlich — die Letztere hatte schon mehrere Betstunden unbesucht gelassen und weigerte sich standhaft, an diesem mystischen Unsinn Theil zu nehmen und diese Weigerung hatte die Folge, daß sie auf Befehl der Gnädigen, als eine gefangene Verbrecherin, ihr Zimmer nicht verlassen durfte; der kleine Gang, welcher zu Eva's Zimmer führte, blieb verschlossen und sie so von aller Annäherung mit irgend Jemand im Hause abgesperrt. Diese Einsamkeit war in den ersten Tagen allerdings für dies arme Mädchen sehr erfreulich; es war eine Art Freiheit, sie sah die scheinheiligen, und immer einen Tadel an ihr findenden Verwandten nicht; aber wie ist es möglich, daß einem jungen, lebenslustigen Gemüth ein solches Beschränktsein auf sich selber länger zusagen könnte, als eine kurze Zeit? Eva's Zimmer hatte die Aussicht in einen sehr engen Hofraum, der von Niemand bewohnt war. Die ununterbrochene Stille, die grauen Mauern, die mystischen, sinnverwirrenden Bücher, die man ihr gelassen und in welche sie, durch die gänzliche Unthätigkeit, — denn

man hätte ihr jedes Material, zu irgend einer weiblichen Arbeit, selbst ihr Strickzeug, wo ihr doch, wenn sie das schon Gestrickte wieder aufgedrieselt und von Neuem gestrickt hätte, eine Beschäftigung geblieben wäre, entzogen, — angetrieben, zuweilen die Blicke hineinwarf, um wenigstens eine Zerstreuung zu haben und sie dann mit Ekel wegzuwerfen; die Bewegungslosigkeit, in die sie sich versetzt sah und die einen sehr unvortheilhaften Eindruck auf ihren Körper machte — Alles dies ließ ihr bald den Verlust ihrer Freiheit schwer empfinden; aber ihr Geist blieb ungebeugt; der Mißmuth, welcher sich dieses jungen Mädchens bemächtigte, brachte indeß einen Trotz, einen Haß, einen Entschluß in ihrer Seele hervor, den jeder neue Tag vergrößerte.

Wir finden den Diaconus bei der Gnädigen; sie sind allein, zwei einander würdige Seelen, die, da sie jetzt von keinem Dritten belästigt sich sehen, auch durchaus keine Maske vorzunehmen haben und ohne Scheu ihre Gedanken einander mittheilen, im Voraus überzeugt, daß sie einander, um sprüchwörtlich zu reden, bis auf den Boden der Seele kennen und auf keinen Widerstand, auf keine Befremdung über irgend eine Ansicht bei einander stoßen. Der Diaconus drehte seine silberne Tabatiere zwischen den Fingern der Rechten und saß bequem neben der Gnädigen im Sopha, die Beine übereinander geschlagen.

„Was meinen Sie, guter Stutenthal, dazu?“

fragte diese, „wir müssen etwas thun, um dem Mädchen den harten Kopf zu brechen; sie darf gar keinen Willen mehr haben, die geringste Spur eines Selbstwillens kann uns gefährlich werden, denn ich glaube immer, sie ahnt mehr, als wir denken.“

„Von unsern stillen, gottseligen Freuden, wenn wir uns geistig und körperlich in jene Zeit der Unschuld versetzen, wo Alles in selig-unbewußter Gemeinschaft lebte?“ antwortete der Diaconus, die Zungenspitze etwas über die Unterlippe hervorbringend, als schwelge er in der Erinnerung eines köstlichen Mahles.

„Nein, ich meine das nicht,“ sagte die Gnädige, „wir haben glücklicherweise die Vorsicht der Weltkinder gebraucht, um unsre frommen Freuden vor dieser Thörin zu verhüllen; sie weiß nichts davon.“

„Aber sie muß in unsere gottseligen Geheimnisse eingeweiht werden,“ redete der Diaconus rasch und mit Bestimmtheit.

Ein frivoles Lächeln schlüpfte über das Gesicht der Frau von Kauritz; sie nickte mit dem Kopfe.

Die Zungenspitze des frommen Herrn glitt mehrere Male über die Unterlippe — er war ja der Wächter Zions, der Aufseher des Tempels und seine Gottseligkeit freute sich, dieses schöne Weltkind zu den wahren Wonnen der Frommen einzuweihen.

„Ich glaube, sie hat Mißtrauen wegen der Erbschaft,“ redete Frau von Kauritz; „ich habe bemerkt

daß, so oft die Rede auf ihren Vater kam, oder ich ihr vorhielt, daß sie es nur meiner Gnade zu danken habe, daß sie jetzt nicht die Dienste einer Magd bei fremden Leuten verrichten müsse, sie mir einen durchdringenden Blick zugeworfen, der mich jedesmal in Verlegenheit brachte."

„Meine gottselige Schwester und Freundin," redete der Diaconus, „das ist eine kindische Furcht, die keinen Grund hat. Was wir thaten, geschah um des Lammes willen, um dessen Reich auf Erden zu vergrößern und der sündigen Menschheit die Mittel zu entziehen, durch welche sie das himmlische Reich bekämpft und mit Füßen tritt. Ich bin ruhig darüber; unser Wandel ist von dem Herrn, der Glaube macht Alles gut. Denken Sie doch an Kain und Abel, der Böse tödtete den Guten; die ganze Weltgeschichte spiegelt sich in dieser ersten That und es ist daher die Pflicht der Berufenen, die dem Lamme folgen, den Bösen zu tödten, wie es auch nur geschehen mag. Das ist unsre Aufgabe; lassen Sie uns dieselbe mit allen uns nur zu Gebote stehenden Mitteln verfolgen."

„Aber die Welt, die Welt! ich fürchte, man dürfte das, was wir gethan haben, um der bösen Menschheit die Mittel zum lästerlichen Lebenswandel zu entziehen, nicht zu unserm Besten deuten, wenn es je an den Tag käme — ich gestehe es, mein gottseliger Freund,

ich bin oft sehr unruhig in mir und es macht mir viel Mühe, es zu verbergen."

„Das ist Schwäche des Fleisches," bemerkte der Diaconus ruhig, „strafen Sie sich, daß der Geist über das Fleisch sich erhebe."

„Ich werde," sagte Frau von Kauritz, „ach, die Strafe thut wohl." Dabei deutete sie auf eine Ruthe, deren Spitzen hinter einem Spiegel vorlauschten.

„Wir sind allein," redete der Diaconus, „hören Sie mich jetzt an, meine gottselige Freundin. Ich habe über das junge Mädchen nachgedacht, es darf nie in Freiheit kommen, Sie wissen, warum; sie muß unser sein oder vernichtet werden."

So frivol auch die Gnädige sein mochte, und sie war es in einem ziemlich hohen Grade, so konnte sie doch nicht einen Schrecken, einen Schauder verbergen; schon diese Ruhe, mit der der Diaconus dies Resultat seines Calcüls aussprach, mußte auf jedes Herz, wo nur noch ein Funke menschliches Gefühl waltete, einen furchtbaren Eindruck ausüben.

Nach dieser ohne Scheu gethanen Erklärung war es mit Gewißheit anzunehmen, daß ganz besondere Verhältnisse zwischen diesen beiden Personen bestehen mußten, welche Frau von Kauritz ganz unter die Gewalt dieses gottseligen Mannes gaben, der in jeder Art und Weise ein vollkommener Pharisäer war. Als ob er den Schauer der Gnädigen nicht bemerke, oder dieser ihr

ganz gleichgültig lasse, fuhr der Diaconus fort zu sprechen, während er die Tabatiere, wie ein Rad, flüchtig durch die Finger ließ.

„Sie muß unser sein, eingeweiht in unsre gottseligen Geheimnisse, ganz durchdrungen von der Inbrunst zum Lamm und seinen Wonnen.“

„Bei diesem Trotz des Mädchens, sehe ich nicht die Möglichkeit ein,“ entgegnete Frau von Kauritz.

„Wäre Ihnen dieser Ausweg lieber, als der erstere?“ fragte der Diaconus.

„Ach ja, ich fürchte jede Gewaltthat!“ antwortete die Vorige.

„Ich weiß, Sie haben ein weiches Herz,“ stimmte der geistliche Herr bei und ein fast verächtliches Lächeln zog wie eine flüchtige Wolke schnell über sein Gesicht; „gewiß, auch unter den Lasterhaften giebt es erhabene Charaktere, welche durch ihre Größe, durch ihre eingefleischte, eisige Niederträchtigkeit, die schwächeren Bösewichter beherrschen. Wir wollen die gelinden und wohlthätigen Strafen zuerst anwenden, um zwei Zwecke zugleich zu erreichen. Strafen wir sie mit der Ruthe.“

Frau von Kauritz, die ihre Augen bisher zu Boden geschlagen hatte, wendete den Blick jetzt erstaunt auf den Sprechenden.

„Sie halten das für Scherz,“ sagte dieser, „aber es ist mein Ernst. Ich werde Ihnen das anatomisch

erklären und Sie werden mir beipflichten. Man muß ihre Lenden geißeln.“

Frau von Kauritz verstummte.

„Erstens sind die Geißelungen der Lenden weit gefährlicher, weil die Krankheiten des Geistes mehr zu bedeuten haben, als die des Körpers. Die Ruthenstreiche auf die Lendenmuskeln erregen mit Heftigkeit die Lebensgeister und diese Eindrücke gehen augenblicklich in das Gehirn über, zu dem die beiden Lendenadern führen, welche sich zwischen dem Rückrad, zu beiden Seiten des Rückenmarks befinden. Je heftiger die Ruthe die Lenden berührt, desto mehr erhitzt sich das Gehirn, die Materie der Wollust durchströmt den Körper, die Sinne werden von einem gewaltigen Kitzel erregt — so wird sie entweder unser, sie sucht Befriedigung oder sie wird durch eine tägliche Erregung dieses Wollustkitzels geisteskrank.“

Der Diaconus schwieg; Frau von Kauritz sprach nichts, sie wagte es nicht, diesem Mann zu widersprechen, sie fürchtete ihn; sie glich der Seele eines Sünders, die unter'm Fußtritt des Teufels winselt, aber machtlos ist, sich der namenlosen Qual zu entreißen. Frau von Kauritz kannte den heiligen Mann zu genau, um zu wissen, daß seine eigene, niederträchtige Gier der Wollust ihm dies teuflische Mittel eingegeben. Aber welche genaue und innige Verbindung mußte dieses Weib, diesen Mann an einander fesseln, daß er es

durfte, solch eine abscheuliche Bosheit ohne Scheu vor ihr aussprechen, sie dazu zu bestimmen!?

Diese Unterhaltung wurde gestört durch den Eintritt Beinlichs, dem Oswald Ehrenhaupt folgte; es war das erste Mal, daß der Letztere dies unter dem Deckmantel strengster Religiosität stehende Haus der geheimnißvollen Orgien betrat.

Frau von Kauritz bemühte sich, den Schreck, das Entsetzen, welches die eben geschilderte Scene in ihr hervorgerufen hatte, so gut als möglich zu verbergen.

Der Leser würde sehr irren, wenn er eben diesen Schreck, dies Entsetzen, auf die Rechnung eines besseren Gefühls bei Frau von Kauritz setzen wollte; die weibliche Schwäche war es nur, welche vor einer vorausberechneten Greuelthat erbebte; in dieser Stimmung schien der Diaconus ihr als ein bewundernswerthes Muster der geistigen Ruhe, kein Zug seines süßfreundlichen Gesichts verrieth eine Spur von Verwirrung. Er hatte sich erhoben und schritt Beinlich entgegen, der ihm und der Gnädigen den Jüngling vorstellte.

„Gesegnet sei Ihr Eintritt in dies gottselige Haus!“ sagte der geistliche Herr mit feierlicher Stimme; „gesegnet der erste Schritt auf die Schwelle des Reiches des unschuldigen Lammes! dreimal gesegnet, unentweihtes Herz, das ich mit der Inbrunst der Gottseligkeit an meine Brust schließe!“

Nach diesem Segensspruch umarmte ihn der

Diaconus und führte ihn dann zu Frau von Kauritz, welcher er sonach Zeit gelassen, sich von der vorhergehenden Scene zu sammeln.

„Meine fromme Freundin, umarmen auch Sie diesen Jüngling; wir werden ihn einführen in die Gemeinschaft der Frommen!“

Frau von Kauritz drückte mehr maschinenmäßig, als mit Inbrunst, Oswald an ihr Herz, sie war überrascht. Der Wechsel, der in so kurzer Minuten Raum geschehen, hatte sie verdutzt.

Oswald war ein schöner Jüngling, obschon seine gelben Ringellocken, in dieser ehrwürdigen Gesellschaft, einen starken Anstrich von Demagogie trugen; Mucker sind jederzeit glatte Leute, die sich nie in ihre eigenen, sondern nur in die Locken des Lammes hüllen, zu dessen Reich sie sich ausschließlich bekennen.

Wir können unmöglich das Erstaunen Oswalds schildern, welches ihm dieser Empfang bereitete; er war im höchsten Grade überrascht und wußte wirklich nicht, ob er träume. Indeß diese Freundlichkeit, die ihm hier entgegenkam, übte keinen abstoßenden Einfluß auf ihn; durch die Gewohnheit des Umganges mit seinem Vater, dem Magister, war er an den geistlich-freundlichen Ton gewöhnt.

„Sie sehen, daß ich Sie gut empfohlen habe,“ flüsterte ihm Beinlich zu.

„Ich danke Ihnen," antwortete Oswald, „es sind gewiß sehr brave Leute, das glaube ich."

„Sehr brav und sehr fromm," entgegnete Jener; ein leises Lächeln überschwebte sein Gesicht und verschwand unter den blauen Brillengläsern. Beinlichs Gesichtsausdrücke glichen jederzeit den von einem Zeichner flüchtig hingeworfenen Kreide-Umrissen von Gestalten, denen die Köpfe fehlen.

Frau von Kauritz zog die Klingelschnur.

Das Mädchen trat ein.

„Meine Tochter!" rief ihr die Gnädige zu.

Man setzte sich; Therese kam.

„Ein unentweihtes Herz!" sagte der Diaconus zu ihr, auf Oswald deutend, der sich vor ihr verneigte, „gieb ihm den Schwesterkuß, fromme Tochter."

Langsam nahte sie sich dem Jüngling, sie markirte eine gewisse Verwirrung, sie wußte, daß die Schaam einem jungen, weiblichen Wesen einen gewissen Nimbus verleiht; die Schaam ist in vielen Fällen die treueste Freundin der Koketterie und erringt oft größere Vortheile, als die Liebenswürdigkeit selbst, sie täuscht. Therese war jung, vielleicht zwanzig Jahr, sie war üppig gebaut, wie ihr Sinn für die sinnliche Lust besonders aufgeweckt. Wenn auch keine Schönheit, so besaß sie doch vollkommen jene Täuschungsgabe, die an Stelle der wahren Anmuth ein gewisses Interesse einzuflößen

im Stande ist, ein Interesse, welches die Sinne mehr erregt, als das Herz.

Und der Diaconus kannte seine Leute; er wußte, daß der Kuß eines jungen Mädchens, wenn auch nicht von besonderer Schönheit, eine besondere magnetische Kraft auf einen Jüngling ausübt, daß dergleichen Lockmittel betäuben und wenn nur ein wenig nachgeholfen wird, ihn fesseln. Der geistliche Herr besaß eine bewunderungswürdige Menschenkenntniß. Er wußte eine lebhafte Unterhaltung zwischen sich, der Gnädigen und Beinlich einzuleiten, so daß Oswald und Therese auf sich beschränkt blieben. Er überließ es der Geschicklichkeit einer Wollust athmenden Kokette, sich eine Eroberung zu sichern, er vertraute ihr, weil er wußte, daß er sich nicht täuschen würde, er vertraute dem glühenden Leben, das aus dem gesunden, muthigen Antlitz des Jünglings so unverkennbar sprach.

„Sie sind, wie uns Herr Beinlich sagte, den ich als einen braven Mann hochachte, nur erst kurze Zeit in der Stadt?“ fragte sie.

„So ist es,“ antwortete Oswald, „ich habe nie eine Vorstellung von der Stadt gehabt, ehe ich hierher kam; aber es gefällt mir hier, obwohl ich schon in der kurzen Zeit viel Trauriges gesehen habe.“

„Ach ja, es mag hier viel Unglück geben!“ stimmte Therese bei, „Gott sei Dank, ich kenne es nicht.“

„Ich habe es früher auch nicht gekannt und ich glaube fast, daß es wahr ist, wie mir Herr Beinlich sagt, daß ich noch lange nicht Alles kenne."

„Ich wünsche nicht, daß Sie es kennen lernen," sagte Therese darauf.

Eine Pause folgte, welche Oswald endlich unterbrach mit der Frage:

„Sagen Sie mir, warum nannte man mich hier „unentweihtes Herz?"

„Warum?" entgegnete Therese, mit einem Anflug von schwärmerischer Lebhaftigkeit, „weil es bei uns Sitte ist, diejenigen, welche noch nicht von den Lastern der Weltkinder berührt, als unentweiht und gottselig zu betrachten. Sie sind nicht entweiht, Sie kennen die Menschen noch nicht, Alles ist Ihnen neu und fremd — o möchte es Ihnen doch auf immer fremd bleiben und Sie in unsrer Gemeinschaft das wahre Glück finden. Wir haben uns von den bösen Einflüssen der Welt zurückgezogen, wir leben in einer liebevollen Einigkeit untereinander und freuen uns, wenn wir der bösen Welt ein Glied entreißen, wenn wir Jemand unser nennen können. Ach, auch wir haben Freuden, freilich stille, der Welt verborgene Freuden; aber sie sind ein Glück."

Das klang so einschmeichelnd, so lockend; Therese erschien dem Jüngling liebenswürdig — welch eine

Sanftmuth in ihren Worten, welche holde Schaam! Und das sollte nicht eine Wahrheit sein?

Als Oswald diesen ersten Besuch endigte und mit Beinlich fortging, fragte er:

„Therese, erlauben Sie mir, wiederzukommen?“

„Sie bedürfen keines Führers in unser Haus,“ antwortete diese; „Sie werden stets Freunde hier finden, denen Sie willkommen sind.“

Und der fromme Diaconus segnete den Ausgang des Jünglings wieder mit so salbungsvollen Worten, wie er dessen Eintritt gesegnet hatte, so daß Oswald sich gerührt fühlte, denn es wollte ihm fast bedünken, daß des Segnenden Augen feucht glänzten.

Die Gnädige wies nicht weniger eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit; sie ladete ihn ein, seinen Besuch bald zu wiederholen, wenn es ihm bei einer stillen, von der Welt zurückgezogenen Familie gefiele.

Demnach verließ Oswald, mit dem günstigsten Eindruck, dies stille, fromme Haus, in Begleitung Beinlichs.

„Er darf Eva nicht sehen,“ flüsterte der Diaconus Theresen zu, „nicht wahr?“

Therese nickte, sie lächelte, sie bewunderte das richtige Gefühl ihres geistlichen Freundes.

„Ich habe Ihnen, Therese, etwas mitzutheilen; erwarten Sie mich auf Ihrem Zimmer.“

Ein abermaliges, bejahendes Kopfnicken und The-

rese entfernte sich nach einer Weile, in welcher über Oswald gesprochen worden war, in ihr Zimmer, um den Diaconus später zu erwarten.

Wir wollen nicht die üppigen Bilder schildern, die ihre Phantasie sich gestaltete; es ist eine alte Wahrheit, daß gerade die Personen, die mit Heiligkeit prunken, die unzüchtigsten Phantasien nähren; das Leben der Mönche und Nonnen verbürgt fast durchgängig die Wahrheit dieses Satzes.

Oswald hatte nicht vergessen, das Haus am Spittel zu besuchen. Er besaß freilich kein Geld; aber er hatte Beinlich um welches angesprochen und dieser ihm diese Bitte nicht abgeschlagen, mit Willen nicht abgeschlagen, da er ihn, seinem Zwecke gemäß, mit dem Elend und mit dem Laster bekannt zu machen strebte. Es war ihm daher nur erwünscht, daß der Zufall selbst Oswald zu dieser Kenntniß verhalf. Das Geld, welches er ihm zur Unterstützung der elenden Familie des Lumpenschneiders verabreichte, kam, seiner Geringfügigkeit wegen, gar nicht in Anschlag zu dem Plane des Notars; es war unmöglich, daß diese Armen davon mehr Vortheil haben konnten, als gerade nur eine Erleichterung ihrer gegenwärtigen, traurigen Lage, eine Linderung des Hungers, der diese Armen bereits zu Gerippen abgezehrt hatte.

Durch die Besuche, welche Oswald bei dieser Familie machte, war er nicht nur mit ihnen, sondern

auch mit dem Ehepaar Tobias und Ursel näher bekannt geworden. Tobias war im Ganzen ein seelensguter Kerl, einen bedeutenden Theil Phlegma abgerechnet, der ihm bei Allem, was er that, wie Bleigewicht anhing. Ursel, seine würdige Gattin, besaß alle Vorzüge einer rechtschaffenen Frau, die ihren Mann wie ein Kleinod bewachte, damit ihr dasselbe nicht entrissen werde, obwohl Tobias keineswegs für das weibliche Geschlecht ein sehr verlockender Gegenstand war; indeß, Frau Ursel betrachtete dies nur aus ihrem Gesichtspunkte, der besonders wegen einer ziemlichen Differenz zwischen ihrem beiderseitigen Alter eine sehr einseitige Richtung hatte. Die gute Frau stand bereits im funfzigsten Jahre ihres Lebens und es wäre eine offenbare Lüge gewesen, wenn ihr Jemand eine früher besessene Schönheit hätte andichten wollen; im Gegentheil, Frau Ursel gehörte zu den Ausnahmen, denen ein höheres Lebensalter erst ein erträgliches Aussehen verleiht. Sie hatte an einer gewichtigen Corpulenz gewonnen, die ihr etwas matronenartiges gab und glich in dieser Beziehung einer derben Bürgerin auf niederländischen Genrebildern; dabei hatte sie etwas Behäbliches und eine einzige Tugend oder auch Untugend, die, wie sie fest behauptete, von ihrer Mutter auf sie übergegangen sei, nämlich eine allen Glauben übersteigende Furcht vor Gespenstern. Dieser Furcht wegen sah sich Tobias gezwungen, zur Abendzeit das Haus zu hüten, denn Ursel versicherte ihm hoch

theuer, daß er sie mit umgedrehtem Halse finden werde, wenn er es je wage, sie zur Abendzeit zu verlassen, ein Grund, welcher Tobias gleichsam an die Leine band. Es ist eine eigenthümliche Wahrheit, daß Eheleute, die, ob auch an Charakter verschieden, sich in mehrjährigem Zusammenleben friedlich vertragen, ihre Gemüthsneigungen sich gegenseitig einander mittheilen, jeder Theil zum Wiederschein des andern zu werden pflegt. Tobias verspottete zwar die Gespensterfurcht seiner Ehehälfte, obwohl er bereits so weit gebracht war, nicht ohne Licht in dem Hause bei Abendzeit zu gehen, wenngleich er hier jeden Winkel kannte und zugleich die Ueberzeugung hatte, daß es kein alterthümliches, vielmehr ein erst vor fünf oder sechs Jahren errichtetes Gebäude sei, mithin kein Wohnplatz für Gespenster, da es denselben doch in jeder Hinsicht an alter Bekanntschaft in demselben fehlen mußte.

Oswald hatte eine Art freien Zutritt bei diesem Ehepaar gewonnen, denn Frau Ursel führte das Regiment und da ihr der gelblockige, junge Mensch gefiel, denn im Grunde war sie gutherzig und nur Rücksichten auf ihren Stand, sie betrachtete ihre oder vielmehr ihres Mannes Stellung im Hause als Aufsichtsführender, dem das Geschäft des Straßenkehrens, Treppenthonens ꝛc. oblag, mit demselben Hochmuthe, wie vielleicht ein ahnenstolzer Baron über seinen Kutscher sich erhaben fühlt, machten sie oft dumm. Oswald hatte bei

Frau Ursel eine Art Zutrauen für sich erweckt und folglich war auch Tobias sein Freund, das heißt, dieser betrachtete ihn als ein Wesen, in dem Frau Ursel einige gute Eigenschaften entdeckt hatte, die ihn würdig machten, Beweise von Artigkeiten von dem würdigen Ehepaare zu empfangen, das Möglichste, was man einem Fremden, denn man eigentlich gar nicht kannte, erweisen konnte.

Ehe sich Oswald zu der armen Familie des Lumpenschneiders begab, pflegte er stets bei dem würdigen Ehepaare, das sich Pimpelmeier nannte, einzusprechen, um sich über seine Schützlinge im fünften Stock zu erkundigen. Er fand dann Tobias in der Regel beschäftigt, Pappkästen zu machen und Frau Ursel betrieb einen andern Nahrungszweig, sie verfertigte Puppen in allen beliebigen Größen. Diesen stillen, geräuschlosen Geschäften zuzusehen, gewährte Oswald Vergnügen, um so mehr, als er erfuhr, daß dieselben keineswegs von ihnen als Zeitvertreib, wie er anfänglich glaubte, sondern zum Lebensunterhalt betrieben würden.

Am nämlichen Tage, als er den ersten Besuch bei Frau von Kauritz gemacht, begab er sich in das Haus am Spittel und trat natürlich bei Pimpelmeiers zuerst ein. Er fand Tobias, in voller Arbeit, beim Kleistertopf beschäftigt, das Gesicht an mehreren Stellen

mit dieser klebrigen Masse befleckt; Frau Ursel kauerte vorm Ofen, es war nahe am Mittag.

„Wir haben so eben von Ihnen gesprochen, Mosje Oswald,“ sagte Tobias.

„Nun, ich hoffe, es wird Gutes gewesen sein.“

„Versteht sich am Rande, — geben Sie mir 'mal die blauen Papierkanten her — so, Mosje Oswald, danke schön — sehen Sie, wir sagten zu uns, eigentlich sagte es die Ursel zu mir — wenn der junge Mensch ein reicher Kauz wäre — Ursel 'ne Kohle, die Pfeife ist mir ausgegangen — da könnt' er Lumpenschneiders ganz auf die Beine helfen, aber — na, Ursel wird's denn? — aber 's wird ihm wohl am Besten fehlen, — verstehen Sie, Mosje Oswald, wir — aber Ursel? Ursel! hast's denn nicht gehört? 'ne Kohle — sehen Sie, Mosje Oswald, man kann mit Niemand discuriren, das Weib bringt mich in Zorn; vor 'ner Viertelstunde habe ich schon von wegen 'ner Kohle gered't.“

„Hier ist die Kohle, drei für eine, such' Dir die beste 'raus.“

„Ursel!“

„Na, was soll's? denkst vielleicht, ich soll's Feuer einreißen, wegen Deiner Pfeife? 's ist unschicklich genug, daß Du hier rauchst, meine Puppen stinken nach Tabak, als wenn sie aus 'ner Wachtstube kämen. Pfui, schäm' Dich, Tobias, daß Du so wenig Einsehen hast — richtest mein ganzes Geschäft zu Grunde.“

Der ehrliche Tobias schien unter diesen Vorwürfen sein Phlegma aufgeben zu wollen; er rieb sich mit der stark bekleisterten Hand über's Gesicht, blickte dann Ursel mit Verachtung an und griff mit der Aeußerung: „hol der Henker die ganze Puppengesellschaft!“ nach der größten Kohle.

Tobias sah in der That abenteuerlich aus; sein Gesicht glich einer weißbesprenkelten Mauer — Oswald lachte, aber er mußte noch mehr lachen, als Tobias unter einer schrecklichen Grimmasse die Kohle, an der er sich die Fingerspitzen verbrannt hatte, von sich weg-schleuderte und einen Luftsprung machte.

„Ne, Tobias, bist Du verrückt?“ fragte Ursel.

„Weib! — sehen Sie, Mosje Oswald, ich bin seelensgut, ich lasse Holz auf mir hacken, aber glühende Kohlen zwischen den Fingern — geh weg, Ursel, 's ist aus mit uns — ich brauch' kein Weib, das mir glühende Kohlen giebt — ich bin 'n rechtschaffener Mann, meine Pappkästchen sind um kein Haar schlechter, als Deine Puppen.“

Dieser lächerliche Zorn des ehrlichen Tobias erregte Oswalds Heiterkeit; der Mann war possierlich in dieser Aufregung.

Frau Ursel schien noch zu schwanken zwischen dem Entschluß, böse zu werden, sich in Autorität zu setzen, oder den Zorn ihres Mannes aus demselben Gesichtspunkte, wie Oswald, zu betrachten; indeß wahrscheinlich

in Erwägung, daß das Letztere ihr Ansehen zu sehr schmälern könnte, zog sie es vor, sich in Positur zu setzen.

„Tobias,“ sagte sie, „habe ich Dich deswegen geheirathet, um Dir mit meinen Fingern die Kohlen in die Pfeife zu stecken und soll ich mich noch etwa verbrennen? — O Du ungeheurer Mensch von einem Mann! Wart, Dir werd ich das Rauchen abgewöhnen, Du sollst am längsten geraucht haben, unschickliches Mannsbild. — Die Pfeife stecke ich in den Ofen.“

Die Frau hatte den kitzlichsten Punkt berührt, den sie nur bei Tobias berühren konnte. Er warf ihr einen vernichtenden Blick zu und sagte mit einer lakonischen Kürze:

„Ich werde hier nicht mehr rauchen, gut; aber Abends geh ich zu Weisens hinüber und Du bleibst zu Hause — die Gespenster rauchen nicht — da hast's.“

Dieser Trumf ließ Frau Ursels Autorität augenblicklich unter Null sinken, sie erblaßte förmlich und begann zu capituliren; aber Tobias hatte die Macht in der Hand und so kam es nach einigem Hin- und Herreden bald wieder zu einem Frieden, bei dem beide Theile auf dem nämlichen Platze blieben, wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß Tobias mit innigem Selbstmitleiden seine Daumen- und Zeigefingerspitze der rechten Hand betrachtete.

„Aber riechen Sie nichts, Mosje Oswald? Ursel

riechst nichts? was glimmt denn nur?“ fragte Tobias — „'s ist gewiß was am Ofen verbrannt, sieh doch nach.“

Ursel konnte nichts finden, trotz allem Suchen.

„Ach, mich treffen zehn Schlagflüsse, Weib!“ schrie der Vorige plötzlich und stürzte wie rasend um den Tisch, nach der andern Seite desselben eilend.

Die von ihm weggeschleuderte, glühende Kohle war dicht neben einen dort liegenden Brief in Couvert gefallen und das Letztere glimmte.

„Was ist denn los?“ fragte Frau Ursel erschrocken.

„Die Briefe . . . Hagel und Wetter . . . die Briefe!“ schrie Tobias, „wo ist denn der andere, der Briefträger legte ja zwei her — warens nicht zweie, Ursel?“

„Versteht sich, an den Doctor und an den jungen Offizier eine Treppe.“

Tobias' Schreck war außerordentlich; der Brief, den er in der Hand hielt, war ziemlich derb an der Seite verbrannt, der andere fehlte ganz. Der Mann hatte keine Sprache mehr — auch Ursel nicht, Beide standen betäubt von diesem unerwarteten Ereigniß.

„Wo ist der andere?“ stöhnte Tobias, auf einen Schemel niederfallend, „er lag unter dem, er ist darunter verbrannt, ich bin des Todes!“

„Das ist ja unmöglich, daß er verbrannt sein kann, wenn er unter dem gelegen hat,“ sagte Oswald; „suchet doch nach.“

Er lüftete die Pappen und Papierspähne, auf dem Tische, kein Brief war zu sehen; er trat um den Tisch herum und blickte auf den Boden.

„Was ist denn das? hier unten in der Schüssel — da ist der Brief in die blaue Farbe gefallen!“

Oswald zog ihn heraus, Frau Ursel fiel ohne einen Laut auf den andern Schemel, der Brief war in eine Schüssel mit aufgelös'tem Stärkeblau gefallen.

Oswald zog ihn aus diesem nassen Abgrunde herauf.

Jetzt trat ein tiefes Schweigen ein, keine von den drei Personen schien fähig, seine Empfindungen auszudrücken, das ehrwürdige Ehepaar saß versteinert da, ohne die leiseste Regung eines Gliedes.

Oswald betrachtete den Brief; da er ihn mit der Fingerspitze beider Hände hielt, so erschrak er nicht wenig, als die Oblate, womit er geschlossen und welche in dem Wasser aufgeweicht war, nachgab und das zusammengefaltete nasse Blatt sich auseinander theilte.

„Das ist 'n Unglückstag!“ rief Tobias endlich, „der Tag bringt mich um, er bringt mich aus dem Dienste. Ursel! Weib! das ist die Kohle — siehst, das ist Dein patziges Wesen — zwei Briefe und solch ein Weibsbild, nein! das ist nicht zum Aushalten.“

Ursel schien unter der Last dieses Vorwurfes zu erliegen, sie begann jämmerlich zu weinen.

Oswald legte sich ins Mittel; er bewies Tobias,

daß durch Vorwürfe nichts gebessert werde und Ursel im Ganzen doch sehr unschuldig sei, er hingegen allein alle Schuld trage. Er möge vielmehr darauf denken, das Unheil so viel als möglich wieder gut zu machen.

Da Ursel einen Beistand in ihm sah, so hörte sie auf, die Zerknirschte zu spielen und stimmte bei, daß man suchen müsse, dem geschehenen Uebel die beste Seite abzugewinnen.

Die Briefe wurden betrachtet und nach einigem Hin- und Herreden ergab sich das Resultat, daß dem Unglück abgeholfen werden könne, wenn Oswald sich entschlösse, den blaugewordenen Brief abzuschreiben.

Das Siegel des Couvertirten war nicht verbrannt, Ursel behauptete, wenn man es nur geschickt anfange, könne dies Siegel unverletzt auf ein neues Couvert gebracht werden und sie wolle dies selber thun, Oswald dürfe nur die Adresse darauf schreiben. Dann würden beide Briefe zur Post gegeben, und kämen nach Verlauf einiger Stunden gestempelt wieder zurück.

Weder das würdige Ehepaar noch Oswald besaßen einen Begriff von der Unantastbarkeit des Briefgeheimnisses und der Letztere, der durchaus nichts Uebles darin erblickte, einen Brief abzuschreibeu, verstand sich leicht zu dieser Gefälligkeit.

Der durchnäßte Brief wurde über einem Holzspahn in die heiße Ofenröhre gehalten, um zu trocknen, wäh-

rend Frau Ursel eiligst nach feinem Briefpapier, Oblate und einem Couvert zum Papierhändler rannte.

„Sehen Sie, Mosje Oswald,“ sagte Tobias noch ganz zerknirscht, „das kommt Alles daher, wenn man zu gut ist; das ist eine gerechte Himmelsstrafe; weswegen habe ich ein Weib genommen? Hätt' ich das Weib nicht, hätt' ich mir die Finger nicht verbrannt, wäre der Brief nicht verglimmt und der andere nicht in die Stärkebläue gefallen; Sie brauchten keinen neuen zu schreiben, die Ursel dürfte nicht jetzt wie 'n Postpferd in den Papierladen hinein, in die Stadt rennen — sie wird schwitzen — sie schwitzt sehr leicht, die Ursel — na, 's geschieht ihr recht, sie mag schwitzen, wer heißt ihr, mir zuzumuthen, glühende Kohlen anzugreifen, geschieht ihr ganz recht, ich bedauere sie nicht — mag sie schwitzen!“

In dergleichen Folgerungen sprach Tobias seinen Aerger aus. Die starke Hitze in der Röhre hatte den Brief bald getrocknet und wie natürlich auch zusammengeschrumpft.

„Lesen Sie, Mosje Oswald, was d'rin steht — wir wollen wenigstens für den Aerger wissen, was die Leute an den Doctor zu schreiben haben — haben Sie den Doctor schon gesehen, Mosje Oswald?“

„Nein, ich höre zum ersten Male, daß ein Doctor hier wohnt.“

„So? das ist merkwürdig,“ antwortete Tobias, „'n komischer Mann, der Doctor, man könnte vor ihm

erschrecken. Begegnete ihm vorgestern Abend in der zehnten Stunde, ich wäre fast zu Boden gefallen vor Schreck, er sah fürchterlich aus in dem kurzen Mantel, und dem weißen Hut — ich glaube gar, er hat rothe Augen."

Oswald lachte.

„Sie glauben's nicht?" rief Tobias, „freilich, 's klingt komisch, aber 's ist wahr. Wenn Sie ihn einmal selber sehen werden, lachen Sie gewiß nicht mehr."

Oswald hatte den zusammengeschrumpften Brief geglättet und las nun. Es war eine Männerschrift, der Inhalt folgender:

„Doctor Pasqual!

„'S ist bald vorüber — morgen denke ich — die Wirkung schnell, Erstaunen erregend — aber Vorsicht — schweigen Sie, wie ich — es sei begraben — morgen um die zehnte Stunde erwarte ich Sie — wir haben noch über mehr — Sie verstehen — ich bringe die Hundert — mit. Meine Zeit ist gemessen, deshalb schließe ich — Adieu, Doctor.

E. M."

„Verstehen Sie etwas davon? was ist das für ein Brief? man wird ja nicht klug daraus," sagte Tobias ärgerlich.

„Ich verstehe auch nicht, was damit gemeint ist; aber 's ist auch nicht für uns geschrieben," erwiederte Oswald.

„Das mag recht sein, aber wenn man 'n mal lies't, will man doch wissen, was," entgegnete Tobias. „Aber da ist der andere an den jungen Offizier, lesen Sie 'n mal den, Mosje Oswald."

Oswald nahm keinen Anstand, er dachte gar nicht daran, daß es ein Verbrechen gegen das Geheimniß anderer Leute sei, welches er begehe und las nun Folgendes:

„Vielgeliebter Emil!

„Es ist Nacht; mein Mann schläft; unter dem Vorwande, noch an einem Geburtstagsgeschenk für die Tante ein wenig zu arbeiten, habe ich mich frei gemacht von der Pflicht, zu schlafen wenn er schläft. O, Du kennst nicht diese Pflicht — ja, eine Folter, die mit jeder Nacht wiederkehrt, die mich noch tausendmal unglücklicher machen würde, wenn nicht Dein Bild vor meinen Augen stände, in dieser qualvollen Einsamkeit, in der die Stunden einen so langsamen Pulsschlag haben, als wollte die Zeit sterben.

„Emil! in dieser nächtlichen Einsamkeit fühlte ich es, wie unglücklich ich bin und wie weit unglücklicher ich noch wäre, wenn Du mich nicht liebtest — ist es nicht schrecklich, daß ich dies Glück, von Dir geliebt zu werden, mit dem Bewußtsein eines Verbrechens erkaufen muß — aber ich muß, — ich muß! Gott vergebe es denen, welche mich, das junge Mädchen, überredeten, die Frau dieses Mannes zu werden. Damals blendete

mich der Gedanke, sorgenfrei leben zu können, einen Namen zu besitzen, der in der Stadt geachtet ist und nun — ha, keine Sorge drückt mich, der Name meines Mannes ist der meinige, nun fühle ich erst, daß ich sehr unglücklich bin; ich liebe den nicht, dessen Namen ich trage, aber vor der Welt bin ich sein Weib.

„Emil, habe mit Deiner Forderung Nachsicht — ich kann jetzt nicht; glaube nicht, daß es ein Mangel von Liebe sei, daß ich Dir die Summe jetzt nicht schaffen kann — denke Dir, daß ich sie entwenden muß und ihm entwenden — und jetzt ist es unmöglich. Erst in einem halben Monat empfängt er ein Kapital zurück. Ich will Alles thun für Dich, Alles; Du sollst in Freuden leben, Du bist so jung, so schön, Du liebst das Vergnügen und ich gehöre Dir an; es ist meine Pflicht, Dir, dessen Liebe meine einzige Freude ist, mein einziger Gedanke, Freuden zu machen, die Mittel dazu Dir zu verschaffen, selbst wenn es Verbrechen auf meine Seele wälzt.

„Heute erwartet ein Zeichen von Dir Deine

Athalia.“

„Das ist sehr hübsch!“ sagte Tobias, sich in den Haaren wühlend, „so 'ne Frau könnt' ich grad' brauchen — was meinen Sie dazu, Mosje Oswald? — wenn ich wüßte, daß meine Ursel es so mit mir machte, wie diese Thalie mit ihrem Manne wegen des jungen Offiziers — Hagel und Wetter — ich — ich . . . „der

ehrliche Tobias rannte, von diesem, in Betreff Ursels gewiß höchst lächerlichen Gedanken in Harnisch gebracht, mit schwerfälligen Tritten in der Stube umher; endlich blieb er vor dem Jüngling stehen und fragte mit auffallender Hast:

„Was meinen Sie dazu, Mosje Oswald, sollte die Ursel — 's ist 'n Weibsbild.“ —

Oswald beachtete seine unsinnige Frage gar nicht, der Inhalt des Briefes beschäftigte ihn zu sehr. Welch' eine Enthüllung von Unglück unter dem Deckmantel des Glückes, welche Schuld und welche Liebe! — wer war die Unglückliche, die ein so falsches Spiel trieb?

Diese Betrachtungen drängten sich Oswald auf und in ihnen vertieft, überhörte er die Frage Tobias', der, da er keine Antwort erhielt, abermals einen Spaziergang durch die Stube machte und immer vor sich hin murmelte:

„Ich glaube nicht, daß die Ursel mir so was anthäte — sie schläft fester, als ich — sie kann auch nicht schreiben — und ich glaube, sie kennt auch keinen Offizier.“

Diese letzte Ueberzeugung schien Tobias gänzlich zu beruhigen, er schöpfte freier Athem und seine angeborne Gutmüthigkeit errang bald einen vollständigen Triumph über jeden Zweifel dieser Art.

„Mosje Oswald,“ sagte er, zu diesem hintretend, „ich glaube, ich habe die Dame gesehen, diese Thalie.“

„Sie?“ fragte Oswald erstaunt.

„Einigemale Abends rauschte ein seidener Mantel an mir vorüber und die Treppe hinauf, blos eine Treppe, wohl zu merken, da wohnt der junge Offizier — was geht's mich aber an, — ich dachte, 's wäre 'ne Cousine — ei, du verdammter Grünspecht, das ist 'ne schöne Art Cousinen!“

Draußen im Flur wurden die schlürfenden Schritte der Frau Ursel hörbar.

„Meine Frau, die Ursel,“ bemerkte Tobias, „Mosje Oswald, sagen Sie nichts von dem, was in dem Briefe steht, verstehen Sie — das braucht die Ursel nicht zu wissen — 's ist ein Weibsbild.“

Keuchend trat Ursel ein, sie hatte Alles auf's Beste besorgt und Oswald machte sich nun an's Abschreiben des getrockneten Briefes.

Zum Glück war seine Handschrift der des mit C. M. unterzeichneten, ziemlich ähnlich, wenigstens konnte nur ein schon vorher gehegter Zweifel bei großer Aufmerksamkeit den stattfindenden Unterschied herausfinden; schwerer wurde ihm die Adresse an den jungen Offizier, Lieutenant Birrown, — da er eine Frauenhand nachzuahmen hatte. Indeß, es geschah so gut, als es ihm möglich war und Tobias war darüber so erfreut, daß er hoch und theuer darauf schwor, ein Bruder sei dem andern nicht so ähnlich, als die Handschrift Oswalds der der Dame.

Frau Ursel rannte von Neuem fort, um diese Briefe wieder auf die Post zu befördern, sie hatte mit besonderer Geschicklichkeit das Siegel von dem angebrannten Couvert abgelös't und vermittelst eines heißen Messers auf das neue befestigt.

Aber Oswald fühlte sich ungemein durch die Kenntniß des Inhalts von Athaliens Brief angeregt; es war ihm, als erschlösse sich seinem Blicke ein düsteres Bild, in dem die Figuren ungewiß schwankten, sich geheimnißvoll abwendeten und dem tiefen Dunkel, dem Grundton des Bildes, zu, als wollten sie sich in dasselbe flüchten, sich verbergen.

Gewiß, Athalie gehörte zu diesen Figuren; zum Lichte geboren, suchte sie das Dunkel auf, das Geheimniß. Oswald empfand ein Mitleid mit der Unbekannten, — voll dieses Gedankens stieg er die Treppe hinauf.

Er war eben im Begriff, die zum vierten Stockwerk hinaufzusteigen, als er eine Thüre in demselben öffnen und eine Stimme unter Schluchzen sagen hörte:

„Ihnen kann es nicht wohlgehen, es müßte denn keine Gerechtigkeit des Himmels geben; Sie sind ein böser Mensch."

„Schweigen Sie, oder ich werde Sie dafür auf eine Art strafen, die Ihnen auf immer den losen Mund stopfen soll — Sie verstehen mich wohl?"

Nach diesen beiden eben nicht zu freundlichen Wechselreden folgte wirkliches Schweigen; eine Frau in

tiefer Trauer kam, Oswald entgegen, die Treppe herunter; ein schwarzer Schleier verhüllte ihr Gesicht, aber es entging dem Jüngling nicht, daß die Herabkommende, obwohl sie den Kopf von ihm abwendete, leise schluchzte.

Als er den Flur der vierten Etage erreicht hatte, sah er einen Herrn im schwarzen Frack und Pantalons, ein Sammetkäpplein auf dem Kopfe, an dem Treppengeländer stehen und ihn scharf mustern. Oswald ging hart an ihm vorbei.

„Wo wollen Sie hier hin?“ hörte er sich fragen.

Er wendete sich erstaunt um und betrachtete den Mann.

„Wohin? zu der armen Familie da oben — haben Sie etwas dawider?“

„Nein, bewahre, ich fragte nur, weil ich glaubte, Sie suchten vielleicht Jemand anderen.“

„Nein!“ war die Antwort Oswalds, dem dieser Mann durchaus nicht gefiel.

Indeß, es schien nicht, als wenn dieser Lust hätte, ihn sogleich loszulassen.

„Ach, Sie sind gewiß der edle, junge Mensch, der diese Armen da oben so großmüthig unterstützt — nicht wahr? nun, der Herr segne Sie dafür. Wer den Armen Gutes thut, der hat es mir gethan, heißt es in der Schrift und die Schrift spricht wahr.“

Diese Rede, mit einem salbungsvollen Tone vorgebracht, klang in Oswalds Ohr um so widerlicher,

als die Worte der ihm begegnenden Frau in Trauer des Mannes Frömmigkeit und Nächstenliebe eben in kein besonderes Licht setzten.

„Woher wissen Sie denn, daß ich der armen Familie, so viel ich kann, zu Brot gebe?“ fragte Oswald.

„Das Gute bleibt eben so wenig unbemerkt, als das Böse,“ war die Antwort, „und ich habe für Sie, edler, junger Mann, im Stillen gebetet. Möchten Sie nicht so, wie ich, mit Undankbarkeit belohnt werden von den Kindern dieser Welt.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Haben Sie die Frau in Trauer gesehen? sie muß Ihnen begegnet sein.“

„Gewiß.“

„Haben Sie vielleicht gehört, was diese Verblendete sagte?“

Der Blick des Mannes zeigte sich unter den halbgesenkten Lidern hervorlauernd; Oswald bemerkte es.

„Sie sagte, Sie wären ein böser Mensch.“

„Ach, die Verblendete! Der Herr verzeihe ihr, sie weiß nicht, was sie thut — glauben Sie, edler, junger Mensch, daß ich wirklich bös sei?“

„Ich weiß das nicht,“ antwortete Oswald, „aber ich glaube auch nicht, daß Sie sehr gut sind, denn sonst hätten Sie die arme Familie da oben nicht fast verhungern lassen, da Sie derselben so nahe wohnen.“

Oswald ging nach dieser Antwort, ohne ihm Raum

zur Fortsetzung dieses Gesprächs zu geben, den schmalen Gang hin, der zu der Treppenleiter führte, die man passiren mußte, um zu den Armen auf dem Boden des Hauses zu kommen.

Als er in diese traurige Zelle trat, die nur vom Schein der Mittagssonne etwas erträglich wurde, saß die Frau des Lumpenschneiders auf dem Stroh; in ihrem Schooße ruhte der Kopf ihres ältesten Kindes, bleich, mit starren Augen. Und an der Wand lehnte der Mann in seinem geflickten Rocke, die Hände gefaltet, diese frostblauen, abgezehrten Hände.

„Mein Julchen ist gestorben!“ sagte die Aermste eintönig; „ach, wie kalt ist ihr kleines Gesichtchen!“

Das war herzzerreißend; Oswald hatte kein Wort eines Trostes, — bei so großem Schmerze, wie diese arme Mutter ihn trug, wäre ein schaaler Trost lächerlich gewesen, das muß man fühlen, man muß schweigen, schweigen ist ein Trost in solcher Stunde — nur Pharisäer trösten mit dem Munde, Menschen, fühlende Menschen schweigen und trauern schweigend. Und der Lumpenschneider stieß einen schrillenden Schrei aus und sank auf die Knie — der Zöllner kniete — und unten hatte ein Pharisäer heuchlerisch die Schrift citirt — und doch scheint die Sonne über den Pharisäer und Zöllner mit einer Gluth! —

Unter der Hülle des Glückes, der Zufriedenheit, der Freude verstecken sich in den mittleren und höheren Ständen in der Regel alle Uebel und Schäden, die im Verborgenen fortwuchern und das wahre Glück der Gesellschaft allmälig untergraben; die untern Classen tragen dagegen, mit wenigen Ausnahmen, ihre socialistischen Krebsschäden zur Schau und ihre Gesichter sind schon von dem Stempel der Verworfenheit, der Rohheit gezeichnet. Die Lüge ist geringer bei den untern Klassen, dafür ist die That unverhüllter, scheuloser, sie nimmt selten einen Mantel um; die Verbrechen sind grober, thierischer Natur, ohne Calcül, gewöhnlich Kinder des Augenblickes, Geburten verwahrlos'ter Gemüther.

Wir wenden uns zu Beinlich zurück. Scheinbar ließ er dem Jüngling alle Freiheit, selbst Erfahrungen einzusammeln; aber nur scheinbar und das war leicht, denn Oswald war offenherzig, er verschwieg ihm nichts, im Gegentheil, er freute sich, wenn er mit ihm über seine kleinen Erlebnisse sprechen konnte.

Zwischen ihm und Beinlich bestand ungefähr ein Verhältniß, wie zwischen zwei Freunden von verschiedenem Alter, die einander aber jahrelang kennen und in verschiedenen Lagen des Lebens gegenseitig erprobt, ein felsenfestes Vertrauen zu einander haben.

Beinlich verstand es, ein so junges Gemüth zu fesseln, ohne den geringsten Anschein von Zwang, denn

nichts erbittert mehr, als dieser. Er besaß eine gesunde Beurtheilungskraft und wußte die großen Verschiedenheiten in ihren beiderseitigen Ansichten so geschickt zu mildern, daß Oswald nie eine Hartnäckigkeit sich entgegengestellt sah, welche ihm hätte zuwider sein können, obwohl Beinlich die feste, bestimmte Haltung, welche so nöthig war, um diesem jungen Feuergeist zu imponiren, nie aus den Augen ließ.

Dabei gewann er doppelt, denn er versicherte sich des alten, ehrwürdigen Magisters Freundschaft und Dankbarkeit; bei Menschen, die von Natur gutmüthig sind, die eine außerordentliche Furcht vor allem Fremdartigen besitzen, also zaghafte Gemüther, ist die Dankbarkeit eine Grundbasis ihrer Handlungen.

Magister Ehrenhaupt schätzte sich glücklich, einen solchen Freund gefunden zu haben, der ihn der Mühe überhob, über Oswald zu wachen und der Umgang mit diesem Manne wurde ihm lieb; es war die einzige Verbindung, die er in der großen Stadt hatte und was bei dem Magister noch mehr bedeutete, Beinlich war ein Mann, dessen Kenntnisse nicht zu den gemeinen gehörten, den er bewunderte und sich eben deswegen zu ihm gezogen fühlte.

Magister Ehrenhaupt betrachtete diese ihm gewordene Bekanntschaft als eine wunderbare Fügung des Himmels, denn er hatte ja Beinlich nicht aufgesucht, er hatte ja gar nichts dazu gethan, um mit ihm be-

kannt zu werden, das war Alles so wunderbar gekommen, so seltsam; er hatte den Mann in einer höchst verwickelten Lage, die Oswald betraf, als einen hülfreichen Beistand kennen lernen und das war hinreichend, um das größte Vertrauen zu ihm zu fassen.

Als Beinlich den Jüngling in das königliche Schloß zu der Wohnung der Gräfin Bojerström geführt hatte, verließ er dasselbe und begab sich in das Hotel des Grafen Böhlenburg. Die Excellenz war zu Hause.

„Nun, Beinlich, wie steht es — bringen Sie endlich eine Nachricht? Haben Sie eine Spur aufgefunden?“

„Ja, Excellenz,“ antwortete Beinlich mit dem langsamen, schleppenden Tone, den er als eine Waffe gebrauchte, hinter der er sich verbergen und nachdenken konnte.

„Sie haben?!“ rief der Gesandte außer sich; „und Sie sagen das so ruhig, als ob es eine Sache ohne Interesse wäre!“

„Die Ruhe ist heilsam und die Schwester der Loyalität,“ war Beinlichs Entgegnung.

Der Gesandte unterdrückte eine Zornwallung; diesem kalten Gemüthe gegenüber war Ungeduld oder Aerger jederzeit übel angebracht, er wußte das aus Erfahrung.

„Nun, so sprechen Sie!“ sagte er.

„Die Beschreibung war gut, und ich habe den jungen Menschen und seinen Begleiter aufgefunden,“ hob Beinlich an und erzählte weitschweifig die näheren Umstände.

„Besitzt er das Packet noch?“

„Nein, Excellenz, es ist in den Händen der Gräfin Bojerström.“

Der Gesandte prallte zurück, er wurde leichenblaß; es folgte eine lange Pause.

„In den Händen der Bojerström?“ stammelte er endlich.

„Ja, Excellenz.“

„In den Händen der Bojerström!“ wiederholte der Vorige und die Arme sanken wie erschlafft an den Seiten seines Körpers nieder; „ich bin verloren!“

Beinlich antwortete nichts auf diesen Ausruf der größten Bestürzung, er stand unbeweglich.

„Und Sie schweigen?“ rief der Gesandte endlich außer sich.

„Was soll ich sagen?“ entgegnete Beinlich mit Ruhe, „das Spiel ist in Ew. Excellenz Hand und aus der meinigen.“

„Sie sagen, in meiner Hand?“ redete der Graf; „in der Gräfin Hand, und die Gräfin ist die Geliebte des Königs.“

„Und ein Weib!“ fügte Beinlich mit Sarkas-

mus hinzu; „ein Weib kann Alles, auch zuweilen schweigen, wenn es seinen Vortheil sieht.“

„Aber wie? wie?“

„Der morgende Tag ist der Thermometer für die Stellung, welche Ew. Excellenz in Zukunft gegen die Gräfin einzunehmen haben werden,“ hob Beinlich an. „Sie empfing das Packet, so viel ich weiß, in demselben Zustande, in dem es dem jungen Menschen übergeben wurde, und in der nämlichen Stunde, in der ich jetzt vor Ew. Excellenz stehe.“

„Himmel und Erde! und Sie verhinderten es nicht? — Heute erst — jetzt erst!“

„In dieser Stunde, Excellenz,“ antwortete Beinlich; „ich habe ihn selber hingeführt.“

„Rasender!“ rief der Gesandte, „hätten Sie ihn ermordet, es wäre eine Ihrer besten Tugenden gewesen.“

„Dann allerdings, Excellenz, wäre die Farçe zu Ende gewesen, und Ihre Speculationen wären mit dem jungen Menschen in's Grab gesunken.“

„Ich verstehe Sie nicht, Sie sind räthselhaft.“

„Das Räthsel ist gelös't, wenn ich Ew. Excellenz sage, daß der junge Mensch derselbe ist, welcher in den Papieren bezeichnet ist.“

Der Gesandte schien zur Bildsäule zu werden, die Fähigkeit der Sprache schien ihm plötzlich zu mangeln.

„Nun, Excellenz, warum so stumm?“ fragte Beinlich; „überrascht Sie das?“

„Beinlich!“ rief der Vorige, „ich begreife Sie nicht; Sie verrathen mich und — ich bin in Ihrer Gewalt.“

„Das wäre unloyal,“ bemerkte Beinlich scherzend; „nein, Ew. Excellenz haben jetzt erst das Spiel in Ihrer Hand; was ich that, mußte ich thun, um Alles zu vermeiden, was dieses jungen Menschen Aufmerksamkeit auf das Packet hätte richten können; eine einzige, erregte Neugier, die ihm es vielleicht hätte erbrechen lassen, würde ihm ein Geheimniß verrathen haben, in dem er die Hauptrolle spielt, jetzt ist er in meiner Macht, er vertraut mir; er bestand darauf, das Packet an die Gräfin abzuliefern, die er zweimal erst gesehen, zu der er aber eine besondere Zuneigung gefaßt zu haben scheint. Sie bemerken, wie ähnlich die Gemüther in ihren Neigungen zu weiblicher Schönheit sind. Es lag nur in Ew. Excellenz Interesse, zu verschweigen, daß ich um diese Sache wußte; der natürliche Verstand dieses jungen Menschen würde wahrscheinlich bald auf die Vermuthung gerathen, daß nicht der Zufall ihn mit mir in ein Gefängniß geführt, vielmehr Absicht von meiner Seite und eine solche Vermuthung dürfte ihn mir bald abwendig machen. Ich mußte nachgeben und begleitete ihn bis zur Wohnung der Gräfin, um gewiß zu sein, daß sie die alleinige Empfängerin des Packets, mithin auch die einzige Theilnehmerin dieses Geheimnisses werde.“

„Ich bewundere Ihr Calcül,“ antwortete der Gesandte.

Beinlich verneigte sich ein wenig. „Gewiß eine große Schmeichelei für mich,“ sagte er scherzend; „der junge Mensch ist mein, ich werde ihm allmälig das lehren, was er wissen muß; Ew. Excellenz haben das weitere Spiel in der Hand.“

„Das nur dann gelingt, wenn ich sie zum Schweigen vermöge,“ antwortete der Vorige.

„Sollte das so schwer sein?“ fragte Beinlich; „eine Frau strebt nach Wünschen, die, wenn man sie weiß und erfüllt, sie zu Allem, selbst zu dem verleiten, was ihr am schwersten wird, zum Schweigen. Man sagt, der König liebt sie — das ist eine Stufe zum Ziele, die Liebe eines Königs schlägt nie ein Weib aus, — sie soll von armem Hause sein, Ew. Excellenz gebieten über große Mittel, das ist eine zweite Stufe — vorausgesetzt, wenn sie das Packet eröffnet hat. War der Inhalt nur als Bericht?“

„Nur als Bericht, ohne Zusatz kein leitender Artikel,“ antwortete der Gesandte.

„Desto besser; Ew. Excellenz haben die Pflicht auf sich, Alles Ihrem Monarchen zu berichten.“

„Sie meinen also, daß ich das Packet ohne Umstände mir von ihr erbitten soll?“

„Ja, Excellenz, dadurch imponiren Sie ihr; das Weitere ist Ihrem Scharfsinn überlassen.“

Diese Unterredung Beinlichs und des Gesandten endete und der Erstere verließ das Hotel, während der Gesandte augenblicklich einige Zeilen an Comteß Bettina schrieb und einer seiner Lakaien sogleich mit dem Billet nach dem Schlosse gesendet wurde. Beinlich rieb sich vergnügt die Hände.

„Das Spiel verwickelt sich,“ sagte er zu sich, „und ich behalte den Faden in der Hand, ich bin das verborgene Triebrad, welches diese Staatsmaschine dereinst in einen tollen Umschwung setzen wird.“

Dieser Gedanke verlieh ihm einen ganz besonderen Humor und in demselben bog er in ein Haus ein, wo er ein Stockwerk hoch hinaufstieg und dann die Klingel zog.

„Der Herr Commerzienrath zu Hause?“

„Nein, die Frau Räthin ist allein, der Herr Rath werden wohl bald zu Hause kommen.“

„Melden Sie mich der Frau Räthin.“

Nach dem Verlauf einer halben Minute trat er in das ihm geöffnete Zimmer der Räthin ein. Hier wohnte die Wohlhabenheit, die Eleganz. Eine junge, schmächtige Frau saß an einem Tisch und hatte ein Buch vor sich. Beinlichs scharfer Blick bemerkte im Eintreten, daß diese ruhige Stellung eine künstlich angenommene war, er sah, wie ihre rechte Hand unter das Sophakissen etwas verberge, wie eine Röthe der

Verwirrung über die blassen Wangen der jungen Frau hinhuschte.

„Sie erlauben mir, Frau Commerzienräthin," sagte Beinlich, sich verbeugend, „daß ich Ihren Herrn Gemahl hier erwarte."

„Sehr gern, Herr Beinlich, ich erwarte ihn alle Augenblicke; haben Sie die Güte, sich niederzulassen."

Beinlich nahm sich einen Stuhl, und stellte denselben dem Sopha gegenüber, so daß der Tisch zwischen ihm und ihr stand. Ein gleichgültiges Gespräch entspann sich, eine Unterhaltung gegen die Langeweile, welche aber die geeignetste Charakteristik derselben war. Beinlich entging es nicht, daß die junge Frau zuweilen einen Blick nach dem Sophakissen richtete, aber er schien es nicht zu bemerken.

„Sie kommen mir leidend vor, Frau Räthin," sagte er.

„Es ist möglich, ich fühle mich seit einigen Tagen nicht ganz wohl."

„Aber diese Marmorblässe macht Sie interessant," antwortete er.

„Ich hätte nie geglaubt, daß Sie zu schmeicheln verstünden."

„Ich verstehe auch wahrzusagen."

„Sie, Herr Beinlich? das ist spaßhaft."

„Ich glaube nicht, Frau Räthin; es ist sehr ernstlich gemeint.“

„Aber gewiß nur Gutes, nicht wahr?“

„Wie es sich gerade zeigt. Wollen wir die Probe machen?“

„Nun, es mag sein; mein Mann würde das nicht leiden, er liebt den Scherz nicht.“

„Ich weiß, er ist der personificirteste Ernst, den man nur finden kann.“

„Ach ja!“ seufzte die junge, blasse Frau leise.

Beinlich lächelte wie gewöhnlich, die blauen Brillengläser raubten dem Lächeln die Mimik, die es charakterisiren konnte.

„Lassen Sie mich in Ihrer schönen Hand lesen, Frau Räthin.“

„Die Rechte oder die Linke?“

„Die Linke kommt vom Herzen,“ sagte Beinlich, „das Herz giebt den Ton an, der durch den ganzen Körper geht, im Herzen findet sich Alles zusammen.“

„Sie machen mich wirklich sehr neugierig; ich hätte nie geglaubt, daß Sie sich mit Wahrsagen beschäftigen.“

„Warum nicht? ich finde Vergnügen darin, zuweilen unter dem Schleier der Zukunft zu lauschen.“

„Nun?“ fragte die schöne, blasse Frau, mit unmerklich bebendem Tone ihm die linke Hand hinhaltend.

Beinlich besaß ein scharfes Auge hinter der Ver-

hüllung der blauen Gläser und ein nicht minder scharfes Ohr, welches, geübt im Studium des Tones, leicht das Anzeichen von Aengstlichkeit und Reue in dem der Räthin herausfand; die Gewißheit, mit der Beinlich sprach, der Ernst, welchen er dem Scherz verlieh, machte sie ängstlich; Beinlich bemerkte sogar, daß ihre Hand, die er in der seinen hielt und in die er, um der Sache einen größeren Anstrich von Wahrheit zu geben, lange hineinsah, leise zitterte. Sie fürchtete — Beinlich ahnte das, er wünschte sie in einen Zustand von Furcht und Angst zu setzen, denn er glaubte, einem Geheimniß auf der Spur zu sein. Er ließ ihre Hand los, lehnte sich zurück und schwieg. Es folgte eine kleine Pause. Die schöne, blasse Frau wurde sichtlich erregt.

„Mein Gott, warum schweigen Sie denn?“

Jetzt war sie in seiner Gewalt; Neugier und Furcht, zwei gewaltige Hebel, beschäftigten sie. Beinlich richtete seine bewaffneten Augen starr auf sie; es galt, den Eindruck seiner Worte in ihren Zügen abzulauschen.

„Sie haben ein Geheimniß,“ sagte er.

„Ein Geheimniß!“ lallte die junge, blasse Frau erschrocken.

„Ja, irre ich mich nicht ganz, so beschäftigten Sie sich mit demselben, ehe ich kam.“

„Mein Gott!“ —

Dieser Ausruf des höchsten Erstaunens, welches zugleich mit einem großen, unverkennbaren Schreck vermischt war, zeigte Beinlich, daß er auf der Spur.

„Bewahren Sie es wohl, Madame; es sollte mir leid thun, wenn meine Warnung vergebens wäre; Sie verstehen mich vielleicht.“

Diese Worte, in ein künstlich Halbdunkel der Unwissenheit gehüllt, schienen für die junge Frau die unumstößlichste Ueberzeugung von seiner Wissenschaft zu sein.

„Sie wissen, was es betrifft?“ fragte sie leise.

Beinlich bejahte es durch ein stummes Kopfnicken, als ob er sich scheue, die Sache selbst auszusprechen.

Ein Thränenstrom schoß aus den Augen der jungen Frau. Sie erfaßte in größter Angst seine Hand.

„Verrathen Sie mich nicht!“ flehte sie; „o mein Gott, bin ich denn deshalb zu verdammen?“

„Madame, ich enthalte mich jedes Urtheils darüber,“ antwortete Beinlich achselzuckend.

„Nein, Sie sollen wenigstens Mitleid mit mir haben!“ rief die junge Frau leise; „gewiß, ich bin sehr unglücklich. Sie sind der Einzige, der nun dies Geheimniß kennt, und ich will, daß Sie mich nicht verachten sollen.“

„So sprechen Sie, Madame,“ sagte Beinlich; „wenn es möglich ist, daß ich Ihnen nützlich sein könnte, nun, warum dann nicht.“

„Ach, mein Herr,“ hob die Räthin leise an, „Sie sehen mich umgeben von Wohlhabenheit, Tausende von Frauen beneiden mich um diese Sorglosigkeit; aber sie ist kein Glück für mich, ich lebe einsam und doch bin ich jung und mein Gemüth lebhaft, ich habe eine Phantasie, die meine größte Feindin ist, die mir Bilder vorgaukelt, welche mein Blut aufregen. Erlassen Sie mir es, mich näher zu erklären, aber sein Sie versichert, daß ich furchtbar gegen diese innere Aufregung gekämpft habe. Ich habe sogar gefastet, um dem heißen Blute die Nahrung zu entziehen, ich bin öfterer des Nachts aufgestanden und habe mich kalt gebadet — ach, es war Alles vergebens! Ich wollte, ich wäre arm, wie früher und müßte von meiner Hände Arbeit mich ernähren, wie damals; wenigstens wäre ich frei, ohne Zwang. Ich bin sehr unglücklich!“

Die junge, schöne Frau machte eine Pause und fuhr dann fort:

„Die Veränderung meines Schicksals hat mir keine Rosen gebracht; ich verwünsche den Tag, an dem mich der Commerzienrath, mein Mann, erblickte. Ich war jung und man sagte, daß ich schön sei. Damals sprach die Stadt von dem wunderbaren Glücke, das eine arme Nähterin machte, und ich gestehe es Ihnen, das betäubte mich; ich wußte noch nicht, was die Ehe sei, ich sah nur den Schimmer von Glück, von Glanz; ich war sehr thöricht, ich glaubte, wenn man reich sei,

wäre man glücklich. So wurde ich die Frau meines Mannes; ich achtete nicht darauf, daß er funfzig Jahr, also über dreißig Jahr älter sei, als ich, daß er Witwer von zwei Frauen war; aber ich habe schwer dafür gebüßt. Es war nicht Liebe von Seite meines Mannes, er wollte nur eine schöne Frau besitzen, er liebt die Ehrsucht und ist kalt, theilnahmlos gegen alles Andere."

„Arme Frau!" sagte Beinlich.

„Ja, bedauern Sie mich," fuhr die Räthin fort, „aber verdammen Sie mich nicht. Ich sah das Alles zu spät ein. Ach, können Sie sich eine Vorstellung meines Unglücks machen? Alles, was mich umgiebt, ist mir nur geliehen; nichts ist mein, ich selbst gehöre mir nicht an, denn mir fehlt das Bewußtsein, selbstständig zu sein. Mein Mann behandelt mich wie ein glänzendes Kleidungsstück, das er nur in Gesellschaft liebt, weil es die Augen der Menschen auf ihn lenkt, weil man ihn vielleicht darum beneidet; zu Hause läßt es ihn kalt, es hängt im Schranke, er beachtet es nur insoweit, als er es bewahrt. Das ist mein Loos, und nun heben Sie einen Stein gegen mich auf, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn betrüge, wie er mich betrogen hat." —

Dieses Bekenntniß eines traurigen Verhältnisses und eines dadurch herbeigeführten Vergehens wurde

durch die laute Stimme des Commerzienrathes unterbrochen, der im Vorsaal mit dem Bedienten sprach.

„Um Gotteswillen, schweigen Sie,“ flehte die schöne, blasse Frau.

„Ich schweige,“ antwortete Beinlich und deutete auf das Kissen des Sophas; „wenn Sie etwas darunter verborgen haben, nehmen Sie es weg; man muß vorsichtig sein,“ sagte er.

„Auch das wissen Sie!“ rief die Räthin erschrocken.

„Schnell, schnell!“ drängte Beinlich.

Es war ein Briefchen, welches sie so rasch als möglich hinter dem Busenausschnitt ihres Kleides verbarg. Der Rath trat ein, ein großer, starker Mann mit einer etwas steifen Haltung und graziösem Aeußern. Es lag in seiner Erscheinung etwas Hartes, Schroffes, sein Gesicht schon entbehrte den Ausdruck der Milde, wenn er es nicht besonders dazu zwang. Er trug im Knopfloch seines Rockes ein Ordensbändchen. Seine Frau erhob sich und ging ihm entgegen.

„Was bringen Sie, Herr Notar?“ fragte er, auf Beinlich zugehend, während kein Blick auf seine Frau fiel und er an ihr vorüberging, ohne sie zu beachten.

„Ich komme von Sr. Excellenz, dem Herrn Gesandten,“ antwortete Beinlich.

„Ach so! — verlaß uns, Athalie, wir haben zu sprechen.“

Die Räthin gehorchte ohne Murren, eine leichte, stumme Verbeugung gegen Beinlich, die sie mit einem verstohlenen, flehenden Blick verband, und sie verschwand in's Nebenzimmer.

„Frau Gemahlin scheinen unpäßlich, sind sehr blaß!“ bemerkte Beinlich.

„Es ist möglich,“ antwortete der Rath kurz; „das ist ihre Sache. Sie kommen von Sr. Excellenz — nun?“

„Der Inhaber der Papiere ist entdeckt,“ fuhr Beinlich fort.

„Wirklich? Excellenz hat sie also wieder?“

„Nein, sie befinden sich in den Händen der Gräfin Bojerström.“

Der Rath erblaßte. „Und mein Name?“ sagte er mit gepreßter Stimme, indem seine linke Hand maschinenmäßig an das Ordensbändchen im Knopfloch griff.

Beinlich zuckte mit den Achseln; es schien ihm wohl zu thun, diesen Mann in Verwirrung zu sehen; durch die blauen Gläser beobachtete er die Mimik dieses Mannes, dessen harte Züge sich in einem fibrirenden Zustande befanden.

„Sprechen Sie doch, Ihr Schweigen ist furchtbar,“ sagte er endlich.

„Es ist hier nichts zu sprechen, man muß das Resultat abwarten," antwortete Beinlich.

„Abwarten? und dann verloren sein? — Was sagt Se. Excellenz dazu?"

„Excellenz ist außer sich."

„Freilich — freilich! Hätte ich mich in den verfluchten Handel nicht eingelassen!" rief der Vorige.

„Dann wären Sie auch nicht Rath und hätten keinen Orden," entgegnete Beinlich mit Ruhe.

Der Rath ging mit großen Schritten umher, dann blieb er vor Beinlich stehen.

„Was nun beginnen? — Dieser Verrath vernichtet all meine Hoffnungen — der König wird dadurch in Kenntniß gesetzt — verflucht! ich war so schön im Zuge, eine Stelle im Handelsministerio zu erhalten."

„Wie mögen Sie so außer sich sein? — Hat ein Verrath für Sie so große Schrecken?" fragte Beinlich lächelnd.

Der Rath schien betroffen, es lag in Beinlichs Ton eine Schärfe, ein Hohn, welcher eiskalt in seine Seele schnitt.

„Wie meinen Sie das, Herr Notar?" fragte er nach einer Pause.

„Sehr einfach," war die Antwort Beinlichs; „Sie sind ein Mann, der sich nicht so leicht vor irgend etwas scheut."

„Hm, das ist vieldeutig, ich bitte um Erklärung."

„Ich erinnere mich, gehört zu haben,“ redete Beinlich mit leiserer Stimme, der man in Betracht gegen die stets kalte Ruhe, gegen die, so zu sagen, schleppende Nachlässigkeit im Tone, welche er gewöhnlich im Gespräch zeigte, ein etwas unsicheres Schwanken anmerkte, „daß Sie weniger difficil waren hinsichtlich eines Verraths, als es galt, einen jungen Menschen, einen gewissen Damiani, welcher sich in demagogische Umtriebe eingelassen hatte und bezüchtigt ward, einen Mordanschlag auf das Leben des Königs beabsichtigt zu haben, zu verrathen — und es sind erst über zwanzig Jahre seit der Zeit verstrichen.“ —

E folgte eine Pause, der Rath war ganz regungslos geworden, das Blut schien in seinen Adern zu stocken, sein Blick ruhte geisterhaft starr auf dem Notar, der wieder im vollkommensten Besitze seiner Ruhe zu sein schien. Endlich aber ermannte sich Jener.

„Ich glaube, nur meine Pflicht gethan zu haben,“ sagte er; „der junge Mensch, von dem Sie da sprechen, war ein Niederträchtiger, der diesen entsetzlichen Mord auch gewiß ausgeführt hätte, wenn ich nicht, im Innersten meines Gewissens gerührt und zum Besseren aufgerufen, seine Bosheit durch — wenn Sie es so nennen wollen, — durch einen Verrath vereitelt hätte.“

„Ihre Tugend ist kostbar,“ antwortete Beinlich mit einem herzzerschneidenden Spott; „wer doch auch so tugendhaft wäre!“

„Herr Notar, Sie beleidigen; ich bitte, nicht weiter in dem Tone fortzufahren. Ich begreife nicht, welch ein Recht Sie beanspruchen können, eine Handlung, auf die ich stolz bin, die mein Glück gründete, in einer mich verletzenden Weise zu erwähnen."

„Diese Handlung gründete Ihr Glück," entgegnete Beinlich fest; „ein Verrath, den Sie an Sr. Excellenz begehen könnten, würde Ihnen jedenfalls die Stelle im Handelsministerio einbringen und noch etwas mehr."

„Sie trauen mir einen Verrath zu?"

„Gewiß, um Ihnen diesen zu ersparen, kam ich hieher," fuhr Beinlich fort; „Sie können sich durch einen solchen Verrath von aller Verantwortung befreien, ich weiß es. Aber ich mache Sie aufmerksam, daß es Ihr letzter Verrath in diesem Leben wäre."

„Herr!" rief der Commerzienrath auffahrend.

„Schweigen Sie," sagte Beinlich mit einer Ruhe, die ihm einen Anstrich von Erhabenheit gab, „Sie kennen mich nicht, ich aber Sie. Erführe morgen der Hof, daß es ein Geheimniß gäbe, welches im Stande ist, eine Revolution heraufzubeschwören, so würde er übermorgen gewiß nicht minder erstaunen, wenn ich den Beweis stellte, daß der Commerzienrath Delhorst, der den jungen Damiani verrathen, ein Niederträchtiger ist, der einen Mord an diesem jungen Menschen durch eine falsche Anklage beging, da er seine eigene Schuld diesem

aufbürdete und einen Meineid leistete. Ich würde Beweise stellen, daß der Commerzienrath Delhorst, im Besitz der Gnade des Königs, der in dem Gedanken gestorben ist, daß Delhorst sein Retter aus Todesgefahr gewesen, einen noch weit schändlicheren Verrath begangen hat, einen Verrath, der keine Vergebung findet, indem er gegen einen Minister, der das Vertrauen des Königs besaß, eine Mine losließ, die diesen stürzte und in die Verbannung trieb. Diese Mine war im Nachbarreich gegraben, Commerzienrath Delhorst entzündete sie hier — und Alles war Lüge."

Der Commerzienrath lehnte an der Wand, sein hartes Gesicht war aschfarben geworden, der Mund festgeschlossen, die Haare gesträubt; Beinlich stierte ihn durch die blauen Brillengläser an, durch diese schienen Blitze aus seinen Augen auf den Commerzienrath zu schießen, er hielt so das Entsetzen fest, welches auf dessen Gesicht lagerte.

„Mensch, wer sind Sie?" rief nach einem langen, furchtbaren Schweigen der Rath.

„Notar Beinlich," antwortete dieser, „für Sie nur Beinlich, Herr Rath. Ich will Sie jetzt Ihrem eigenen Scharfsinn überlassen, ich glaube Ihnen alle Ursache dazu gegeben zu haben. Niemand, als wir Beide, wissen um das, was jetzt zwischen uns erwähnt wurde. Schweigen Sie, so schweige ich. Spreche ich, ist jedes Wort ein Todesurtheil für Sie."

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte sich Beinlich. Delhorst vermochte sich lange Zeit nicht von seinem Entsetzen zu erholen, eine förmlich geistige Ohnmacht betäubte ihn, er sah sich in der Gewalt eines Mannes, den er nicht einmal genau kannte; er erschrak vor dessen Kenntniß, die ihm Verderben bringen mußte, und die Ruhe, die Bestimmtheit, mit der der Notar von den Beweisen gesprochen, drängten ihm die schreckliche Ueberzeugung auf, daß dieser auch im Besitz derselben sei. Tausend Feinde wären ihm nicht so gefährlich gewesen, als dieser eine, in dessen Gewalt es stand, ihn für immer zu vernichten.

Der Commerzienrath gehörte nicht zu den Leuten, deren Gewissen so leicht jeden Druck empfindet; er war ein starker Charakter, ein Mann, dessen Aeußeres schon hinlänglich die Härte und Schroffheit seines Gemüthes ausdrückte. Ueber Vorurtheile erhaben, war ihm jeder Weg gleichgültig, der ihn zu Rang und Ehre führte. Ohne jene glatte Biegsamkeit der Höflinge zu besitzen, welche sich mit der größten Freundlichkeit in die schwierigsten Lagen zu schicken wissen, verstand er, seine rauhe Außenseite an den Mann zu bringen und sich so das Ansehen eines durch und durch biedern Charakters zu geben, was, da eben diese Art und Weise des Auftretens in der Gesellschaft ein Contrast gegen die Höflichkeit und das schmiegsame Wesen Anderer war, ihm den größten Vortheil brachte, da Niemand es

wagte, sich zu seinem offenen Feind aufzuwerfen, in Furcht vor seinem durchgreifenden Charakter, der, wie es schien, allem Unrecht, aller Intrigue feindlich, nur den rauhen Pfad des Rechts verfolgte. Es ist vielleicht am Orte, eine kurze Schilderung der Lebensverhältnisse dieses Mannes zu geben, der an diesem Abend zum ersten Male einen Feind gefunden hatte, der ihm Furcht einflößte und den er nicht einmal genau kannte.

Delhorst hatte die Handlung erlernt, sein Scharfsinn verschaffte ihm bald Vortheile bezüglich wichtiger Speculationen; er verstand es, hinsichtlich der Geldkrisen einen richtigen Blick sich zu erwerben und somit in diesen unsichern Geschäften im Voraus ein Urtheil fällen zu lernen, welches ihn nie betrog. Mit dem Glück, das seine Unternehmungen begünstigte, stieg sein Ehrgeiz und diese mächtige Leidenschaft ward bald der Führer aller seiner Handlungen. Die eigenthümliche Rauhheit seines Charakters, das abgeschlossene, unzugängliche Wesen, war ganz geeignet, Hindernisse, vor denen Andere zurückschrecken, eifrig zu verfolgen, sie als Stufen zu betrachten, welche ihn zu Rang und Ehre führen konnten. Sein höchster Wunsch war, Minister des Handels zu werden; zu diesem Ziele konnten alle Wege benutzt werden, die sich nur boten.

Damals begab es sich, daß demagogische Umtriebe die Ruhe des Thrones erschütterten; diese Umtriebe wurden vom Nachbarstaat unterhalten unter dem Deckmantel

der Freundschaft. Delhorst hatte die Ahnung einer solchen geheimen Verbindung und sein Streben ging dahin, sich derselben zu bemächtigen. Es war ihm noch nicht gelungen, irgend einen Titel zu erringen, und der Weg zu einem solchen Ziele konnte nur durch eine außergewöhnliche Handlungsweise angebahnt werden.

Delhorst hatte noch keinen Namen. Es gelang ihm, das Vertrauen eines jungen Feuerkopfes zu gewinnen, eines Jünglings, der eins der thätigsten Mitglieder jener geheimen Verbindung war. Diese Verbindung war ziemlich weit verzweigt. Die Universität war der geheime Feuerheerd derselben und Damiani, eben jener junge Brausekopf, dort die Seele des Ganzen. Diese Umtriebe waren endlich so weit gediehen, daß ein Schlag geführt werden sollte. Die Verblendeten hatten sich ein entsetzliches Ziel gesteckt, einen Königsmord. Wenige Augenblicke vor der Ausführung dieses Verbrechens führte Delhorst den entscheidenden Schlag, der nicht nur Damiani dem Tode überlieferte, sondern auch viele Andere in den bürgerlichen Tod stürzte. Seine Speculation war gelungen, von dieser Zeit an erhob er sich zu Ehrenämtern und die königliche Dankbarkeit blieb nicht aus.

Delhorst wurde Hoflieferant, sein Reichthum wuchs, sein Verrath wurde nicht offenbar und man wußte nicht, wer den Schlag geführt habe; aber in vielen Familien verfluchte man den Unbekannten, der

seine Freunde verrathen, vielleicht hegten Manche eine Ahnung über die Person des Verräthers, indeß es fehlte an Gewißheit — und wer hätte es gewagt, eine Handlung, für die jedes Recht, jedes Gesetz, jedes Gefühl sprach, als schlecht zu bezeichnen, nur im entferntesten gegen Delhorst aufzutreten? Damiani war Delhorsts bester Freund gewesen. Den heimlichen Verräther griff Niemand an, das Gesetz schützte ihn, er hatte recht gehandelt; mehrere Jahre später gelang es der Politik des Nachbarstaats abermals, eine Mine zu graben, welche die Ruhe des königlichen Thrones aufs Neue in Gefahr brachte.

Der König liebte einen seiner Minister besonders wegen dessen Rechtlichkeit, seinem scharfen Verstande und der sich bei jeder Gelegenheit beweisenden Zuneigung und Anhänglichkeit für den königlichen Thron. Herr von Lichtenstein war ein außerordentliches Hinderniß für die Politik des Nachbarstaates, dessen Streben es von jeher gewesen, Unruhen und verderbliche Spaltungen im Gebiete dieses Königreiches hervorzurufen, um dasselbe jederzeit in einer gewissen Abhängigkeit zu erhalten, bis vielleicht, wenn auch erst in einer spätern Zukunft, ein glückliches Ereigniß diese politischen Pläne mit einem Gelingen krönte, das heißt, diesen stets in seiner Ruhe und Wohlfahrt unterminirten Staat an das weit größere Nachbarreich fallen lasse. Dieser Minister, unter dessen kluger Leitung das weit kleinere

Königreich emporzublühen schien, war diesen Plänen also ein bedeutendes Hinderniß und die richtigste Politik verlangte seinen Sturz; dies aber war um so schwieriger auszuführen, als Volk und König ihn hochschätzten und ihm vertrauten. Der Politik jedoch ist kein Ding unmöglich und man bestrebte sich, den Minister so gut es gehen wollte, zu freundlicherer Annäherung an die Politik des größeren Staates zu locken; man ließ seine Neigungen studiren, seine Umgebungen, und dies Studium ergab, daß der Minister, als selbst Gelehrter, vorzüglich den Umgang mit berühmten, kenntnißvollen Männern liebte und um denselben zu genießen, gern Opfer brachte; was seine Umgebung betraf, so stellte es sich heraus, daß Delhorst in besönderer Gunst bei ihm stand, da der Scharfsinn dieses Mannes für das Terrain des Verkehrs, der Hebung des Handelstandes dem Minister, dem die Wohlfahrt des Volkes besonders am Herzen lag, große Hilfe und Unterstützung bot. Vielleicht gründete sich auch dessen Vertrauen zu Delhorst auf den Beweis der Treue für den König, den er bezüglich des Verraths an Damiani an den Tag gelegt. Es gelang, durch Concessionen, die man Delhorst unter der Hand von Seiten des Nachbarstaates machte, diesen zu gewinnen und die Klugheit der dortigen Politiker wußte bald in ihm einen Bundesgenossen zu werben. Ein ausgezeichneter Gelehrter erwarb sich nebenbei die Freundschaft des Ministers und seit dieser Zeit schien

es, als ob des Letzteren ernste Stellung gegen den größeren Staat um vieles milder geworden sei, als wenn er eher, als sonst, dessen Alliance aufsuche und begünstige.

Der Grund zu dessen Sturze war demnach gelegt und allmählich verbreiteten sich Gerüchte in der Residenz, die ganz dazu geeignet waren, den Grad der Hochachtung herabzustimmen, in welchem der Minister von Lichtenstein bei dem Publikum stand.

Gerüchte sind unsichtbare Sägen, unter deren scharfschneidenden Zähnen die Ehre eines Menschen bald verloren geht, besonders wenn sie mit einiger Consequenz unterhalten werden. So geschah es denn, daß im Laufe von zwei Jahren das politische Kunststück vollbracht war; der Minister wurde des Verrathes überwiesen, seine Papiere verdammten ihn und der Gnade des Königs hatte er es nur zu verdanken, daß er keine härtere Strafe erlitt, als Verbannung.

Der Name Lichtensteins verschwand spurlos, Niemand hörte mehr von ihm und wer hätte denn auch länger, als es nöthig war, an einen treulosen Mann denken sollen? Man vergißt des Guten leicht und schnell, wenn der geringste Makel an demselben haftet; die Dankbarkeit ist eine schlimme Tugend, sie sucht nur den im Glücke Lebenden auf, dem von der öffentlichen Meinung Verstoßenen gilt sie nicht.

Der Schlag war geschehen und mit diesem politischen Verbrechen, das so künstlich unter dem Gewande des Geheimnisses ausgesponnen und ausgeführt worden, war man zugleich in den Besitz eines Geheimnisses gekommen, das dem Nachbarstaat ein außerordentliches Terrain für Intriguen eröffnete und auf welchem wir diese unsere vorliegende Geschichtserzählung wie ein langsam entstehendes Gebäude aufführen.

Commerzienrath Delhorst stand an einem Abgrunde, der ihn zu verschlingen drohte; eine ungeheure Angst lähmte die Kraft dieses Mannes und doch war er nicht vermögend, etwas dagegen zu thun. Das war für ihn die größte Pein — Muth zu Allem in sich zu fühlen und doch diese Kraft gelähmt zu wissen. Die Ruhe, welche Delhorst sonst für sich behauptete, durch die er sich gegen jede ehrenrührige Meinung sicherte, da sie, verbunden mit der Rauhheit und dem schroffen Wesen, welches ihn so auffallend charakterisirte, einen Wall um ihn zog, hinter dem er handeln konnte — diese geistige Ruhe und Ueberlegenheit war nicht nur in ihrem Fundamente erschüttert, sondern durch den so kurzen Auftritt mit Beinlich sogar vernichtet. Er konnte nichts thun, als das Kommende abwarten und sich demselben höchstens durch eine mögliche Flucht entziehen. Zu diesem Zwecke verwendete er einen großen Theil der Nacht, um auf dieselbe vorbereitet zu sein, wenigstens seine Papiere zu

retten. Mit Anbruch des Morgens verließ er die Stadt; einer seiner Leute empfing den Auftrag, sogleich einen Courier ihm nachzusenden, wenn seine Gegenwart hier von Nöthen sein sollte. Diese Vorsichtsmaaßregeln waren erforderlich, um jedem ihn möglich betreffenden Schlag, den er durch die Uebergabe des Packets an die Comteß Bojerström vermuthen konnte, auszuweichen.

Der Ort, wo er sich hinbegab, war eine Besitzthum von ihm und nahe an der Grenze, eine Flucht über dieselbe also leicht. Aber immer beschäftigte ihn der Gedanke, wer war der Mann, der eine so gründliche Kenntniß von allem seinen Thun besaß? Dieser Gedanke, der ihm eine Fessel aufdrang, denn er läugnete es sich nicht, daß eben dieser Mann jetzt ein Recht über ihn gewonnen habe, peinigte ihn außerordentlich. Indeß, als eine Woche verging und kein Courier in seinem Aufenthaltsorte erschien, faßte er wieder Muth und kehrte zurück — sein erster Gang war zu dem Gesandten und er erfuhr von diesem, daß der Zufall allerdings die verhängnißvollen Papiere in die Hand der Comteß Bojerström gegeben habe, aber eben dieser Zufall als ein Glück zu betrachten sei, denn Graf Bojerström, ihr Vater, welcher zur rechten Zeit sich hier befinde, wäre nicht unempfindlich für gewisse Winke, da er ein Mann sei, welcher nicht vom Glücke begünstigt, plötzlich eine Aussicht vor sich sähe, sich zu erheben. Es käme nun Alles darauf an, diesen ehrgeizigen

Mann so viel als möglich am hiesigen Hofe zu begünstigen und zu unterstützen, damit derselbe eine gewisse Macht werde, welche nützlich sein könnte. Der Grund dazu sei bereits vom glücklichen Zufall selbst gelegt, indem der König, wenn nicht alle Anzeichen betrögen, die reizende Comteß liebe.

Delhorst hatte diesen Entwurf angehört.

„Und Ew. Excellenz meinen, daß eben unser Geheimniß durch diese Liebe fester begründet werde?“ fragte er; „ich halte dafür, daß es schon halb verrathen ist. Die Comteß müßte ein besonderer Charakter sein, wenn sie den König liebte und gegen ihn schwiege.“

„Sie sind kurzsichtig, Delhorst,“ antwortete der Gesandte; „aber dies ist erklärlich, bei Ihrer Natur trauen Sie den Weibern keine Charakterstärke zu. Ist Ihnen das nicht anschaulich, daß Bojerström und seine Tochter durch den ihnen so zufällig gewordenen Besitz dieses Geheimnisses eine Macht in Händen haben, die sie nicht leichtsinnig verschleudern werden?“

Der Commerzienrath blickte sinnend zur Erde.

„Aber ich sehe keinen Ausgang, Excellenz, ich glaube vielmehr, wir sind in ihrer Hand; sie haben Alles erreicht, wenn der König sie liebt und eben deswegen — wir haben ja der Beispiele genug, — sie erhebt, den Vater mit, mit Gnadenbeweisen überhäuft, so nicht nur ihren Ehrgeiz, sondern auch ihren Wunsch

nach Besitzthum befriedigt. Sie werden das Gewisse nicht um des Ungewissen willen fahren lassen."

„Das ist ein Einwand, den ich sogleich durch die Bemerkung niederschlage, daß es in meiner Macht steht, das günstigste Verhältniß der Comteß zum König, so wie nur eine Spur mir verräth, daß unser Geheimniß nicht mehr sicher bei ihnen ist, schnell in ein ungünstiges umzuwandeln. Der König liebt die Schönheit — finden Sie es so außerordentlich, daß seine Neigung zur schönen Bojerström plötzlich erkalten könne, wenn eine andere Schönheit ihn mit frischem Reize anzieht? Die Gewohnheit mindert und schwächt bei ihm die Kraft des Eindrucks; eben so schnell, als er aufglüht, eben so schnell sinkt die Flamme in ihm zusammen und stirbt in Asche ab. Es ist ein schweres, politisches Kunststück, ein Manöver, welches seines Gleichen sucht, aber wir werden es durchführen."

„Ich gebe mich besserer Einsicht gefangen," antwortete Delhorst; „ich dachte nicht daran, daß ein Weib zu Allem fähig und zu gebrauchen sei. Indeß erlaube ich mir noch, eine Bemerkung zu machen — es ist vielleicht unnöthige Vorsicht, vielleicht ein eigenthümlicher Charakterzug von mir, dem ich selbst die Bezeichnung „Mißtrauen" geben will und derselbe betrifft den Notar Beinlich. Kennen Ew. Excellenz diesen Mann genau?"

Der Gesandte antwortete mit voller Zuversicht:

„Ja! Tasten Sie ihn nicht an, Commerzienrath;

ohne dieses Mannes Klugheit wären wir jetzt verloren, unsre Mühe vergebens gewesen, unser Geheimniß verrathen. Er entdeckte den jungen Menschen, welcher die Hauptperson unseres Geheimnisses ist und den der Zufall auch zum Empfänger unserer Papiere gemacht hatte."

Delhorst erstarrte.

„Ist es möglich?" rief er.

„Und er blieb unter der Obhut Beinlichs," fuhr der Gesandte mit Bestimmtheit fort; „man kann dieses Mannes Scharfblick vertrauen."

„Wenn es so ist," sagte Delhorst nach einer Weile, „fällt mein Mißtrauen natürlich in sich selbst zusammen."

Diese Unterredung mit dem Gesandten, so tröstend und ermuthigend sie auch sein mochte, war nicht im Stande, das einmal rege gewordene Mißtrauen des Commerzienraths gegen Beinlich zu schwächen, im Gegentheil, dasselbe wurde noch mehr aufgereizt. Er hatte es für nöthig gefunden, gegen den Gesandten zu schweigen, da derselbe sosehr für Beinlichs Klugheit eingenommen war und seiner Treue fest vertraute, — ein noch offener gezeigtes Mißtrauen würde ihm, dem Rath, nur selber geschadet haben und dies mußte er vermeiden; aber in seiner Seele schwor er es sich, diesen Mann, der so gründlich von seinen Handlungen unterrichtet war, zu vernichten und nach Befinden den jungen Menschen,

die Seele des Geheimnisses, an sich zu ziehen, um dann denselben entweder zu verrathen oder durch ihn sich zu erheben. Gleich einem Herkules stand er am Scheidewege, die nächste Zukunft mußte entscheiden, welchen er verfolgen sollte. Jetzt freilich schwamm Alles noch in einem unklaren Nebel vor seinem brütenden Geiste; aber er war entschlossen, kein Hinderniß zu scheuen, was ihm sich in den Weg stellte und er besaß auch die starke, eisenfeste Natur dazu, solch einen Vorsatz auszuführen.

Der Notar war außerordentlich aufgeregt, als er an jenem Abend den Commerzienrath verließ. Seine Aufregung bestand nicht in jenem ärgerlichen Wesen, welches vom gereizten Gemüthe ausgeht und deren Grund eine Beleidigung oder Kränkung ist, die die Nerven aufs höchste erschüttern; im Gegentheil, es lag eine eisige Ruhe in dem Aeußern des Notars, eine Gleichgiltigkeit in seinem Gange, als käme er von einem Besuche, den er nur der Form wegen gemacht hätte. So sehr besaß der Notar Gewalt über sich; aber in seinem Innern brannte eine Höllenflamme, er hätte neben sich die Welt versinken sehen können und würde gelacht haben.

So wandelt dieser Mann langsam durch die hellerleuchteten Straßen, wo ihn das abendliche Leben eben so geräuschvoll, fast wie das des Tages, umwogte; er hatte keine Aufmerksamkeit auf den Glanz der Läden oder das rührige Leben, in dem er sich befand — er haßte ja diese Menschen, die nur glänzten oder heiter schienen, ohne wahr zu sein.

Der Weg, den er eingeschlagen hatte, führte ihn bald aus dem Bereiche der belebtesten Straßen und in weniger hellerleuchtete und weniger belebte. Aber auch diese ließ er hinter sich und befand sich bald in einem Gewirr von kleinen, dunklen Gassen oder Gäßchen, die nur durch sehr wenige Laternen erhellt waren oder auch ganz in Finsterniß begraben lagen. Aber er war bekannt hier; ohne zu fragen, durchschritt er dies Labyrinth von Gassen und Gäßchen. Hier rollte keine Equipage und gab es keine glänzenden Läden, Alles lag in Dunkelheit, nur durch die Luftlöcher in den Fensterläden der Erdgeschosse drang ein dürftiger Lichtschein, ein Zeichen des Lebens.

Das war ein Viertel, welches, größtentheils von Arbeitern bewohnt, dem Luxus keinen Zutritt bot. Hier wurde das Rollen der Equipagen durch Hammerschläge oder Hobelgeräusch ersetzt und manches lustige, wenn auch nicht kunstreiche Lied erschallte hier hinter den verschlossenen Läden. Endlich blieb der Notar vor einem kleinen Hause stehen, welches festgeschlossen war.

Er klopfte sehr stark in drei Pausen. Ein Mann, mit einer Lampe in der Hand, öffnete.

„Simon," sagte der Notar eintretend, „wie steht es mit Elias?"

„Gut, er sitzt auf im Bette, das Fieber hat ihn verlassen und die Tochter sitzt bei ihm und lies't ihm vor."

Der dies sprach, war ein Jude, ein kleiner Mann in einem abgetragenen Schlafrock, der ihm viel zu weit war und, der ursprünglichen Schönheit nach, die allerdings durch Jahre und Schmutzflecken sehr gelitten, einem vornehmen Besitzer gehört haben, jedenfalls aber auf dem Trödel gekauft sein mochte.

„Leuchte, Simon," sagte der Notar, „ich bin lange nicht da gewesen."

„'S sind drei Wochen vergangen, ich habe gesehen von Abend zu Abend und Herr Elias hat gefragt Tag um Tag nach den Herrn Notar, 's war aber doch Alles umsonst."

„Wer ist immer Herr seiner Zeit!" antwortete Jener.

„Gott gerechter!" rief der Jude, „die Zeit bringt Glück und Unglück. Wer erfährts mehr, denn der arme Israelit, der sich bereichern muß von dem Ueberbleibsel der Christen und angesehen wird gleich dem herrenlosen Hunde, der um eine reichbesetzte Tafel herumlungert, ob 'n Bissen für ihn abfällt."

„Klage nicht, Simon," sagte der Notar, mit mehr

Herzlichkeit, als sonst in seiner Art lag; „es giebt mehr Noth in der Welt, als Du hast. Du suchst es nur unter den Armen und denkst, die da glänzen vor der Welt seien glücklich; Du betrügst Dich aber; die Noth ist ein schlimmerer Gast bei denen, welche sie unterdrücken müssen, als bei denen, die daran gewöhnt, sie zur Schau tragen dürfen, weil man sie nicht beachtet.“

„Ich bin nie gewesen bei den Reichen, arm mein ganz Leben hindurch, habe ich doch nichts gehört von einer reichen Noth; aber der Herr Notar ist 'n Gelehrter, der 's wissen muß.“

Unter diesem Gespräch hatten sie den Flur des Hauses durchschritten; der Jude öffnete die verriegelte Thüre, der Schein der Lampe fiel auf ein niedriges Hintergebäude, in dessen Untergeschoß ein Fenster erhellt sich zeigte.

„Ich danke Dir, Simon,“ sagte der Notar; „wenn ich fortgehe, komm ich zu Dir herein.“

Nach diesen Worten schritt Beinlich quer über den Hof, öffnete die äußere Thüre und klopfte an die innere — es erfolgte keine Antwort, eine helle, klangreiche Mädchenstimme las laut vor. Nach einer Weile öffnete Beinlich die Thüre.

Der Anblick, der sich ihm bot, war das Bild der Armuth. Ein kleines Gemach, dessen Wände schlicht überkalkt waren, wurde von einer Schirmlampe in eine fast gleiche Theilung von Hellung und Schatten ver-

setzt. Der erhellte Theil des Gemachs, wies ein Lager, auf dem ein Mann lag, dessen Bart und Haar einen starken Anflug von Grau zeigte; eine Decke verhüllte des Mannes Körper bis an die Brust herauf. Sein Gesicht war sehr bleich, aber von edler Form. Vor seinem Lager saß an einem Tische ein junges Mädchen in sehr einfachem Kleide, die Lampe, welche vor ihr stand, erleuchtete das Buch, welches sie vor sich liegen hatte und zum Theil ihre Büste. Dies Mädchen war kaum in das Alter der Jungfrau eingetreten und die erhellten Umrisse ihrer Büste wiesen eine große Zartheit.

„Elias!“ rief der Notar plötzlich, das Mädchen im Lesen unterbrechend.

„Damiani!“ entgegnete der Liegende, sich aufrichtend.

Das junge Mädchen schlug das Buch zu und erhob sich.

Der Notar ging auf Elias zu und reichte ihm die Hand.

„Nun,“ sagte der Letztere, „fürwahr, mir ist die Zeit lang geworden.“

„Ich glaube es,“ antwortete der Andere; „ich glaube, es sind drei Wochen, daß ich nicht hier war.“

„Drei Wochen sind hinlänglich, um einen Menschen in Verzweiflung zu stürzen.“

„Ja wohl, aber es ging nicht anders. Sollte ich wieder vor Ihnen erscheinen mit der Nachricht, daß ich

keinen Fußbreit Raum auf dem Terrain gewonnen habe, wohin ich mich aus freier Wahl gestellt?“

„Und jetzt haben Sie Raum gewonnen?“ fragte Elias lebhaft, indem er des Notars Hand ergriff.

„Ja,“ antwortete dieser; „ich bin der Herr der Intrigue, welche nicht nur die Schändlichen stürzen wird, sondern auch Meister des Geheimnisses, das uns einst die Zügel in die Hand geben muß,“

„Wie? Was sagen Sie? Sie hätten wirklich?“

„Gewiß; soeben komme ich von Delhorst, ich habe ihn im Innern seiner schwarzen Seele angegriffen.“

Elias' bleiches Gesicht zuckte.

„Dieser Niederträchtige,“ sagte er halblaut vor sich hin, „ja, seine Seele gehört der Hölle an.“

Der Notar setzte sich zu ihm, auf den Bettrand und Beide sprachen leise miteinander; aber der Inhalt ihres Gespräches schien sie lebhaft zu ergreifen.

Im Schein der Lampe rötheten sich Elias' blasse Gesichtszüge und die gewöhnliche Seelenruhe des Notars hatte sich in eine fast wilde Aufregung verwandelt.

„Sie wissen Alles,“ sagte er zu dem Ersteren; „ich stehe allein, ich habe keinen Helfer zur Seite, aber ich opfre auch Alles, selbst das Leben, wenn ich nur die Hoffnung habe, im Augenblicke des Todes die Wollust der Rache zu genießen. Der Himmel schien mich verworfen zu haben, denn er hatte mir Alles genommen — Alles! jetzt aber hoffe ich wieder — nicht Ersatz —

das Grab giebt keinen Ersatz, wie seine Dunkelheit ewig ist, so auch bleibt sein Raub ewig seine Beute — nein, ich habe die Ahnung einer Nemesis. Ich will der Dämon sein, der mit feurigem Schwerte das verlorene Paradies lichtet."

Elias drückte ihm die Hand.

Eine lange Pause folgte; der Notar hatte sich vom Lager abgewendet und durchschritt jetzt mit immer langsamer werdenden Schritten das kleine Gemach; dann blieb er vor dem jungen Mädchen stehen und sagte mit einem Ausdruck von tiefem Gefühl:

„Sie sind so jung noch und gehören schon zu den Ausgestoßenen, Emma — armes Kind!"

„Sprechen Sie nicht so, Herr Damiani," antwortete diese; „wenn das Unglück mir Alles genommen hätte, dann wäre Ihr Mitleid am rechten Orte, indeß ich bin noch so glücklich, einen Vater zu besitzen, den ich liebe, weil er mich liebt."

„Sehen Sie, Damiani, so spricht sie immer," sagte Elias mit Rührung; „gewiß, als das Geschick mich in den Abgrund der Armuth herabstürzte, als es mich elend machte, hatte es auf das Herz eines kleinen Mädchens vergessen und dies Herz ist meine Stütze geworden."

„Sie sind also weit glücklicher, als ich," sprach der Notar; „ich besitze nur einen Affen."

Der Ton, in dem er dies sprach, stach so grell ge-

gen den zärtlichen Ausdruck in der vorhergehenden Rede Elias' ab, daß es schien, als sei er ein eisiger Wasserstrom, der plötzlich ein glühendes Eisen abkühle.

Elias und seine Tochter schwiegen fast bestürzt; der Notar gewahrte den Eindruck und sagte milder:

„Lassen Sie uns jetzt von einer Nothwendigkeit sprechen. Ich bedarf der Hilfe — wem soll ich unser Geheimniß anvertrauen? Giebt es Jemand, dem wir mehr vertrauen dürfen, als ihre Tochter?"

Elias senkte den Blick erschrocken zu Boden.

„Warum antworten Sie mir nicht?" fragte der Notar.

„Sie verlangen ein Opfer, das mir zu schwer ist," war die Entgegnung.

„Zu schwer?" rief der Vorige; „Ihnen zu schwer? Was will ich denn? Einen Beistand suche ich, nichts mehr — und wo soll ich diesen beanspruchen, als bei Ihnen? Arbeite ich nicht für Sie mit — ist mein Streben so selbstsüchtig, daß es Alles ausschließt, was nicht unmittelbar sich auf mein Interesse bezieht?"

„Sie wollen meine Tochter von mir entfernen," sagte Elias mit gedrückter Stimme.

„Das will ich, das muß ich," redete der Notar mit Bestimmtheit; „sie muß mein Beistand sein, wenn ich ans Ziel kommen soll."

„Ich will!" rief jetzt Emma; „und wohin wollen Sie mich bringen?"

„Ich weiß es noch nicht?“

„Ja, Vater,“ nahm Emma das Wort, „er hat Recht, er bedarf einer Gehülfin. Laß mich, es ist für Dich, was ich thue — ich freue mich darauf, ich werde die Unthätigkeit von mir schütteln und handeln, als Deine Tochter — gewiß, ich muß so handeln, es ist in mir eine Stimme, welche mir sagt, du mußt!“

„Es wird Dir so leicht, mich zu verlassen?“ fragte Elias.

„Nein, glaube das nicht, Vater, das ist ein Opfer und nur durch Opfer gelangen wir zum Ziele. Bestimmen Sie über mich, Herr Damiani; ich denke, Sie sollen zufrieden mit dem Resultate sein, das ich nach besten Kräften erstreben werde.“

Sie reichte dem Notar die Hand.

„Nun,“ sagte Elias, „ich muß mich darein ergeben — Du willst es, Emma, und so sei es. Ihnen, Damiani, vertraue ich mein Kind; aber von Ihnen fordre ich auch Rechenschaft. Denken Sie, es ist das letzte Capital eines Mannes, der sein großes Vermögen bis auf dieses verloren hat, der früher Verschwender war, jetzt aber geizig geworden ist, weil ihm blos dies eine geblieben ist. Ich kenne meine Tochter, sie ist kräftigen Geistes; denn wer so jung, wie sie, schon mit eiserner Geduld, mit Freudigkeit sogar alle Entbehrungen tragen kann, der ist zu einer größeren Laufbahn geschaffen und — so sei es!“

Die Jungfrau trat an das Lager und umarmte den Sprechenden.

Eine Viertelstunde später verließ der Notar das Haus, nachdem er zuvor noch bei Simon, dem Juden, eingesprochen hatte. —

Wir wenden uns zu der reizenden Comteß Bojerström, indem wir zugleich einen Zeitraum von ohngefähr vier Wochen überspringen, von dem Abend an gerechnet, wo Oswald Ehrenhaupt derselben das Packet übergeben hatte.

Am königlichen Hofe hatte sich so Manches geändert, Niemand scheute sich mehr, davon zu sprechen, daß der König die junge, schöne Comteß leidenschaftlich liebe, weswegen auch ihrem Vater, dem Grafen, obgleich einem Ausländer, die Charge als Oberhofstallmeister gegeben worden war. Die Veranlassung zu dieser ehrenvollen Beförderung des Grafen Bojerström lag in der einzigen Befürchtung des Königs, derselbe könne die schöne Bettina von seinem Hofe entführen, wenn er ihn nicht an denselben fessele.

Der Graf hatte, den Tag nach seiner Ankunft, bei Prinzeß Therese um eine Audienz gebeten, die ihm natürlich ohne Widerstand gewährt wurde. Er hatte die Prinzeß um eine gnädige Entlassung seiner schönen Tochter ersucht, da ihr und ihm am schwedischen Hofe sich sehr günstige Aussichten eröffnet hätten, welche er, der Ehre seines Hauses willen, nicht zurückweisen könne.

Ohne Rückhalt hatte ihr Graf Bojerström erklärt, daß er umsoweniger diese Aussichten aufgeben könne, als seine Vermögensumstände nicht so glänzend wären, darauf zu resigniren und die Pflicht als Vater gegen seine Tochter ihn dazu nöthige, jeden Wink des Geschicks zu ergreifen, die Zukunft seines Kindes festzustellen.

Das Calcül Bojerströms, auf die Leidenschaft des Königs gebaut, realisirte sich schnell.

Mit Erstaunen vernahm der König dieses Gesuch des Grafen; es war unmöglich, daß er es gewähren konnte und so kam es denn, daß Graf Bojerström dem Hofe gewonnen wurde.

Comteß Bettina war nun der Stern desselben, vor dessen Strahlen sich Alle beugten.

Graf Bojerström glaubte nicht an irgend eine vorwaltende Leidenschaft für den König in dem Herzen seiner Tochter, er selbst war ein so kaltes, nordländisches Gemüth, als es vielleicht nur eins geben konnte.

Die ungünstigen Verhältnisse seines Vermögens, welche ihm nicht erlaubten, in der großen Welt die Stellung einzunehmen, welche er vermittelst seines Namens beanspruchen konnte und welche ihn gezwungen hatten, sich auf eine Zurückgezogenheit zu beschränken, die sein leicht reizbares Gemüth, seine unbefriedigte Ehrsucht, tief kränkte. Dies Gefühl war jederzeit das vorherrschende bei ihm gewesen. Beseelt von einem Uebermaaß aristokratischen Stolzes auf sein altes Geschlecht,

sah er mit geheimem Neid auf jeden reichen Adligen, dessen Vermögen groß genug war, in der Nähe des Thrones zu leben. Derselbe unbändige Stolz, welcher ihm diesen Neid einflößte, bewahrte ihn aber auch zugleich vor jeder Unterthänigkeit, vor jeder Demuth, durch welche er vielleicht zu einer Carrière hätte gelangen können.

Graf Bojerström war ein harter, starrer Charakter, der sich nicht beugte, der sich bei dem geringsten Anlaß, welcher seinen Stolz verletzte, in eine Art dumpfer Verzweiflung versetzt sah. Aber er war auch ein kräftiger Charakter, welcher sich lieber ganz von einem Schauplatz zurückzog, wo er untergeordnet stehen und seine Schwäche, die Armuth, fühlen mußte. So lebte er, wie wir schon erwähnt, auf einer Besitzung bei Drontheim mit sich und seinem tiefen, geheimen Grolle von der großen Welt abgeschieden. Die Jagdlust, welcher er hier oblag, war seine Erheiterung und diente zugleich dazu, ihm einen kräftigen, abgehärteten Körper zu geben; die frische, freie, norwegische Bergluft stählte seine Gesundheit und so sehen wir ihn als einen fast angehenden Sechziger im Besitz voller Manneskraft. Erst im vierzigsten Jahre seines Lebens war er eine Verbindung mit einer Dame aus einem verarmten, normännischen Hause eingegangen. Bei dieser Ehe bestand die einzige Gleichheit in dem ehrwürdigen Alter ihrer beiderseitigen Familien; seine Gemahlin war jung

und Bettina, ihre Tochter und zugleich das einzige Kind dieser Ehe, trug die Anmuth und Schönheit ihrer Mutter in allen Zügen zur Schau; aber sie besaß auch eine Eigenschaft ihres Vaters, sie war ehrsüchtig; ihr Gemüth barg, neben der glücklichen Heiterkeit der Jugend, die Sehnsucht zu glänzen, zu herrschen.

Wir brauchen dem Leser wohl nicht erst zu sagen, daß ein Charakter, wie Graf Bojerström, die Verbindung mit seiner Gemahlin nicht aus Leidenschaft, einer ihn beseelenden Zuneigung für dieselbe geschlossen hatte; Liebe, jene allgewaltige Regung des menschlichen Herzens, konnte ein den sanftern Gefühlen fremdes und mit geheimem Grolle gegen das Schicksal belastetes Gemüth, wie das seine, nicht ergreifen; aber diese Verbindung hatte einige Vorzüge und darum schloß er sie. Seine Gemahlin war nicht reicher als er — er würde es nie über sich gewonnen haben, einer Dame mit großem Vermögen seine Hand zu bieten; der Gedanke war ihm schon verhaßt, sich zu demüthigen, zu erniedrigen, sein Stolz hätte solch eine Ungleichheit, die ihm vielleicht in eine untergeordnete Stellung bringen konnte, nie zugegeben — er wollte Herr sein. Der zweite Vorzug basirte sich auf die jugendliche Schönheit seiner Gemahlin; dies schmeichelte seiner Eitelkeit, es war ein Glanz, um den ihn gewiß Viele beneideten. So war Alles bei diesem Manne seinem starren Charakter unterthan. Aber er genoß diese sehr problematische Begünstigung

des Schicksals, das ihn mit stillem, häuslichen Glücke entschädigen wollte, nur wenige Jahre; seine Gemahlin starb und Bettina war noch ein kleines Kind, welches kaum der Sprache mächtig war. Dieser Schlag verödete das Leben des Grafen um so mehr, als es ihm deutlich wurde, daß es für ihn kein Glück gäbe. Aber Bettina blühte in der freien Bergluft auf, wie eine Rose und dies milderte auch allmälig des Grafen Groll gegen das Schicksal. Bettina war ja sein Kind, ein Theil seines Selbst und so kam es, daß er Alles that, was in seinen Kräften stand, um Bettina, da sie dereinst in die Welt treten mußte, mit den Kenntnissen auszurüsten, welcher eine Dame solcher Abkunft bedarf, um ihres Ranges würdig zu erscheinen und so entstand eine Liebe in seinem Herzen zu Bettina, die weniger auf den Grund zärtlicher Zuneigung sich basirte, als auf der Ueberzeugung, daß Bettina einst glänzen werde und dieser Glanz auch auf ihn übergehen werde. Aber dazu bedurfte es des Reichthums. Unter der Zahl der schwedischen Adligen war sein Name fast verschollen und da ihm die Mittel mangelten, Bettina würdig einzuführen in die große Welt, so knüpfte er mit der ihm verwandten Familie der Kronenhelms in Deutschland Verbindungen an, in dem sichern Calcül, daß das Fremde in Deutschland in höherem Werth erscheine.

Diese Berechnung und Vertrauen auf eine seit

den ältesten Zeiten bekannte Schwäche der Deutschen hatte sich erfüllt; Bettina hatte ihrem Vater brieflich mitgetheilt, daß sie bereits an den Hof in die unmittelbare Nähe der Prinzeß Therese gezogen worden sei und der König außerordentlich huldvoll gegen sie sich zeige.

Aus diesem Schreiben Bettina's wurde es dem Grafen nur zu einleuchtend, daß seine Tochter von dieser königlichen Huld besonders gewonnen sein müsse; die Schilderung, die sie von dem König entwarf, deutete eine Leidenschaftlichkeit des Gefühls an, die diese Huldigungen in ihr angeregt hatten und eben so erkannte Graf Bojerström aus dieser Schilderung, daß der junge König, dessen Schwäche für die Schönheiten weiblichen Geschlechtes ihm, als er seine Tochter nach der deutschen Residenz brachte, mitgetheilt worden war, ebenfalls sich zu Bettina gezogen fühle, daß deren Berufung, in die unmittelbare Nähe der Prinzeß nichts Anderes, als ein untrügliches Zeichen sei, wie der von Jugendlust glühende Monarch Gelegenheit habe herbeiführen wollen, Bettina täglich zu sehen und mit ihr in Berührung zu kommen.

Auf diese Voraussetzung beschloß Graf Bojerström schnell nach Deutschland zu reisen; ehe er noch Schweden verließ, empfing er ein Schreiben von der Baronin Kronenhelm, der er seine Tochter anvertraut hatte. Aus diesem Schreiben ging es deutlich hervor, daß seine Vermuthung, bezüglich einer leidenschaftlichen Zunei-

gung des Königs zu Bettina, vollkommen begründet sei. Die Baronin sprach sich in einem von Indignation zeugenden Tone über Bettina selbst aus; sie erwähnte Heinrichs von Kronenhelm, ihres Neffen, wie dieser durch die fast offenbare Hinneigung Bettina's zu dem Könige sich tief verletzt fühle und wenn der Graf nicht schleunigst ein solches, seinen alten Namen entwürdigendes Verhältniß trenne, so dürfte er bittere Reue darüber empfinden.

Die Baronin gehörte zu jener Klasse der Aristokratie, deren edle Denkungsart selbst einen Makel der Ehre, über den die Mehrzahl kein strenges Urtheil fällt, und welcher von Vielen sogar als ein besondere Begünstigung angesehen wird, verabscheute, wenn auch eines Königs Huld dabei betheiligt ist, die eine wahrhaft puritanische Reinheit des Blutes als Fundament des Adels betrachten.

Graf Bojerström entsprach dem Verlangen der Baronin; er traf in der Residenz ein und erkannte bald, daß in der That eine gegenseitige Leidenschaft zwischen dem König und Bettina sich entsponnen habe; indeß er war zu klug, um dieses jetzt noch unter den Formen der Etikette verhüllte Verhältniß hart zu berühren. Er betrachtete seine Tochter als die Stufe, auf welcher er, obschon am Abend seines Lebens, noch emporsteigen könne zu Ehren und hielt sich überzeugt, daß ihm das Glück, welches ihm bis jetzt den Rücken

gewendet, noch besonders begünstigen wolle, indem es ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft mit seiner Tochter in den Besitz eines seltenen und außerordentlichen Geheimnisses setzte. Durch dies Geheimniß trat er in eine enge Verbindung mit dem Grafen von Böhlenburg, dem Gesandten des Nachbarstaates. Die Zukunft mußte entscheiden, wie er dies Geheimniß und ob er es benutzen könne. Ohne je in die Intriguen eines Hofes eingeweiht worden zu sein, folgte er seinem eigenen Scharfblicke und dieser gebot ihm, seine Pläne sorgsam zu verbergen, vor allen Dingen sich Freunde zu erwerben und festzuhalten.

Heinrich von Kronenhelm hegte nun wieder Vertrauen zu Bettina, weil er zu deren Vater solches hegte. Unter der Leitung und Aufsicht des Grafen schien es Heinrich unmöglich, daß ein Verhältniß zwischen dem König und Bettina mehr stattfinden könne; indeß Heinrichs Eifersucht war zu angeregt und so verfolgte er emsig jede Spur, welche ihn zu solch einer Entdeckung führen konnte.

Unterdeß wußte Graf Bojerström, dem es nicht entgehen konnte, daß man ihn, den Fremden, als einen Eindringling haßte und nur sich dem Zwange der Umstände beugte, die Leidenschaft für den König in dem Herzen seiner schönen Tochter zu nähren. Nicht im Entferntesten schien er diese Neigung Bettina's zu bemerken, klug berechnend, daß er durch diesen Schein von

Unwissenheit der Neigung in ihrem Herzen den süßen Reiz des Geheimnisses gab. Dieser kalte Nordländer, dem der Schnee allmälig Haar und Bart bleichte, wußte bald durch sein Benehmen, durch die Biederherzigkeit seiner äußeren Erscheinung die Gunst des Königs zu erringen, was ihm eben nicht schwer ward, indem die Neigung des jungen, lebenslustigen Monarchen zu des Grafen schöner Tochter, ihm den Weg zur königlichen Gunst bahnte.

Der junge König, das treueste Ebenbild aus der Schule der Cavaliere, wie sie zur Zeit der unglücklichen Maria von Schottland lebten, deren Morgengebet ein lustiges Lied und ein Trunk feuriger Canariensekt, deren Tageszeit sich in Jagdvergnügen und Liebensabenteuer getheilt und deren Abendsegen ein rauschendes Zechgelage mit Gesundheittrinken zu sein pflegte, ahnte nicht, wie sich allmälig an seinem Hofe eine Schlinge näher und näher um ihn zog, eine Schlinge der feinsten Politik, welcher die schöne Bettina als Lockvogel diente, ohne es zu ahnen.

Graf Bojerström gebot seiner Tochter ein tiefes Schweigen über die Kenntniß des Geheimnisses, welches ihr aus den Papieren, die Oswald ihr überliefert hatte, zu Theil geworden war.

„Mein Kind,“ sagte er zu ihr, „es wäre mehr als thöricht, wenn wir ein Ereigniß verrathen wollten, das uns früher oder später einen großen Vortheil bringen

kann. Es ist keine Untreue, wenn wir über etwas schweigen, wofür Schweigen das Beste ist. Es ist mein Wunsch, Dich so glücklich zu sehen, als es nur möglich ist und wir sind auf dem Wege zu diesem Ziele. Der Zufall, welcher diesem jungen Menschen die Papiere, welche ihn so sehr betreffen, in die Hand spielte, ist auch für uns ein günstiger — er hat uns schon einen wesentlichen Vortheil gebracht, indem er uns mit Graf Böhlenburg und dessen Freunden in Verbindung brachte. Man hält mich für schwachköpfig, man baut darauf, daß ich nicht eingeweiht in Hofcabalen bin, unkundig der Staatsstreiche, der politischen Combinationen, man will uns betrügen."

„Uns?" fragte Bettina erstaunt, „ich verstehe Sie nicht — womit will man uns betrügen."

„Man will uns zu Theilnehmern einer Schuld gegen den König machen; dieser Streich geht vom Nachbarstaate aus."

„Gegen den König?" rief Bettina erschrocken, „o sprechen Sie, mein Vater!"

Der Schreck, den Bettina bei dieser Befürchtung zeigte, nahm dem Grafen jeden Zweifel, daß ihr Herz dem König gehöre.

„Ja," fuhr er erklärend fort, „man hat dies Geheimniß mit Mühe und Anstrengung aufgespürt, um bei einer günstigen Gelegenheit des Königs Recht auf den Thron zu bestreiten, um dies Land in Verwirrung

zu stürzen; die Politik des Nachbarstaates will auch uns umgarnen, sie will uns zu Verräthern stempeln, unsere Dankbarkeit gegen den König in Bosheit verwandeln; aber laß uns diese Schlauen mit gleicher Münze bezahlen — dies Geheimniß ist in unsrer Macht. Betrüben wir den König jetzt nicht damit, nur dann, wenn es die Nothwendigkeit erfordert. Versprich mir das, meine Tochter!“

Bettina leistete freiwillig das Versprechen — ach, der Gedanke schon, den König, dieses junge, für die Freude nur athmende Herz, durch die Mittheilung eines solchen Geheimnisses zu betrüben, war ihr schmerzlich. Das ist die Liebe, die lieber selbst einen Kummer trägt, als den geliebten Gegenstand davon berühren zu lassen. Bettina hatte noch keinen Ausdruck für dieses Gefühl gefunden; aber sie trug es in sich, eine noch verschlossene Flamme, die nur eines gelegentlichen Hauches bedurfte, um hell aufzulodern.

„Aber es ist auffallend,“ sagte sie nach einer Weile, „Alles trifft zu, wie es in den Papieren angegeben steht; der junge Mensch wußte nichts von dem Inhalt der Schriften und doch bestätigte er durch seine Reden auch die geringste Kleinigkeit. Erklären Sie mir das, mein Vater.“

Der Graf lächelte.

„Du willst von mir Erklärung, der ich selbst nicht weiß, ob ich Wahrheit oder Lüge darin erblicken soll.“

Bettina wurde nachdenkend.

„Dieser junge Mensch ist liebenswürdig in seiner Unkenntniß aller Sitten,“ bemerkte sie.

„Der König ist weit liebenswürdiger und vermag uns Glanz zu geben, wie die Sonne dem Monde,“ erwiederte der Graf mit einer gewissen Betonung; „es wäre mehr als thöricht, wolltest Du einem Gedanken Raum geben, der — —“

„Nein, nein Vater, denken Sie das nicht von mir!“ rief Bettina sich vergessend, „wie Sie, sehe ich zur Sonne auf, zu der Alles in Gluth und Wärme setzenden Sonne — ich habe die Sonne schon in unsern heimischen Bergen geliebt, als die Spenderin aller Freuden.“

„Ich verstehe Dich, Bettina,“ antwortete der Graf, „die Sonne sei unsere Losung.“

Dies Gespräch blieb nicht ohne fast sichtbare Wirkung auf Bettina; der Graf bemerkte mit Vergnügen, daß seine Tochter, wenn Baron Heinrich zugegen war, nur mit großem Zwange sich dessen Gesellschaft hingab, er sah, wie ihr dies Verhältniß lästig war, die Verstellung ihr schwer wurde und betrachtete dies als Zeichen, daß ihre Leidenschaft zu dem Könige bereits tiefe Wurzel schlage.

Der junge Monarch war Liebhaber der Jagd, oft begleitete ihn Prinzeß Therese, die, wie er, dies Vergnügen liebte.

Bettina, in ihrer Heimath schone eine geübte, unschrockene Reiterin, begleitete die Prinzeß.

Der herannahende Frühling machte die Jagd jetzt noch angenehmer; schon färbten sich die Waldwiesen mit einem frischen, saftigen Grün, der sonst voll Schneewolken hängende Himmel wies sich lichtblau und die Luft war, wenn auch frisch, doch mild gegen den frostigen Winterhauch.

Der König hatte eine große Jagdpartie befohlen und das herrlichste Wetter begünstigte dies Vergnügen. Ein nur wenige Stunden von der Residenz gelegenes Jagdschloß, nahm den König, die Prinzeß und Beider zahlreiches, hohes Gefolge und Dienerschaft auf. Als der König zu Pferde stieg, winkte er Graf Frederic zu sich und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, worauf sich dieser lächelnd entfernte. Der ganze Jagdzug brach auf, lustig schmetterten die Jagdhörner. Bettina ritt neben der Prinzeß — wie schön und stolz saß sie auf dem Rücken des kräftigen Renners, der gleichsam bewußt, welch eine schöne Bürde er trage, den Kopf hoch aufwarf und unter ihr hintanzte.

Im Gefolge des Königs befand sich Heinrich von Kronenhelm. Frederic von Feldernburg ritt zu ihm heran:

„Diese Bettina ist reizend,“ sagte er, „und Du bist beneidenswerth.“

„Ja, sie ist schön," antwortete Heinrich, „wäre sie minder schön, wäre ich glücklicher."

Frederic lachte.

„Immer noch eifersüchtig?" scherzte er; „Du bist ein Thor, Heinrich. Ich versichere Dir, daß wenn je eine Neigung Sr. Majestät, gegen Deine schöne Verlobte vorherrschend war, dieselbe schon wieder geendet ist."

„Frederic!" rief Heinrich leise, aber lebhaft, „was sagst Du?"

„Pst! schweig! es ist ein Geheimniß, man muß discret dabei sein."

„Sprichst Du wahr?" fragte Heinrich, „überzeuge mich!"

„Schwachgläubiger!" schalt Frederic lachend, „Du verlangst Unmögliches — sieh Dich um — sind wir allein?"

Allerdings war die zahlreiche Umgebung nicht geeignet, irgend etwas Geheimnißvolles zu besprechen.

Frederic, wenn ich Dir glauben soll," flüsterte Heinrich, „so theilst Du mir mit, was Du weißt. Ich gesteh es, ich bin vielleicht ein Thor, daß ich mich mit Zweifeln quäle; aber Bettina ist schön und der König — ich kenne seine Schwäche."

„Sonst lachtest Du dazu," entgegnete Frederic, „doch Du wirst wieder lachen. Halte Dich zu mir; wenn die Jagd im Gange ist, dann achte auf mein

Wink — um Dich zu beruhigen, sollst Du Alles erfahren, was ich Dir sagen darf."

Die Hörner gaben das Signal zum Beginn der Jagd, der Wald ertönte vom Halloh, die Meute zog mit lautem Gebell, in gewaltigen Sprüngen neben den flüchtig dahersausenden Jägern hin — der Treiber Geschrei scheuchte das Wild aus dem Dickicht, das stille Waldleben verschwand unter dem wilden Toben der Jagd.

Frederic und Heinrich lenkten ihre Renner in eine Seitenpartie des Waldes ein; die Jagdlustigen zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen hin.

Bettina durchsaus'te mit ihrem schwarzen Renner die düstern Waldpartieen, einer der reitenden Piqueurs hatte, ohne daß sie es bemerkte, den Zügel ihres schlankgestreckten Thieres ergriffen und bei einer Biegung des Weges, den der Jagdzug im raschen Trabe hinsprengte, sah sie sich plötzlich, zu ihrer größten Ueberraschung, auf einem andern Weg — jetzt erst bemerkte sie, daß der Piquer die Hand am Zügel ihres Pferdes habe.

„Was soll das?" fragte sie, „laßt die Hand vom Zügel — ich gebiete es."

„Ich darf nicht, gnädige Gräfin, Allerhöchster Befehl!" entschuldigte sich der Mensch.

„Vom König?" entgegnete Bettina noch mehr überrascht.

„Folgen Sie mir ohne Sorgen, gnädige Comteß,"

war die Antwort, „ich kenne hier die Wege genau und werde Sie nicht eher verlassen, bis ich Ew. Gnaden an Ort und Stelle gebracht — es ist nicht weit.“

„Vom König habt Ihr Befehl dazu?“ frug Bettina nochmals.

„So ist es, aus Sr. Majestät Mund!“

Jetzt wurde kein Wort weiter gewechselt, Bettina folgte; ihr Herz zog sie hin zu dem, der diesen Befehl ertheilt hatte; wie hätte sie Widerstand leisten können — Liebe ist schmiegsam und gehorsam.

Der Waldpfad war düster, er schlängelte sich in Krümmungen hin, bis sie vor sich einen freien, saftig grünen Raum zwischen den Bäumen bemerkte. Der Piquer wendete sein Pferd, zog den Hut und sagte:

„Majestät erwartet hier die gnädige Comteß!“

Bettina ritt an ihm vorbei und befand sich in wenig Secunden auf der Waldwiese. Fast zu gleicher Zeit jagte ein Reiter auf sie zu, sie erkannte ihn — ihr Herz schlug gewaltig — es war der König. Dicht neben ihr hielt er sein Roß an.

„Ich begrüße meines Herzens Herrin!“ sagte er fröhlich, indem er sich aus dem Sattel schwang; „Nimrod und Diana treffen sich im frischen Waldrevier...“

„Aber nicht freiwillig,“ fiel ihm Bettina in's Wort, „Diana wurde entführt.“

„Und zürnt?“ fragte der König.

Bettina schlug die schönen Augen nieder.

„Zürnt die holde Diana?“ wiederholte der Vorige.

„Nein!“ flüsterte Bettina leise.

„O, ich wußte es!“ rief der junge Monarch, „dies Herz gehört mir, ich habe es gewonnen, es ist ein unschätzbares Kleinod meiner Königskrone.“

„Majestät!“ stammelte Bettina hocherröthend.

„O, nicht dies Wort, hier bin ich nicht König; vor der Schönheit beugt sich die Gewalt, ich beuge mich vor Dir!“ rief der König, sein feuriges Auge auf sie so fest richtend, als wollte er vermittelst dieses Gluthblicks, ihr holdes Bild in seine Seele ziehen. „Hier giebt es keinen König, — frei ist der Wald von der Fessel der Formen — ein Liebender und eine Geliebte finden sich hier zusammen, Herz zu Herz — frei ist die Liebe, frei wie die Luft. Bettina, verschmähst Du die Liebe eines Mannes, dessen Herz das Deine war in dem Augenblicke, als er Dich zum ersten Male sah?“

Eine hohe Purpurröthe übergoß das liebliche Antlitz der Comteß; sie schwieg, aber sie war so sehr erregt, daß ihre Augen feucht wurden — sie hatte nur gehofft, daß sie ihm nicht gleichgültig sei und jetzt war ihr Hoffen, ihr Traum, wunderbar erfüllt.

Bettina war von diesem Augenblicke an, die Geliebte des Königs; aber dieser Augenblick war nicht unbewacht geblieben.

Frederic hatte vom König den Befehl erhalten, Heinrich von Kronenhelm von der Jagd zu entfernen,

ihn aus der Nähe Bettina's, so wie der Majestät zu bringen — diese Zusammenkunft mit Bettina war beschlossen. Es war Frederic gelungen, den wunden Fleck in Heinrichs Herzen zu berühren, wir wissen, daß Heinrich ihm in eine Seitenpartie des Waldes folgte.

„Nun, sprich, Frederic, beruhige mich; ich liebe Bettina, aber ich will sie allein lieben, allein besitzen.“

Frederic lächelte.

„Ein Wunsch, den Andere auch hegen,“ antwortete er leichthin, „ein sehr natürlicher Wunsch, auf Ehre!“

„Ist eine Andere an der Reihe?“ fragte Heinrich.

„Eine Andere? nein! wäre es nicht möglich, daß dem König verrathen worden, diese schöne Bettina nähre eine unwürdige Leidenschaft?“

„Frederic!“ rief Heinrich auffahrend, „was sprichst Du?“

„Die Wahrheit!“ antwortete der junge Graf, „es schmerzt mich, Dich betrüben zu müssen.“

Heinrichs Gesicht verfärbte sich, diese Worte griffen eiskalt an sein Herz, krampfhaft umklammerte er den Griff seines Hirschfängers.

Frederic fuhr fort, als ob er weder das Erbleichen Heinrichs, noch dessen Handbewegung sähe:

„Erinnere Dich an den Burschen, den wir als Wolfsfänger in der Haide, im Herrenhaus Else, kennen lernten. Dieser junge Mensch ist hier und ist auf eine

mir unbekannte Weise mit der Comteß bekannt geworden; man weiß sogar, daß er den Weg zu ihrem Zimmer im Schlosse gefunden hat. Dem König ist diese unwürdige Neigung der Comteß hinterbracht worden."

Heinrich starrte ihn an; er sprach nichts, er warf sein Pferd herum und jagte fort, wie von Furien gepeitscht.

Frederic lachte.

„Der Thor!" sagte er, „seine Eifersucht raubt ihm die fünf Sinne, er glaubt Alles — mag er austoben, wenigstens stört er des Königs Rendezvous nicht."

Vergnügt, den königlichen Befehl auf's Vollkommenste erfüllt zu haben, ritt Frederic langsam zurück — Heinrich war verschwunden. Planlos jagte sein Roß die verschlungenen Waldwege dahin; aber es war zu langsamerem Schritte gezwungen, es hatte sich in's Dickicht verirrt und der enge Pfad nöthigte es endlich, stehen zu bleiben. Jetzt erst, durch diesen plötzlichen Stillstand, kam Heinrich zu sich; er sah sich um, er wußte nicht, wo er war; aber das ließ ihn gleichgültig, er wendete sein Pferd zurück und überließ es sich selbst; das Thier schritt langsam und ruhig weiter. Heinrich rief sich das, was er gehört, zurück in's Gedächtniß. Konnte es denn möglich sein? Je mehr er darüber nachsann, desto klarer schien es ihm zu werden, daß eine solche unwürdige Neigung von Bettina nicht gehegt werden könne und doch war auch manches dafür,

wenigstens fiel ein Schimmer von Möglichkeit ihm auf. Er erinnerte sich, daß der junge Wolfsfänger bei ihr Interesse erregt habe — bei dem Balle in des Gesandten Hotel hatte sie ihn persönlich gesehen und ihr Urtheil fiel zu seinen Gunsten aus, sie hatte ihn liebenswürdig gefunden. Damals hatte Heinrich nicht darauf geachtet, — jetzt aber stellte er Bettina's Schweigen, über den Besuch dieses Jünglings bei ihr — Frederic hätte doch diesen letztern Umstand nicht erwähnen können, wenn es nicht Wahrheit war — dagegen, Bettina's Schweigen war auffällig. Welchen Grund konnte sie haben, dies vor ihm so geheim zu halten?

Dieser Gedanke, der dämonisch auf ihn wirkte und einem Beweis für eine unwürdige Neigung seiner Verlobten sehr ähnlich sah, beschäftigte ihn außerordentlich. Plötzlich hörte er ein Pferd wiehern, er sah auf. Vor ihm breitete sich eine Waldwiese aus, er selbst befand sich noch hinter den Bäumen — wenige Schritte seines Thieres trugen ihn auf den freien Wiesenraum; aber was er hier sah, erstarrte ihn. Der König hatte den Arm um Bettina geschlungen — sie blickten auf — Bettina neigte sich erschrocken zu dem König nieder, — Heinrich drückte wüthend die Sporen in die Weichen seines Pferdes, pfeilschnell jagte es mit ihm über den Wiesenplan hin und verschwand unter den mächtigen Fichtenstämmen, die denselben umgrenzten. Heinrich wußte Alles — er sollte betrogen, irregeleitet wer-

den — ha! er erkannte die Täuschung, deren man sich bedienen wollte, um dieser königlichen Leidenschaft freien Spielraum zu verschaffen.

Als der Jagdzug wieder nach der Residenz zurückkehrte, fehlte Heinrich von Kronenhelm dabei und seit diesem Tage sah man ihn nie mehr am Hofe. Bettina war frei; aber sie war auch froh, der König liebte sie — wer hätte diese Liebe anzutasten gewagt?

Wir wenden uns zu Oswald Ehrenhaupt zurück. Der Zufall, oder vielmehr das Geschick, machte diesen Jüngling allmälig mit den Licht= und Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens bekannt.

Tief erschüttert war Oswald an jenem Tage, wo er den Schmerz der Armuth gesehen hatte, zu Beinlich gekommen — das todte Kind des Lumpenschneiders, das tiefe Weh dieser armen Familie stand zu lebhaft vor seiner Seele, er war aufgeregt.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Beinlich.

Oswald erzählte.

„Hm, das ergreift Sie? mich nicht,“ antwortete Jener; „es ist immer nur eine schwache Schattenseite des gesellschaftlichen Lebens, es giebt noch tiefere Wunden, die vor den Augen der Welt verhüllt getragen werden. Wenn Sie diese erst kennen gelernt haben werden, dann können Sie sagen, Sie wissen, was

Elend ist. Eine Armuth, wie die des Lumpenschneiders, ist immer noch im Besitze eines Glückes."

„Eines Glückes?" rief Oswald erschrocken; „o, Sie würden das nicht sagen, wenn Sie, wie ich, gesehen hätten."

Beinlich lächelte: „Wenn ich von Glück spreche, so meine ich darunter die Ungezwungenheit, so zu sagen die Berechtigung, das Elend in seiner vollen Nacktheit zeigen zu dürfen, ohne daß Jemand sich darüber beschweren kann oder sie eine größere Fessel sich selber anlegen dürften. Sie glauben nicht, welch' ein harter Zwang die Schaam ist! unter diesem Zwange leiden Tausende."

Oswald schien niedergeschlagen. „Ich war in dem Glauben, in dieser großen Stadt gäbe es nur Freude, und ich fange an, diesen Glauben zu verlieren; es ist viel Nacht in diesem Bilde," sagte er, „aber dieser armen Familie muß geholfen werden."

„Wie wollen Sie das anfangen?" fragte Beinlich.

„Ich weiß es schon," antwortete der Jüngling, „ich wende mich an die schöne Comteß; sie ist sehr gütig, wir haben zusammen gelacht — und ich bin fest überzeugt, daß sie etwas für diese Armen thun wird."

„Man sagt, diese schöne Comteß sei des Königs Geliebte," bemerkte Beinlich.

„Des Königs?" fragte Oswald; „ei, ich liebe sie auch, sie ist sehr schön und sehr gut."

„Ich meine das nicht," entgegnete Beinlich, „ich will Ihnen dadurch nur bemerken, daß Sie sich leicht Unannehmlichkeiten zuziehen dürften, wenn der König, der eben so jung als Sie, Sie bei der Comteß fände."

„Es wäre mir lieb, ich möchte einen König sehen," rief Oswald heiter; „heute noch, an diesem Nachmittage gehe ich zu der Comteß."

„Und heute Abend sind Sie zu Frau von Kauritz eingeladen; vergessen Sie das nicht, Oswald."

„Nein, gewiß nicht."

Beinlich beschäftigte sich mit Prozeßsachen, Oswald las öfters die Akten, welche bei dem Notar lagen. Er erstaunte über den Inhalt der Klagen, über die seltsamen Beweise von Schuld und Unschuld, die er aufgestellt fand. Während Beinlich am Pulte saß und schrieb, beschäftigte sich auch jetzt der Jüngling mit diesen Papieren.

Ein Aktenstück schien ihn besonders anzuziehen. Es betraf die Familie eines Malers und der Name des Hausbesitzers Steglich, den er durch Zufall heute hatte kennen lernen, weckte seine Aufmerksamkeit. Aber zornig warf er das Aktenstück zur Erde.

„Was machen Sie da?" fragte Beinlich, sich nach ihm umwendend.

Oswald wies sich beschämt, er hob das Aktenheft auf.

„Warum schweigen Sie, Oswald?"

„Ich ließ mich hinreißen vom Zorn,“ antwortete dieser, „aber lesen Sie — lesen Sie — ich habe diesen Mann heute kennen gelernt und ich verabscheue ihn. Ich glaube, er ist ein schlechter Mensch.“

Er theilte Beinlich seine Begegnung mit Steglich mit. „Die Frau in Trauer weinte, als sie von ihm weg, die Treppe herabstieg; sie mußte tiefen Kummer haben,“ sagte er, „und denken Sie sich, er wohnt so nahe der armen Familie, nur eine Treppe von ihr getrennt, und hat nichts für sie gethan.“

„Ich kann darüber nicht urtheilen,“ antwortete Beinlich, „oft ist es nur eine kluge Vorsicht, hartherzig zu sein. Ich kenne Herrn Steglich nicht so ganz genau, obwohl ich ihn öfterer bei Frau von Kauritz gesehen habe; aber man weiß ihm nichts nachzusagen, er ist städtischer Beamter und gilt als rechtschaffen.“

„Aber lesen Sie hier diese Aussage des armen Malers und seine Rechtschaffenheit ist eine Lüge,“ rief Oswald sehr angeregt, „hier steht es ja, daß der Maler in der großen Noth, wo er schon fast erblindet war, für eine Summe von hundert Thalern zwei hundert verschreiben und ihm das Wenige, was er noch an Werthsachen besaß, als Bürgschaft übergeben mußte, damit er nur so viel Geld bekam, um in einem Bade seine Augen heilen zu lassen.“

„Ja, so steht es hier,“ lächelte Beinlich, „aber

glauben Sie dieser Aussage des Malers so unbedingt? wer bürgt dafür?"

Oswald schwieg; Beinlich fuhr fort:

„Die Entscheidung über Wahrheit und Recht ist die schwerste Aufgabe des Richters. Lesen Sie auch das Protokoll, das die Aussage Herrn Steglichs enthält und Ihre Ansicht wird eine andere werden."

Oswald las. Steglich hatte in demselben angegeben, daß der Portraitmaler Heinitsch von ihm vor seiner Reise in's Bad zweihundert Thaler erborgt, zu fünf Prozent, wie der ausgestellte Schuldschein besage — um nur eine Art Bürgschaft zu besitzen, für das Geld, welches er dem Maler aus mitleidigem Herzen geliehen, habe er von demselben einige silberne Bestecke, seine Trauringe und einfache, goldene Frauenhalskette, zusammen im Werth von dreißig Thalern, in Empfang genommen. Heinitsch habe mehrere Jahre das schuldige Kapital nebst Zinsen nicht abstoßen können, endlich nach vier Jahren habe derselbe an ihn die Hälfte des schuldigen Kapitals zurückgezahlt und ihm acht Friedrichsd'or als Zinsen eingehändigt, dagegen aber seine Werthsachen, die er ihm verpfändet habe, zurückgefordert, die er in Betreff der rückständigen hundert Thaler ihm natürlich verweigert. Heinitsch sei bei dieser Verweigerung so in Wuth gerathen, daß er von demselben thätlich mißhandelt zu werden gefürchtet habe und sich deshalb ins Nebenzimmer,

welches er schnell verriegelt, geflüchtet hätte. Damals habe er ihn für betrunken gehalten und ihm aus dieser Ursache verziehen, jedoch nicht versäumt, ihn brieflich an Erstattung der rückständigen hundert Thaler zu mahnen. Der Maler habe ihm eben so schriftlich die gröbsten Beleidigungen angethan, sei noch mehrere Male in seine Wohnung gedrungen, um mit Gewalt die Pfandsachen von ihm zu fordern; indeß, durch seine alte Haushälterin stets von seinem Erscheinen in Kenntniß gesetzt, habe er sich jederzeit glücklich vor dem Wüthenden verborgen und würde diese Sache öffentlich gemacht und den Schutz der Gesetze für sich in Anspruch genommen haben, wenn er nicht immer die Hoffnung gehegt, daß Heinitsch zur Erkenntniß seines schweren Unrechts kommen werde; er habe ihn nicht für so bosheitsvoll gehalten und sich nur mit der Drohung begnügt, wenn er ihm nicht in Frist eines halben Jahres die noch rückständige Schuld nebst Zinsen zahle, er, Steglich, sich gezwungen sehen werde, auf anderem Wege, als in Güte, zu seinem Gelde zu kommen, um nicht dasselbe auf so empörende Art zu verlieren. Auf diese Drohung habe ihn nun der Maler verklagt.

Oswald war allerdings bestürzt.

„Nun," fragte Beinlich, „für wen glauben Sie, daß das Gesetz entschied?"

„Ich weiß es nicht."

„Für Herrn Steglich," war die Antwort; „es er=

kannte ihm den Schwur zu und er hat diesen mit solcher Ruhe geleistet, daß Jeder überzeugt war, wie das Recht auf seiner Seite sei. Das Gericht verhängte die Auspfändung über den Maler, um nicht nur die Schuld zu decken, sondern auch die entstandenen Kosten, und, da seine Habseligkeiten nicht hinreichten, so setzte man ihn in's Gefängniß, seine Familie ist dadurch ruinirt." —

„Mein Gott!" rief Oswald, — „sollte es denn aber möglich sein, daß dieser arme Maler zu einer solchen Lüge, zu einem so schändlichen Undank seine Zuflucht nehmen konnte?"

„Herr Steglich hatte geschworen," antwortete Beinlich, „wer dürfte an dem Schwur eines als rechtschaffen bekannten Mannes zweifeln? Und bringen Sie seine scheinbare Hartherzigkeit gegen die Familie des Lumpenschneiders in Verbindung mit diesem ihm geschehenen Undank, so verliert diese alles Gehässige."

„Dann hätte ich im Gegentheile diesen Mann beleidigt," sagte Oswald; „indeß, er gefiel mir nicht, er kam mir wie eine Katze vor — vielleicht irre ich mich."

„Trauen Sie nie dem Schein," warnte Beinlich.

Oswald war verstimmt, ungewiß in sich selber; diese kleine Erfahrung hatte in ihm jenes unangenehme Gefühl erweckt, welches sich gewöhnlich dann einzustellen pflegt, wenn wir uns eine Kenntniß aufgedrungen sehen, die allzusehr gegen unser Inneres, unsere Ueberzeugung

anstrebt. Diese Erfahrung wurde noch mehr verstärkt durch die Erinnerung an den Brief Athaliens; er hatte keinen richtigen Begriff über das Verbrechen der Untreue, welches ihm dieser Brief enthüllte, aber sein Gefühl sagte ihm, daß es ein Verbrechen sei und diese noch sehr geringen Kenntnisse, zu denen ihm der Zufall verholfen, minderten ziemlich stark den glänzenden Eindruck, den die Kraft und das lebendige Treiben dieses großen, gesellschaftlichen Verbandes auf sein so empfängliches Herz anfänglich gemacht hatte.

„Warum existirt keine Gleichheit unter diesen vielen Menschen, daß Einer so viel als der Andere besäße?“ fragte er sich, „wie paßt jene entsetzliche Armuth zu dem blendenden Reichthum, mit dem ein Theil der Bevölkerung prahlt und sich im Wohlleben gütlich thut? Und Herr Beinlich sagt, ich hätte nur jenes Elend kennen gelernt, deren Träger nicht mehr im Stande sind, oder keine Schaam mehr besitzen, es zu verbergen; es gäbe noch tieferes Elend, noch schrecklichere Leiden?“

Diese Gedanken beschäftigten ihn anhaltend und trübten seinen heitern Sinn, der so sehr mit seinem offenen, ehrlichen und mitleidsvollen Herzen in Verbindung stand. Er hatte allerdings das Factum der großen Armuth kennen gelernt, aber die Ursachen, aus denen es entsprang, die Uebelstände, die es nothwendig herbeiführt und erzeugt, lagen seinem noch ungeübten Blicke verborgen, er sollte erst später eindringen in dies schreck-

liche Geheimniß, vor dem man so gern die Augen schließt. Jetzt war er noch heiter, die Vergiftung geschieht allmälig.

Aus diesem Gewirr betrübender Gedanken, die sich ihm so unwillkürlich aufdrängten, riß ihn endlich die Erinnerung an die schöne Comteß Bettina — das war ein Lichtbild und er fand es ganz in der Ordnung, daß der König sie liebte, seine Begriffe waren in dieser Beziehung zu natürlich, um nur eine Ahnung einer conventionellen Scheidewand zwischen den Ständen aufkommen zu lassen. Er hatte sich vorgenommen, sie um Hülfe für die arme Familie des Lumpenschneiders anzugehen und war in der festen Ueberzeugung, seine Bitte nicht abgeschlagen zu wissen.

Er wanderte in's Schloß und erfuhr, daß die Comteß mit der Prinzeß nach dem königlichen Garten gefahren sei, da zuweilen der König daselbst zu diniren pflege.

Der königliche Garten, den er noch gar nicht hatte erwähnen hören, war ihm ganz fremd, er fragte also, wo er zu finden sei. Der Lakai lächelte vornehm.

„Was wollen Sie dort?“ fragte er.

„Ich habe mit der schönen Comteß zu sprechen, es ist sehr nothwendig.“

„Nun, da kann ich Ihnen im Voraus sagen, daß Sie sich nicht erst hinausbemühen,“ war die Antwort; „die Comteß ist da draußen für Niemand zu sprechen. Se. Majestät befinden sich draußen.“

„Ist das ein Hinderniß?“ fragte Oswald.

Ein höhnisches Gelächter war die Entgegnung; der Hofmensch drehte sich um, für solch’ ein ohne alle Kenntnisse der Dinge in der allerhöchsten Welt existirendes Wesen hatte er keine Antwort.

Oswald blieb also nichts weiter übrig, als sich nach dem königlichen Garten bei Jemand zu erkundigen und als er über die Gegend der Stadt, wo derselbe gelegen, hinlänglich berichtet war, trat er ungesäumt den Weg dorthin an.

„Ich sehe nicht ein, warum das ein Hinderniß sein soll, daß der König auch in dem Garten ist?“ sagte er zu sich; „der alberne Kerl lachte, als wäre mein Verlangen etwas Unpassendes — die Hilfe thut der armen Familie Noth, ich habe nichts, sie zu unterstützen, die Comteß aber ist jedenfalls reich, sehr reich, sie wird etwas für sie thun, gewiß, sie ist sehr gütig.“

Mit dieser Hoffnung setzte er seinen Weg fort und gelangte bald an den königlichen Garten, der sich am Ufer des Stromes hindehnte und eine reiche, schöne Aussicht bot.

Indeß zu seinem größten Erstaunen sah er sich hier eben so und in weit härterer Manier abgewiesen, nachdem er gesagt hatte, er wolle die Comteß um eine Unterstützung für die arme Familie des Lumpenschneiders bitten.

Man lachte ihn aus und schalt ihn verrückt und

die Wache schien schon Anstalt machen zu wollen, sich seiner zu bemächtigen; aber Oswald, diesmal von der Einsicht geleitet, daß er gegen die ihm weit überlegene Zahl Menschen jedenfalls den Kürzeren ziehen müsse und doch seinen Zweck nicht erreichen werde, entfernte sich mit raschen Schritten. Indeß der Widerstand, der ihm entgegengesetzt wurde, stachelte ihn gerade an, Alles aufzubieten, um bis zu der Comteß zu dringen.

Der Garten war ringsum mit einer hohen Mauer umgeben, durch welche keine Pforte weiter führte. Oswald calculirte, wenn er sich auf diese Mauer schwingen könnte, würde es ihm sehr leicht werden, auf der andern Seite einen Weg in den Garten hinab zu finden; aber wie erst hinaufgelangen? Von der Straße aus wäre ein solches Beginnen die größte Thorheit gewesen, es war Tag und man würde ihn gesehen haben.

Je mehr er an dies Unternehmen dachte, desto mehr fühlte er den Trieb, es auszuführen; es lag in dem Widerstand, den man ihm entgegengesetzt hatte und in dem Hinderniß, welches diese unersteigbar scheinende Mauer bot, ein besonderer Reiz für ihn. So war er an der Frontlänge der Mauer hingeschritten und schwenkte nun um deren Ecke.

Hier schien ein Uebersteigen eher möglich, obwohl ein neues Hinderniß sich hier vorfand; ein Privatgarten, mit einem eisernen Geländer umgeben, grenzte an die Mauer des königlichen Gartens, jedoch nicht in ihrer

ganzen Breite. Eine hohe, lebendige Taxushecke schloß sich in einzelnen Abtheilungen der Frontlänge der königlichen Gartenmauer an, hinter dieser Hecke schimmerte die Kehrseite eines anmuthigen Landhauses mitten im Privatgarten, der von schönen, mächtigen Alleen durchschnitten war. Ehe man in dies reizend gelegene Besitzthum, welches die Annehmlichkeiten eines ländlichen Aufenthalts mit dem Ueberblick der lauten, fröhlichen Regsamkeit ber Stadt, da der Strom dicht hier vorüberfloß, verband, eintreten konnte, mußte man das Thor des Gitters passiren, welches man nur theilweise von der Straße aus sehen konnte, indem die Abtheilungen der Taxushecke dasselbe so ziemlich verbargen.

Oswald hatte kaum dies günstige Terrain geprüft, als er nicht länger anstand, es zu seinem Zwecke zu benutzen.

Das Gitter bestand in einer kostbaren Schnörkelarbeit, die bis hinauf zur Höhe sich wand und in Lanzenspitzen auslief. Nach einigem Umherspähen überstieg Oswald das Gitter und befand sich in einem Buchengange, der noch laublos, aber trotzdem dicht, da er im Sommer eine einzige, langgedehnte Laube bildete, die ihn vor den Blicken der vielleicht im Landhause sich Befindenden verdeckte. Der Garten war menschenleer; obwohl das Wetter schön und hell, sogar mild war, so war es doch Märzzeit und die Natur erst im allmäli-

gen Erwachen begriffen, deshalb blieb auch Oswald gesichert, hier Niemand zu begegnen.

Nachdem er den Buchengang eine Weile entlang geschritten, bog er aus demselben nach der abgrenzenden Gartenmauer aus — hier war er noch sicherer vor den etwaigen Blicken eines in das Landhaus Gehörenden; das dichte Spalier, welches die beiden Seiten des Buchenganges bildeten, verbarg ihn genugsam, indeß zu seiner Bestürzung zeigte sich auch nicht die geringste Spur von Möglichkeit, auf die Mauer kommen zu können und diese sich immer mehr herausstellende Gewißheit war für Oswald sehr niederschlagend.

Der Gedanke, seine abenteuerliche Idee durchzusetzen, war so schön gewesen, so vollkommen harmonirend mit seinem energischen, keine Gefahr scheuenden Muthe, er hatte ihn gleichsam bandenfrei gemacht von der Fessel der Form, der er sich bisher während seines kurzen Aufenthalts in der großen Stadt hatte unterwerfen müssen. Oswald fühlte sich wohl, heiter bei dieser Idee, es kam ihm auch nicht im Geringsten in den Sinn, daß es ein gewagtes und im Ganzen durch nichts entschuldigtes, keckes und unpassendes Unternehmen sei.

Die senkrechte Mauer zu erklimmen war unmöglich, sie bot keinen Haltpunkt für Hand und Fuß. Diese mißliche Aussicht betrübte ihn. Den Blick hinauf zur Höhe der Mauer gerichtet, bemerkte er, daß jenseits eine

Terrasse sich an diese anlehnen müsse, denn er gewahrte einen niedlichen Pavillon und kleine Baumstämme.

„Dort müßte ich hinüber können,“ sagte er zu sich, „aber wie hinauf?“

Diese letztere Frage beschäftigte ihn außerordentlich.

„Was mag unter dem Dach da an der Mauer sein? ich muß es wissen!“

Ein ziemliches Stück von ihm entfernt, nach dem Flusse zu, stand ein schmales Dach, ohngefähr in halber Höhe der Mauer, hervor. Oswald hätte fast vor Freude laut gejubelt, denn er fand unter diesem Schirmdach einige Leitern an Haken an der Mauer, nach deren Länge hin aufgehangen, jedenfalls dienten sie dem Gärtner, um zum Beschneiden der Baumwipfel hinaufsteigen zu können oder zum Abnehmen der Früchte der einzelnen, zerstreut stehenden Obstbäume.

Diese Entdeckung zog Oswald aus aller Verlegenheit; ohne Säumen kettete er die größte der angehangenen Leitern ab und trug sie an die Stelle der Mauer, wo sich der kleine Pavillon über derselben erhob, er fühlte sich sehr glücklich und nachdem er die Leiter angesetzt, stieg er hinauf mit einer Schnelligkeit, die vielleicht erforderlich war, um die etwas morschen Sprossen durch keinen länger als höchstens eine Sekunde dauernden Druck zu beschweren.

In wenig Augenblicken schwang er sich über den Mauerrand und befand sich in dem Gebüsch einer künst-

lich angelegten Terrasse, mit dem Pavillon, den er von unten aus gesehen hatte.

Welch' eine Aussicht bot sich von diesem Platze! Für Oswald hatte der wirklich erhabene Ueberblick über die Gegend weniger Anziehungskraft in diesem Augenblicke, als die Aussicht in den königlichen Garten, der sich vor ihm hier ausbreitete, und obwohl derselbe jetzt ohne Naturreize erschien, so war doch die Phantasie des Jünglings lebhaft genug, um sich dessen Pracht im Sommer vorzustellen. Sein Sinn für das Schöne erfaßte leicht und froh, wo sich ihm eine Schönheit bot.

Links lag das Schloß, welches zu dem Garten gehörte, es gehörte dem Rococcogeschmack an, mit wunderlichen Verzierungen und Schnörkeln; aber es machte einen imposanten Eindruck, da es mit den in demselben Geschmack erbauten Treib- und Gewächshäusern, die nach dem Flusse hin lagen, in der vollkommensten Harmonie stand. Die noch laublosen Alleen, welche den Garten durchschnitten und deren Kronen, breit gezogen, im Sommer ein vollkommen schattiges Dach bildeten, hinderten jetzt die Uebersicht wenig. Auf den freien Plätzen präsentirten sich kunstvolle Springbrunnen, welche jetzt noch kein Wasser warfen. Statuen schimmerten, entblößt von ihrer Winterhülle, zwischen den Hecken von Taxus hervor. Oswald war überrascht von der Schönheit, die er hier sah.

An den großen Flügelthüren des einen Gewächs-

hauses bemerkte Oswald mehrere Männer, er hörte von dorther Musik. Er hielt dies Haus für ein kleines Schloß und wenn er auch, durch dessen Aeußeres verleitet, sich täuschte, so war diese Täuschung doch keine bedeutende.

Dies Gebäude war ein Wintergartensalon, den der König zu seinem Vergnügen hatte einrichten lassen und dessen Inneres prächtig dekorirt und mit allen nur wünschenswerthen Bequemlichkeiten versehen, mitten im strengsten Winter den Reiz der tropischen Länder bot, die wundervollste Blumenfülle und die erhabene Pracht der seltensten Gewächse vors Auge führte.

Im Garten selber bemerkte Oswald Niemand und nachdem er so viel als nur möglich sich davon überzeugt, trat er aus dem Gebüsch hervor, um die Terrasse hinabzugehen. Er war vielleicht schon bis zur halben Tiefe auf den breiten, gewundenen Weg hinabgestiegen, als er am Fuße der Terrasse Männerstimmen schallen hörte; er lauschte einige Sekunden und gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß die unten Sprechenden heraufkamen.

In der Befürchtung, daß es Leute von demselben Schlage sein möchten, die ihn am Schlosse, wo der rechte Eingang in den Garten sich befand, mit Grobheit abgewiesen hatten und welche jetzt, wo er so nahe seinem Ziele war, ihm besonders störend in den Weg treten konnten, da er auf eine höchst ungewöhnliche Art

sich auf dies Terrain gewagt, fand er es für zweckmäßig, sich durch einen schleunigen Rückzug vor dieser Gefahr zu sichern.

An den Seiten des hinabführenden Weges bot sich kein Versteck; hier stand eine junge Lärchenbaumpflanzung, die noch zu niedrig und zu dünn, Niemand verbergen konnte, es blieb ihm also kein Ausweg, als schnell wieder die Höhe zu gewinnen, um sich dort so gut als möglich den Blicken der Heraufkommenden zu entziehen. Er lief auf dem weichen Grasrande, der den Weg einsäumte, rasch hinauf, denn das Knistern seiner Schritte auf dem Kies des Weges würde ihn verrathen haben, die Lärchenpflanzung längs des gewundenen Weges deckte seinen eiligen Rückzug; aber er hatte nicht daran gedacht, daß das Gebüsch, welches oben das Plateau des Belvedere umgab, eben so dünn und niedrig war und durchaus keinen Versteck bot.

In dieser Verlegenheit, wo der einzige Ausweg ein schnelles Hinabsteigen über die Mauer auf der wankelhaften Leiter zu sein schien, fielen seine Augen auf den Pavillon — die Thüre führte allerdings von der Gartenseite in das Innere desselben hinein; aber er glaubte in aller Eile einen Versuch machen zu müssen. Sie war aufgeschlossen und er schlüpfte hinein, sie geräuschlos hinter sich in's Schloß legend.

Als er sein Asyl besah, erkannte er allerdings mit Schrecken, daß er hier an der Grenze jedes Auswegs

stehe. Kamen die Männer hier herein, so mußten sie ihn finden, hier gab es kein Plätzchen, das ihn verbergen konnte. Wäre es nicht zu spät gewesen, er hätte diesen gefährlichen Raum verlassen, indeß dazu war keine Möglichkeit mehr vorhanden; er hörte die Sprechenden schon näher kommen und sah sich gezwungen, zu erwarten, was da kommen konnte und mußte.

Der Zufall, der ihn hiehergeführt und gleichsam in einem unentrinnbaren Gewahrsam festhielt, war ihm nicht so ungünstig, als er im ersten Moment glaubte; er bemerkte einen Nachtriegel am Thürschloß und schob diesen vor. Diese Vorsicht rettete ihn vor einer schleunigen Entdeckung, denn als die Männer das Plateau betreten hatten, versuchte Einer von ihnen die Thüre zu öffnen.

„Die Lakaien haben schon geschlossen," hörte Oswald sagen.

„Nun, es thut nichts, Excellenz, die Luft ist mild und wir haben das wunderbare Glück, unsere Unterhaltung bei doppelter Beleuchtung fortzusetzen. Sehen Sie, Sonne und Mond!"

Ein leichtes Lachen folgte auf diese Entgegnung eines Andern und ein Dritter antwortete in heiterem Tone: „Einer ist zu viel!"

„In der That, Se. Majestät haben einen guten Geschmack," sprach der Erstere, nach einer kleinen Pause; „die Aussicht ist hier reizend."

„Der König liebt diesen Pavillon sehr," redete ein Anderer; „die schöne Bettina leistete ihm gewiß eine Stunde lang, nachdem wir herausgekommen waren, hier Gesellschaft."

„Nun, wir sind allein," fuhr der Erstere fort; „es ist hier ganz unmöglich, daß ein fremdes Ohr unsre Worte auffängt; lassen Sie uns gegenseitig unsre Ansichten austauschen, meine Herren, man wird uns im Salon nicht vermissen; Se. Majestät schlägt Ball mit der Comteß, wir sind zu alt, um unsre Bewunderung über die königliche Fertigkeit und die Grazie der schönen Schwedin bei diesem amüsanten Spiele ausströmen zu lassen. Reden wir von einem wichtigeren Spiele. Was halten Sie von dem Grafen, meine Herren? Ich beginne an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln."

„Excellenz," nahm ein Anderer das Wort, „wir müssen die größte Vorsicht walten lassen, wenn wir nicht zu der Ueberzeugung gelangen wollen, daß wir uns einer Illusion hingegeben haben, welche uns, statt aufwärts zu führen, in's Verderben stürzt."

„Ich gestehe, daß ich den Grafen zu fürchten beginne," sagte der Dritte; „im Besitz der Macht, welche ihm durch die Leidenschaft des Königs zu seiner schönen Tochter täglich mehr erhebt, erscheint er mir allmälig furchtbar. Ich glaube fast, daß wir die Täuschung, welche uns zu diesem Manne Vertrauen fassen ließ, bereuen werden. Er ist kalt wie das Nordlicht, das seine

Heimath, in Ermangelung der Sonne, erleuchtet; er strebt nur nach Macht, und wir — sind in seiner Hand."

„Sie vergessen," wandte der Erstere dagegen ein, „daß es nicht in unserer Wahl stand, ob wir unser Vertrauen ihm schenken wollten oder nicht; wir mußten, da unser Geheimniß verrathen war. Indeß verlieren wir nicht den Kopf, meine Herren, unterminiren wir das Feld; er muß so schnell fallen, wie er gestiegen ist, die Revolution ist auf unsrer Seite."

„Nur in dem Falle, daß wir der Schönheit eine würdige Rivalin entgegensetzen können," sagte der Eine, „und das dürfte schwer fallen."

„Ueberlassen Sie mir die Fäden dieser Intrigue, meine Herren," sprach der Vorige; „ich bin im Besitz von Hilfsmitteln, die ich aufbieten kann, sobald ich nur eine Vermuthung von einem Verrath des Grafen habe."

„Sie sprachen von Revolution," entgegnete Einer der beiden Andern; „ich baue mehr darauf, als auf eine Intrigue gegen die schöne Gräfin. So sehr auch der Schein von Glück und Zufriedenheit zwischen Volk und König besteht, so ist es doch nur ein Schein, der schnell verschwindet. Ich versichere Sie, meine Herren, es herrscht eine bedeutende Mißstimmung unter der bürgerlichen Aristokratie; sie fühlt sich verletzt, der König schmeichelt diesen Leuten nicht, die bürgerliche Büreaukratie ist

aufgeregt, sie sieht sich zurückgesetzt und der Stolz dieser Klasse ordensüchtiger Menschen hat durch die Bevorziehung des Adels einen harten, empfindlichen Stoß erhalten. Man hat sich viel versprochen von dem König und sieht sich betrogen."

„Nun, meine Herren," sagte die Excellenz, „die Umstände sind uns also günstig; aber arbeiten wir vorsichtig weiter, vor Allem, verlieren wir den Grafen nicht aus den Augen, er ist gefährlich. Eine Beruhigung kann ich Ihnen noch ertheilen. Graf Western ist der Unsre, versteht sich, nicht in dem Sinne, wie wir gegenseitig verbündet sind. Auch er besitzt Kenntniß des Geheimnisses, das wir kennen und durch ihn erfuhr ich erst gestern, daß dem König dieses ihn so stark berührende Geheimniß nicht fremd sei und Graf Frederic von Feldernburg und der junge Baron von Kronenhelm deshalb nach dem Herrenhause Else von ihm gesendet wurden. Graf Frederic kannte, so wie Western meint, die Ursache dieser Reise, der Baron von Kronenhelm aber nicht."

„Kronenhelm ist offener Feind Frederics," bemerkte Einer der beiden Andern; „es scheint etwas vorgefallen zu sein, das auch die Comteß mit berührt, denn es herrscht zwischen den Kronenhelms und dem Grafen und seiner Tochter eine außerordentliche Spannung."

Das Gespräch wurde nun abgebrochen, indem die Sprechenden den Platz, wo sie bisher gestanden, verließen

und noch eine kleine Weile auf dem Plateau vor dem Pavillon hin- und herpromenirten.

Oswald konnte nichts mehr von ihrer Unterhaltung verstehen; aber obwohl er keinen klaren Begriff von alle dem hatte, was er gehört, so fand er sich doch wunderbar angeregt; seine Heimath, sein liebes Else war erwähnt worden. Sein Erstaunen war nicht wenig dadurch angeregt; hier, im königlichen Garten, dem auffallendsten Contraste gegen das stille, von aller Welt abgeschiedene Herrenhaus in der Haide, wurde von diesem Asyl des Friedens gesprochen — er war erschrocken; in der That, seine Befremdung stieg auf den höchsten Grad, als er sich erinnerte, daß einer der Sprechenden gesagt habe, der Graf von Feldernburg und Baron Kronenhelm wären des Geheimnisses wegen, das dem König nicht fremd sei, nach dem Herrenhause Else gesendet worden, der Graf Feldernburg habe um das Geheimniß gewußt. Ein Geheimniß zwischen dem König und Vater Anselm! Das fesselte seine ganze Aufmerksamkeit, er rief sein Gedächtniß zu Hilfe, er suchte in der Erinnerung, ob er etwas sich zurückrufen könne, was einem Geheimniß vielleicht ähnlich sähe. Obwohl ihm jede Ahnung, ja sogar der Begriff fehlte, was eigentlich unter der Bezeichnung Geheimniß zu verstehen sei, so verfiel er doch auf einen Umstand, der freilich sehr dunkel vor seinem Gedächtniß schwebte; die Besuche der blauen Dame im Herrenhause, als er noch ein Knabe

war. Je angestrengter er an diese längst entschwundene Zeit zurückdachte, desto mehr trat sie vor seine Seele; die erloschenen Farben, die er damals frisch und lebendig mit der Freudigkeit des Kinderherzens in sich aufgenommen, schienen aus der Tiefe jetzt wieder aufzutauchen, ihn zu umspielen, wie die luftigen und doch so anmuthigen, farbenreichen Gestalten der Traumwelt. Als erschlösse sich die Vergangenheit seinem Geistesleben, so vertiefte er sich in diesen wachen Traum, und als er sich allmälig demselben entfremdete, sich der Wirklichkeit wieder zuneigte, traten dessen Lichtreflexe lebendig vor ihn hin, als hätte er das Alles erst jetzt durchlebt, es schien ihm ein Verständniß gekommen zu sein, wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht. Jene blaue Dame stand, wie damals, vor ihm, eine hohe, schlanke Gestalt, mit einem leidenden Ausdruck in dem blassen Antlitz; die Einförmigkeit seiner Lebensweise im Herrenhause Else, der stete Anblick der bekannten Personen, unter denen er auferzogen, konnte unmöglich eine so außerordentlich hervorstechende Gestalt, wie die der blauen Dame, so gänzlich aus seinem Gedächtniß verwischen, nur die Zeit, die Jahre vermochten es, einen Schleier über die deutliche Erinnerung an diese Gestalt vor seinem geistigen Blicke niedersinken zu lassen — Niemand hatte das Andenken an sie in seiner Seele wach erhalten.

Und wie er sich jetzt so in seine heitere, durch nichts

getrübte Knabenzeit recht hineindachte, den guten, alten Vater Anselm sich vorstellte, wie er diesen redlichen Greis tiefgebückt vor der blauen Dame hatte stehen sehen, wie ehrfurchtsvoll der ehrwürdige Magister sich von der Dame in einer großen Entfernung gehalten, als fühle er sich nicht würdig, ihr zu nahen und nur er, der sorgenlose Knabe, einen Platz an dem Herzen dieser blassen, leidenden Frau fand, von ihr geliebkos't und mit zärtlichen Namen genannt wurde: da wollte es ihm fast bedünken, als sei er selber der Mittelpunkt des Geheimnisses und die blaue Dame sei nur wegen ihm nach dem einsamen Herrenhause hingekommen. Oswald empfand ein wehmüthiges und doch wohlthuendes Gefühl bei diesem Gedanken, an den sich natürlich noch andere knüpften, die nur folgerecht demselben entsprangen. Wenn er so nachsann, wie der alte, gute Vater Anselm sich seinem Willen jederzeit gebeugt hatte, wie der ehrwürdige Magister, sein Vater, jetzt noch gegen ihn, den Sohn, keine Selbstständigkeit zeigte und Alle, die ihn umgaben, seit seiner Kinderzeit, eine unbedingte Hingebung, einen durch nichts wankend gewordenen Gehorsam gezeigt hatten und noch zeigten, dann schien die Ueberzeugung, das Verständniß, daß er die Hauptperson des fraglichen Geheimnisses sei, immer stärker in ihm zu werden und eine besondere Unruhe begann wach in ihm zu werden, jener Drang, klar zu sehen, Bestimmtes von Unbestimmtem unterscheiden zu können; halbes

Wissen oder Ahnen beunruhigt das Gemüth. An diesem Geheimniß mußte dem König viel gelegen sein, dieser hatte die beiden Cavaliere nach dem Herrenhause gesendet, Oswald erinnerte sich ihrer, durch sie erhielt er ja das erste Bild von dem bewegten, glänzenden Leben in der großen Stadt. Ihre Namen waren damals im Herrenhause genannt worden, aber Oswald hatte sie vergessen; einen von ihnen hatte er wieder gesehen, aber er wußte nun nicht, war das derjenige, von welchem die Sprechenden behauptet hatten, er sei von dem Geheimniß unterrichtet, oder war es der andere, den er noch nicht erblickt hatte? Und noch ein Umstand von besonderer Wichtigkeit, den er bis jetzt noch gar nicht beachtet, der sich nun aber eine größere Bedeutung durch die ihm so zufällig gewordene Anregung des Nachdenkens errang, beschäftigte ihn. Sein Besuch bei der schönen Comteß. Er erinnerte sich, daß sie ihn mit Blicken der höchsten Ueberraschung, als sie die Schriften las, die er ihr in dem Packet übergeben, betrachtet hatte. Warum diese verwundrungsvollen Blicke? Damals war er leicht über diesen allerdings auffallenden Umstand hinweggegangen, weil er nur insofern interessirte, als er die schöne Comteß allein betheiligt glaubte und sie ihm auf seine Frage, ob sie plötzlich krank geworden, da sie ein tiefes Schweigen beobachtete, mit Nein geantwortet hatte; jetzt aber brachte er ihre Frage nach der blauen Dame mit diesen Erstaunen ausdrückenden Blicken in Verbin-

dung und er konnte sichs nicht läugnen, daß eben diese Fragen wenigstens ein Beweis wären, daß auch sie diesem Geheimniß nicht ganz fremd sei.

In diesem Augenblicke freute er sich seines Wagstückes, in den königlichen Garten eingedrungen zu sein — jetzt mußte er mit der Comteß unter allen Umständen sprechen, dieser Entschluß stand fest bei ihm. Von ihr allein konnte er hoffen, mehr zu erfahren und rief er sich das angehörte Gespräch der drei Männer noch ins Gedächtniß zurück, so dünkte es ihn fast, als sei es eine besondere Pflicht für ihn, sich davon in Kenntniß zu setzen. Ihr Name war erwähnt worden und obwohl er den Sinn der Rede nicht genau verstanden hatte, da ihm die Verhältnisse, welche sie betrafen, gänzlich fremd waren, so glaubte er sich doch überzeugt, daß er feindlich gegen Bettina gerichtet gewesen sei. Man hatte von einem Grafen gesprochen, der kalt wie das Nordlicht seiner Heimath und den man zu fürchten beginne, man hatte dessen schöne Tochter erwähnt, zu der der König eine Leidenschaft habe — war die Comteß damit gemeint? Oswald ahnte es, ohne sich eine Rechenschaft dieser ihm sich aufdrängenden Vermuthung geben zu können; indeß, das war ihm klar: war wirklich die Comteß gemeint, dann betraf das Feindselige, von dem er Ohrenzeuge geworden, ihren Vater, den Grafen. Wie es auch sein mochte, er glaubte unter allen Umständen Bettina dies mittheilen zu müssen.

Tiefe Ruhe herrschte um den Pavillon, in welchem er sich eingeschlossen befand; ein brennend-rothgelber Sonnenschein vergoldete die Scheiben der beiden großen Bogenfenster, die Sonne neigte sich zum Untergang.

Er lauschte; Alles war ruhig, kein Lüftchen regte sich — langsam schob er den Riegel zurück und trat hinaus, auf das Plateau. Ha! welche Pracht! noch nie hatte er die scheidende Märzsonne in solcher Herrlichkeit gesehen. Die Fenster des Schlosses strahlten von Gold, der Garten war übergossen von dem ätherischen Glanze der sinkenden Tageskönigin und Oswalds schlanke, edle Gestalt auf der Höhe des Belvederes, umflossen von einem Nimbus von milden, flammenden Strahlen des Abendlichtes, wie ein schönes Bild von einer Glorie umgeben. Seine gelben, glänzenden Ringellocken hoben sich sanft im leisen Luftstrom und machten die Täuschung vollkommener, als fließe ein Goldschimmer um sein Haupt.

Nach einigem Sinnen und Ueberblicken des zu seinen Füßen sich ausbreitenden Gartens, dessen Statuen belebt erschienen, begabt mit Fleisch und Blut, im rothfunkelnden Abendlichte, verließ er die Höhe und erreichte ungehindert den Fuß der Terrasse. Jetzt war er geborgen und es kam nun darauf an, sich verborgen zu halten. Dies war hier nicht so schwierig, die umfangreichen, alten Stämme der den Garten in Sternform durchschneidenden Kastanien- oder Lindenalleen, die leben-

digen Hecken, wenn auch jetzt laublos, aber doch dicht und verwachsen, boten hinlängliche Versteckörter.

Nicht die Furcht, auf unrechtem Wege sich zu befinden, machte es ihn zur Nothwendigkeit, die Vorsicht wegen einer Entdeckung seiner Person als Haupterforderniß zu betrachten, sondern die Besorgniß, in Collision mit den Dienern zu kommen, also nur das Streben, der Gemeinheit zu entgehen.

Die Musik in dem Wintersalon dauerte fort; Oswald, der in den Alleen des Gartens keinen Bescheid wußte, nahm sie als Richtschnur zu seinem Ziele, es war auch das Klügste, was er bei seiner Unkenntniß thun konnte. So hatte er die Allee gewonnen, welche direkt zu dem Gartensalon führte; aber ein einziger Blick reichte hin, ihn zu überzeugen, daß der grade Weg ihn hier nicht ans Ziel führen dürfte, Hofdiener standen vor der Thüre des Salons. Er schlüpfte, um diesen Leuten nicht in die Hände zu fallen, quer durch die Allee und wandte sich nach dem Flusse zu, um von dieser Seite aus dem Salon zu nahen. So kam er zwischen einer Reihe Taxuspyramiden hindurch zu einem Rasenplatze zwischen Salon und Strom. Von hier aus konnte er sowohl den erstern wie den letztern sehen.

Der rothe Schimmer, der wie eine in Blut gebadete Scheibe untersinkenden Sonne bewirkte hier für ihn eine wunderbar-anziehende Täuschung.

Mitten auf dem Rasenplatz, auf einem mächtigen

Piedestal, stellte sich seinem Blicke eine Gruppe in Bildhauerarbeit vor, die ihn wegen dem auf sie fallenden Lichtreflex anfänglich erschreckte, denn er hielt die beiden Gestalten über Lebensgröße auf den ersten Anblick für lebendig. Die weißen Marmorfiguren, von der Purpurglut der Abendsonne getroffen, umdüstert von dem schon ungewissen Abenddunst, schienen Fleisch und Bein zu sein; ihre plastische Situation eine vom Augenblick entsprungene — er stand erstarrt für einen Moment, dann aber trat er näher; er stand vor der Gruppe des Kain und Abel. Welcher wahre Ausdruck in dieser Scene! er ergriff den Jüngling. Es war nicht der gewöhnliche Vorwurf, den sich die bildenden Künstler machen, den Brudermord thätlich darzustellen, es war vielmehr die Scene nach diesem ersten Opfer des Zornes und des Hasses. Kain in der Stellung des Entsetzens, der Erkenntniß, daß seine That, deren Wirkung er vorher nicht kannte, ein Mord gewesen sei. Hier war Kain ein Mensch, kein Teufel, ein Mensch mit heißem Blut, das durch den kräftigen, athletischen Körper braus'te, kein abschreckendes Gebilde thierischer Wuth, das nach Blut trachtet. Dieser erste Mord ist eine der wunderschönsten Schilderungen, die Moses hinterlassen hat, eine rein menschliche Charakterzeichnung — Kain kannte den Mord nicht, er wußte nicht, was der Todtschlag eines Menschen sei — nur Zorn und Haß lehrte ihn erst die entsetzliche Wirkung

und wieder schön menschlich geschildert ist seine Flucht, ein Zeichen tiefer, bittrer Reue. Und der rothe Brand der Sonne glühte auf dieser Marmorgestalt, als wäre Leben in ihr, während über Abels erblaßtes Antlitz nur ein schwacher, matter Schein hinglitt und seine zu Kains Füßen liegende Figur versank in den düstern Abenddunst, in den Schatten, welchen Kains abgewendete Gestalt auf sie warf.

Oswald stand vor diesem erhabenen Kunstwerk und fühlte sich so von diesem Anblick gefesselt, daß er nicht bemerkte, wie Schritte sich ihm nahten, bis er eine männliche Stimme fragen hörte:

„Wer ist das?“

Er blickte sich um und erstaunte.

Ein junger, blühender Mann, in einer glänzenden Uniform, von mehreren Herren begleitet, betrachtete ihn mit Verwunderung. Seine Begleiter zeigten ein eben so großes Erstaunen.

„Wer ist das?“ wiederholte der junge Mann mit merkbarer Ungeduld, sich zu seinem Gefolge wendend.

„Majestät, wir kennen den Menschen nicht!“

Das war der König! Oswald stand ihm gegenüber, sein Wunsch war erfüllt; er freute sich, einen König so schön repräsentirt zu sehen, so jung, so glänzend, wie er sich ihn gedacht hatte und diese Ueberzeugung machte ihn heiter.

„Wer ich bin?“ sagte er mit der ihm eigenthüm-

lichen Offenherzigkeit, dem Monarchen näher tretend; „Oswald Ehrenhaupt! und ich freue mich, einen König zu sehen! ich liebe alles Schöne und ein König muß der Schönste unter den Schönen sein — das ist auch so — ich bin sehr heiter, daß ich eine so schöne Majestät erblickt habe; gewiß, ich meine es ehrlich, es ist keine Lüge, ich schäme mich, eine Lüge zu sagen, denn es erniedrigte mich nur.“

Das Erstaunen, welches sein unvermuthetes Hiersein schon erweckt hatte, erstieg durch diese, so sehr von aller höfischen Regel abweichenden Manier, sich der Majestät zu nahen, den höchsten Grad.

„Was bedeutet das?“ sagte der König zu seinen Begleitern; „hat man einen Scherz improvisiren wollen und dieser junge Mensch redet Uns im Geiste seiner Rolle an, erwartend, daß ich darauf eingehe. Ach, das ist sehr gut, ich liebe das Unerwartete.“

Der König sagte das sehr heiter und als er zufällig den Blick seitwärts warf, gewahrte er Prinzeß Therese, Comteß Bettina und mehrere Ehrendamen der Ersteren, welche von Graf Frederic von Feldernburg geführt wurden.

„Siehst Du unter diesen Damen vielleicht diejenige, welche Dich zu dem Scherze angestellt hat?“ fragte der König leise und sehr heiter Oswald; „ich belohne Dir den kleinen Verrath gut, es interessirt mich.“

„Scherz?“ entgegnete Oswald; „ich weiß von keinem Scherze — was meint denn die Majestät damit?“

Die Prinzeß mit ihrer Begleitung trat jetzt heran; der König ging ihr ein paar Schritte entgegen und fragte scherzend:

„Wer war die Holde, die mir eine so schmeichelhafte Ueberraschung zu improvisiren gedachte? Sehen Sie diesen Liebesgott, er begrüßte mich als den Schönsten unter den Schönen. Nun — keine Antwort?“

Oswald hatte die Comteß erkannt und nahte sich jetzt derselben mit der vollkommensten Ungenirtheit, ja sogar mit einer offenbaren Vertraulichkeit.

„Ich suchte Sie, schöne Frau, ich habe Ihnen viel, sehr viel zu erzählen — über die Mauer bin ich gesprungen, ich wollte für den Lumpenschneider und seine arme Familie bitten und was habe ich dabei Alles erfahren! aber Sie sollen es wissen, Sie sollen Alles erfahren — Ihnen darf kein Leids geschehen.“

In diesem Augenblick flüsterte Graf Frederic dem König einige Worte zu.

Obwohl das glänzende Licht, welches die sinkende Sonne spendete, schon ziemlich verbleichte und in tieferes Roth wechselte, das schnell alle Abstufungen von Hellung zum ungewissen Zwielicht durcheilte, so gewahrte man doch einen Ausdruck des heftigsten Schreckens auf seinem Antlitz, den Jeder gleich auf Rechnung seiner Lei-

denschaft für die schöne und durch Oswalds Worte bedroht scheinende Comteß setzen konnte. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück und warf einen Blick höchster Befremdung auf Oswald. Die Comteß schien gleichfalls so heftig erschrocken, auch sie wich einen Schritt zurück.

„Der König erbleicht!“ riefen Einige aus dessen Gefolge; „wer ist der freche Mensch?“

„Ein Wahnsinniger!“ rief Graf Frederic laut.

„Ein Wahnsinniger! Hilfe! Hilfe! er will dem König ans Leben!“

Dies Geschrei erschallte zugleich von den Lippen der Umgebung, einige Damen flohen in größter Angst, die Lakaien stürzten wie ein Bienenschwarm herbei.

Oswald hatte sich, als Graf Frederic „ein Wahnsinniger!“ rief, nach ihm umgewendet; er erkannte ihn.

„Sie kennen mich!“ rief er ihm zu; „Sie sind es, Sie wissen .....“

„Packt ihn! bemächtigt Euch seiner!“ befahl der Graf den Bedienten.

„Wie? mich packen..?“ schrie Oswald außer sich; „warum? Sagen Sie warum?“ bei diesen Worten faßte er den Grafen an der Schulter; „will das der König? Wo ist der König? Ich will ihn fragen, ich will......“

Man hatte ihn vom Grafen weggedrängt, der augenblicklich den König, welcher vollkommen erstarrt

von diesen Vorgange stand, mit sich fort, nach dem Salon hinriß.

„Lassen Sie mich, Frederic!“ rief der König leise, zu sich kommend und sich gegen diese Flucht sträubend; „was haben Sie gethan?“

„Verzeihung, Majestät, es muß sein!“ entgegnete Frederic eben so leise; „ich rettete Sie und Ihr Geheimniß; von diesem kühnen, unternehmenden Jüngling ist alles zu fürchten und warum ist er hier? Bedenken Ew. Majestät das!“

„Mein Gott! welch eine Begegnung!“ rief der junge Monarch; „aber es mußte sein!“

Flüchtig, als wären Verfolger hinter ihm, eilte er, Frederic ihm zur Seite, nach dem Salon, wohin die Prinzeß und ihr Gefolge in größter Hast geflohen waren.

Aus dem Garten schallte Lärm von Stimmen; Oswald, der sich hier meuchlings überfallen sah, hatte alle seine Kräfte angestrengt, sich zu befreien, es erfolgte von Seite der Bedienten eine förmliche Perforcehetze, um ihn wieder habhaft zu werden, ein Theil der Lakaien lief nach dem Schlosse, die Ausgänge zu besetzen; diese Vorsicht war indeß sehr unnütz. Als Oswald sich am Fuße der Terrasse sah, über die herab er in den Garten gekommen war, jagte er diese hinauf; nur Wenige folgten ihm, da sie sich fest überzeugt hielten, er sei jetzt in eine Schlinge gerathen, aus welcher er nicht mehr sich

befreien könne, wenn sie den hinaufführenden Weg unten besetzt hielten. Bei dieser Berechnung gab es nur den einzigen Fehler, daß sie ohne den Verfolgten gemacht wurde, denn als dieser auf der Höhe der Terrasse angekommen war und seine Verfolger hinter sich sah, stand er keinen Augenblick an, durch einen verzweifelten Sprung von der hohen Mauer, in den Privatgarten hinab, sich zu retten. Zu diesem Sprunge hatte Niemand Lust; von der Kühnheit dieses jungen Menschen standen die Verfolgenden betroffen und strengten sich an, in die bereits sehr düster gewordene Tiefe zu sehen — Oswald regte sich nicht.

„Er hat sich den Hals abgestürzt!“ sagte einer der keuchenden Lakaien; „wenigstens können wir jetzt erfahren, wer der wahnsinnige Mensch ist? Er liegt fest hier unten und entläuft nicht mehr.“

Man verließ die Terrasse, um durch das Schloß und die Mauer entlang bis zum Gitterthor des Privatgartens zu dringen. —

Der junge Monarch war sehr verdüstert, die Freude aus dem Salon entflohen und keine Kunst, kein Zwang im Stande, die frühere Heiterkeit wieder zurückzuführen; ja, die Mißstimmung schien sich sogar zu verdoppeln, als man ihm meldete, daß trotz des verzweifelten Sprunges, bei dem jeder Andere einen Arm- oder Beinbruch davongetragen haben würde, der Wahnsinnige in dem

nebenanstoßenden Garten nicht zu finden und seine Spur gänzlich verschwunden sei.

Eine halbe Stunde später fuhr der König in die Stadt zurück und war an diesem Abend für Niemand sichtbar.

Am andern Tag verbreitete sich in der Stadt ein höchst unbestimmtes Gerücht von einem Attentat auf die geheiligte Person des Königs, ein Gerücht, das, wie ein Schneekügelchen, allmählig zu einem ungeheuren Ballen anwuchs und das Ganze der Erfindung eines müssigen Kopfes, der sich zu amüsiren wünscht, ähnlich sah, wo man es aufgeben mußte, der Unmöglichkeit wegen, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden.

Ende des ersten Theils.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.